Keine wahre Ehre ohne Tugend.

Ueber

das alte Ritterwesen,

das falsche Point d'honneur,

die wahre Herzhaftigkeit

in Rüksicht auf die

Duelle

und die

Nothwendigkeit einer guten Erziehung.

Mit einigen

kriegswissenschaftlichen Bemerkungen

dem jungen Adel und angehenden Offizieren

gewidmet von

Carl Siegmund von Ziegesar,

vormals

Königl. Großbritt. und Churfürstl. Braunschw. Lüneburg. Obristwachtmeister der Cavallerie.

Stuttgart,

bey Erhard und Löflund.

1793.

W St d 691/152

Erklärung des Titel-Kupfers.

Minerva führt einen jungen römisch gekleideten Krieger von dem Tempel der Tugend zum Tempel der Ehre, wo die Göttin der Ehre mit dem Lorbeer-Kranz in der ausgestrekten Hand ihn zu empfangen und zu belohnen bereit stehet.

ALBERT
Frh.
v. BOINEBURG=
LENGSFELD
in Weilar.

Dem

Durchlauchtigſten Fürſten und Herrn,

Herrn

Carl Wilhelm Ferdinand

Regierendem Herzoge zu Braunſchweig-Lüneburg ꝛc.

Sr. Königl. Preuß. Maj. General-Feldmarſchall,

Meinem Gnädigſten Herzog und Herrn.

Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Herzog und Herr!

Euer Herzoglichen Durchlaucht überreicht hier allerſubmiſſeſt, ein alter Krieger, der ehemals das Glük gehabt, unter Höchſtdero glorreichen Anführung zu dienen, einige Reſultate ſeiner fortgeſezten militariſchen Betrachtungen. Sie ſind ein unvollkommener Verſuch, dem jungen zum Kriegsdienſte beſtimmten Adel nüzlich zu werden.

Der erhabene Name und der Erfolg von der gewürdigten Prüfung von Euer Herzoglichen Durchlaucht, kann allein den Werth dieses Buchs bestimmen.

Die gnädige und huldreiche Aufnahme desselben würde zwar allezeit meine Ehrbegierde begnügen, aber noch nicht die unauslöschbaren dankbaren Gefühle meines Herzens begrenzen, wenn ich sie nicht zugleich, und besonders in den jezigen Zeiten und in diesen Gegenden, wo jeder deutsche Patriot seinem Erlauchten Befreier und Beschüzer neue Lorbeeren um die Schläfe windet, und für seine Erhaltung die Hände zur Allmacht empor hebet, als die glüklichste Gelegenheit betrachten dürfte, Euer Her-

zoglichen Durchlaucht ein öffentliches Denkmahl jener tiefsten Verehrung, Bewunderung, und der respektuosesten und eifrigsten Anhänglichkeit zu weihen, mit der ich ersterben werde, als

Euer Herzoglichen Durchlaucht,
Meines gnädigsten Herzogs und Herrn

unterthänigst gehorsamster
C. S. von Ziegesar.

Vorrede.

Ich wage es mit einiger Schüchternheit, dem Publikum eine Schrift bekannt zu machen, die ich anfänglich einzig und allein für meinen zum Kriegsdienste bestimmten Sohn niedergeschrieben hatte. Nur die Betrachtung, daß es für jeden Patrioten Pflicht sey, nach Kräften zum allgemeinen Besten mitzuwirken, konnte die mancherley Bedenklichkeiten überwiegen, und mich bestimmen, öffentlich gegen ein Vorurtheil zu sprechen, das noch heut zu Tage nur allzuviele Vertheidiger hat. Sollten indeß einige angehende Offiziere oder junge Edelleute und andre Jünglinge, die sich dem Kriegsdienste gewidmet haben, in diesem Buche Anlaß finden, vorsichtiger in ihrem Wandel zu seyn, nach Rechtschaffenheit, Edelmuth und wahrer Ehre unabläßiger hinzustreben und sich eifriger zu Soldaten zu bilden, die ihre Pflichten lieben, so wäre eine Hauptabsicht der Bekanntmachung dieses Buches erreicht.

Es sey demnach nicht allein meinem Sohne, sondern allen denen zugedacht, welche die Erfahrung noch nicht zu Hülfe rufen können, oder deren Herz durch Vorurtheil und Gewohnheit noch nicht gänzlich von falschen Grundsätzen der Ehre eingenommen ist.

Nur von der Tugend erhalten die größten Thaten ihren Glanz; ohne sie, ohne Rechtschaffenheit und Menschenliebe, und vor allen Dingen, ohne ungeheuchelte Empfindungen der Religion, kann man sich nicht wohl einen unzweydeutigen Begriff von einem Mann von Herz und Ehre machen. Eine Wahrheit, die, ob sie gleich durch die Erfahrung und die Geschichte aller Zeiten bestätiget ist, doch nicht allemal oder wenigstens nicht ernstlich genug, bey der Vorbereitung junger Leute zum Kriegsdienst, in Betrachtung gezogen wird. Leider nur zu oft begrenzet man sich bey der Bildung junger Krieger an dem wissenschaftlichen Unterrichte, und vernachläßiget die Bildung ihres moralischen Charakters! Und doch wird Niemand die mächtigen Einflüsse miskennen wollen, welche gute Sitten, geläuterte Begriffe von wahrer Ehre, ächter Tapferkeit und der erhabenen Würde des Soldatenstandes, auf den Dienst selbst haben müssen. Aus jener Vernachläßigung entstehet denn natürlich die Folge, daß die meisten von ihnen schon alle die Vorurtheile vom falschen Point d'honneur, und misverstandener Ehre mit in den Dienst bringen,

welche ältere Offiziere zum Theil weniger zu bestreiten, als durch ihr Beyspiel aufzumuntern, sich zur besondern Pflicht zu machen scheinen.

Man erwarte keine vollständige Abhandlungen über die mancherley reichhaltigen Gegenstände, die ich meistens nur berühren konnte, und die ohnehin schon von mehrern Gelehrten eben so gründlich als schön bearbeitet worden sind. Die vortrefflichen Männer, deren Schriften ich anführe, haben ohne Zweifel den Endzwek gehabt, gemeinnüzig zu seyn. Sollten sie es verübeln können, wenn ich in dieser Absicht ihre Schriften gebrauche; wenn ich ihnen dafür danke, und solches hier öffentlich thue? Sollten sie mir nicht die Ehre gönnen wollen, ihr Schüler und Anhänger derjenigen Meynungen zu seyn, von denen sie mich überzeugt haben? Für Gelehrte schreib' ich nicht; ich bin kein Gelehrter.

Je ne suis que Soldat,
je n' ai que du Zèle!

Aber — muß man denn, um die Resultate seiner Erfahrungen und seines Nachdenkens niederzuschreiben, nothwendig ein Gelehrter im eigentlichen Verstande seyn? Ich bin nicht so thöricht, den Gelehrten oder den General unterrichten zu wollen. Ich

spreche blos allein mit der unerfahrnen Jugend; ihr eigentlich sind meine Bemühungen gewidmet. Aeltern und höhern Offizieren unterwerfe ich mit aller Bescheidenheit diese Betrachtungen zur nähern Prüfung; vielleicht erregen einige wichtige Wahrheiten ihre Aufmerksamkeit.

Ueberdieß sind diese Wahrheiten, von denen ich zu überzeugen suche, noch lange nicht so durchgängig geschäzt, noch so völlig anerkannt, daß es gänzlich überflüssig wäre, sie von neuem einzuschärfen, und den unvergleichlichen Werth eines tugendhaften Soldaten anzupreisen, und jeden, dem sein Glük und ein gutes Gewissen lieb ist, vor Untugenden und Vorurtheilen zu warnen, welche die Menschheit verabscheuet, und die dem Adel- und Soldatenstande mehr zur Schande als zur Ehre gereichen.

Ich bin bei Untersuchung meines Gegenstandes der Quelle nachgegangen, aus der die meisten Duelle entspringen. Ich habe mir angelegen seyn lassen, die Mittel zu finden, wodurch dieses noch zur Zeit unausrottbar gebliebene Uebel wenigstens doch geschwächt und vermindert werden könnte. Habe ich sie nicht gefunden, so glaub' ich doch, sie auf keinem unrechten Wege gesucht zu haben. Ich werde daher allemal meinen Trost in der Reinigkeit meiner Absichten finden. Möcht' es aber doch meiner Feder

gelungen seyn, das Bild eines tapfern, klugen und tugendhaften Offiziers mit so schönen Farben der Wahrheit gemäß entworfen; dagegen die Duellsucht, die Rachbegierde, die Unmäßigkeit und andere Laster in ihren häßlichen Gestalten so natürlich geschildert zu haben, daß der beglükenden Tugend noch mehr Herzen gewonnen, dem verderblichen Vorurtheil aber seine Herrschaft immer merklicher entrissen würde! Möchte doch dieses sonst unbedeutende Werk, eine heilsame Veranlassung zu Abwendung nur Eines einzigen Unglüks werden, und dem Staate auch nur Einen braven Mann erhalten! O wie glüklich würd' ich mich schäzen!

Gönnen Sie wenigstens, meine jungen Freunde, diesen Betrachtungen die ganze Aufmerksamkeit, die Sie Ihrem eigenen Besten schuldig sind. Thun Sie das um so mehr, da die unächte Herzhaftigkeit in ihrem schimmernden Kleide so vieler Augen verblendet, da das falsche Point d'honneur für unsre Wohlfahrt oft so verwüstend, und dennoch beym ersten Anblik so verführerisch ist, daß selbst verständigere und edlere Seelen nicht selten in Gefahr kommen, von demselben überwältigt zu werden.

Von Euch, gute Väter, zärtliche Mütter, hoffe ich wenigstens Nachsicht, wenn ihr meinen Gegenstand nicht so vollkommen, als ich wohl wünschte, bearbei-

tet findet. Von euch allein darf ich vielleicht einigen Dank erwarten, wenn ich Euern Söhnen die Gedanken mittheile, die ich aus der Fülle meines Herzens, für meinen den Waffen gewidmeten einzigen Sohn, niedergeschrieben habe. Vielleicht darf ich ihn auch von jedem Edelgesinnten hoffen, der jedes Saamenkörnlein schätzt, das für die Glükseligkeit der Menschen ausgestreut wird, und es nicht gleich deswegen verachtet, weil es klein ist, und seine Frucht nicht, wie eine Zeder, unter andern Bäumen hervorragt.

Mein guter Wille war groß! und stiften diese Blätter hin und wieder etwas Gutes, so bin ich belohnt.

Einleitung.

Wer ein verjährtes Vorurtheil angreift, und drohte es auch unſerm Glük und Leben, der hat es mit einem Ungeheuer zu thun, das ſchwer zu beſiegen iſt; und Gewohnheit, die man einmal aufgenommen hat, iſt ein Schooskind unſrer Seele, das ſich nicht ohne harten Kampf von der geſunden Vernunft verdrängen läßt. Es gehört Gewalt dazu, ſie aus ihrem Schlummer zu bringen, und die Hinderniſſe, welche ſie uns entgegenſtellt, wegzuräumen. Dieſe Betrachtung ſollte mich abſchreken, einen Feind zu beſtreiten, der zum Theil den blendenden Schimmer von Herzhaftigkeit und Muth, das falſche Point d'honneur, die misverſtandene Ehre, und eine tiefeingewurzelte Meynung zu Vertheidigungs-Gehülfen hat. Jedoch, ich wage den Verſuch. Vielleicht bin ich ſo glüklich, dieſer Hydra wenigſtens doch Einen ihrer Köpfe abzuhauen, ohne daß an ſeiner Stelle ein neuer hervorwachſen könnte.

Alles kommt auf die Vorſtellung an, die wir uns von einer Sache machen. Aus unrichtigen Vorſtellungen haben alle fehlerhafte Handlungen ihren Urſprung. Die Begriffe von der Ehre — erbten die Deutſchen von ihren rohen Ahnen; aus dieſen entſtund dann das falſch gewählte Mittel, ſich durch die Duelle die Ehre der Herzhaftigkeit und den Namen des tapfern Mannes zu verſchaffen. Auf ſolche

Art erzeugten diese falschen Begriffe von Ehre und Tapferkeit, mit Rachgierde vereinigt, ein Ungeheuer, das im mittlern Zeitalter am fürchterlichsten gewüthet hat: und noch in den gegenwärtigen Zeiten, wo man so sehr an der Aufklärung des Kopfes und an der Bildung des Herzens arbeitet, noch nicht ganz vertilgt werden konnte.

Die Duelle also, welche nichts anders, als von unsern Verfahren ererbte, und nun verjährte Vorurtheile und Unmenschlichkeiten sind, geben den auffallendsten Beweis, wie viel uns hierin und noch in andern Stüken von der Barbarey jener Zeiten übriggeblieben ist, und wie schwer es dem Menschen wird, sich von angeerbten Vorurtheilen loszuwinden, und eingewurzelten Meynungen, welche die Zeit geheiligt hat, zu entsagen.

Man würde sicherlich im Adel- und Militärstande, auch wohl auf Hohenschulen, weit weniger von Duellen hören; die Annehmlichkeit des gesellschaftlichen Lebens würde weit weniger durch Zänker und unsittliches Betragen gestört werden, wenn man in der Erziehung, und insonderheit bey der des jungen Adels und anderer zum Kriegsdienste bestimmter jungen Leute, sich mehr angelegen seyn ließe, ihnen gereinigtere, unsern Christenpflichten näher kommende Begriffe von wahrer Ehre und Herzhaftigkeit einzuprägen, und ihr Herz durch Grundsäze der Religion gegen Vorurtheile und Leidenschaften zu stärken, die ohne jene schwer zu besiegen sind, und die man gleichwohl, wenn man nach dem äußerlichen Schein urtheilen will, vielfältig bey dem Erziehungsgeschäft als ein bloses Nebenwerk behandelt. Man verlangt von einem zum Kriegsdienste bestimmten jungen Menschen mehrentheils weiter nichts, als die Erlernung derjenigen Wissenschaften, die zum Kriegshandwerk

gehören. Man will, daß er abgehärtet, herzhaft, unerschroken und überhaupt ein braver Offizier werde, dem die Ehre lieber als das Leben seyn müsse. Vortreflich! Aber, sucht man ihn auch bey Zeiten auf große Thaten aufmerksam, und mit allen Heldentugenden, durch Festsezung richtiger Begriffe, immer bekannter zu machen, in seinem Herzen ein Feuer der Nacheiferung anzufachen, und ihn durch alles dieses mit jenem hohen Gefühl von militärischer Ehre zu beseelen?! Weiß er, worin eigentlich diese Ehre bestehe, wodurch man sie und die daraus berfließende Herzhaftigkeit und Tapferkeit erlange und befestige; durch was sie unerschütterlich werden? Lernt er seine Pflichten und die Mittel kennen, durch welche er den Ruhm eines braven Officiers, und der damit unzertrennlich verbundenen Rechtschaffenheit erwerben kann. Mit Einem Worte: drängen sich alle unsere Bemühungen auf den Punkt der Ehre und der Vaterlandsliebe zusammen?

Allerdings wichtige Fragen — erhabene Forderungen! über die ich in dem Buche selbst, nach dem Maase meiner Kräfte, etwas zu sagen gedenke.

Um meinem Zwek näher zu kommen, finde ich nöthig, mich bey Beschreibung des alten Ritterwesens und der Turniere, dieser ehemaligen Schule der Tapferkeit, ziemlich lange zu verweilen, hoffentlich ohne befürchten zu dürfen, daß ich meinen jungen Lesern dadurch lange Weile verursachen werde: diese werden vielmehr die Bemerkung eines neuern richtigdenkenden Schriftstellers eben so wahr als schön finden, welcher sagt: Betrachten wir die gesammte Anstalt der Turniere und die dabey vorgeschriebenen Gesezze, so finden wir: Es war gewiß keine verachtungswürdige, eine blos tändelnde Politik, die solchen Uebungen Glanz

und Ansehen verschaffte, und nach alter Beschaffenheit des Kriegswesens eben so wichtig und zwekmäsig, als alle jezige Exercitien. Nimmt man dazu den Eindruk, den das allgemeine Lob, das dem Ueberwinder gezollt wurde, auch auf die andern und auf die gesammten Zuschauer machen mußte; die Gewandtheit, die der Geist und der Körper hier erlangen mußten, das starke Gefühl von Ehre und die herrschende Liebe für Tapferkeit, was hier in diesen mit Recht genannten Schulen der Tapferkeit gepflanzt wurde, so können wir diesen Uebungen sicherlich nimmer und nimmer unsern Beyfall und unsre Bewunderung versagen" ꝛc. Sie müssen, werde ich noch beyfügen dürfen, in jungen ehrliebenden Gemüthern Nacheiferung erweken, und sie zu herzhaften, großen und edeln Thaten entflammen.

In unsern fieberhaften Zeiten, sagt neuerlich der vortrefliche Präsident von Kozebue, wo es Mode wird am Daseyn Gottes zu zweifeln, wo man Empörung zu Heldenthaten stämpelt; wo man es für überflüßig hält, Gott und dem Kaiser zu geben, was ihnen gebührt, wo man den Adel herabzuwürdigen glaubt, wenn man auf ihn schimpft; wo die Gleichheit aller Stände der Steckenesel ist, auf welchem junge Dichter reiten; heut zu Tag verdient Dank der Mann, der es versucht, den jungen Adel zu jenen Verdiensten aufzumuntern, die ihren Ahnen den Adel gaben; der ihnen beweist, daß der Dummkopf und der Feigherzige geborne Sklaven, der Weise und Tapfere, geborne Edelleute sind; der den jungen ahnenstolzen Laffen erinnert: nur Tugend sey der wahre Adel! Doch auch die alles bespöttelnden Freyheits- und Gleichheitsprediger überzeuget: Der alte Geblechtsadel sey keine bloße Chimäre. Große Männer haben mit Recht des unächten Ahnenstolzes gespottet, und kleine Männer, deren Gewissen nicht frey davon ist, mögen

diesen Spott hier wieder lesen. Freilich soll der Pflaumenbaum, der doch nur huzelichte gelbe Pflaumchen trägt, sich nicht brüsten, weil er aus einem Aprikosenkern entsprossen ist, der einst aus Epirus gebracht wurde.

Das ist eine wassersüchtige Ehre, die blos vom Stolz der Geburt aufschwillt. Das Wort Ehre wird auf jedem Grabe gemißhandelt, ist ein lügendes Siegeszeichen jeder Gruft, und eben so oft stumm, wo Vergessenheit das Gras wirklich ehrenwerther Gebeine ist. (*)

Die sich mit Bildern und Stammtafeln brüsten, sind freilich bekannte Menschen, aber darum nicht immer edle Menschen. (**)

Mancher würde vor seinen Ahnen laufen, wenn er plözlich in ihrer Mitte stünde. Man werfe einen Blick auf die rohen Menschen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, wie sie nur von Turnieren und Fehden träumen, wie sie in Gottes Namen ausziehen, arme Handelsleute auf der Straße anzufallen und zu berauben; wie sie ihre Rache an den Meistbietenden verhandeln, und dieser dann auf seinem Bergschloß lauert, den unbefangnen Reisenden niederwirft, oder eine Ritterzehrung von ihm heischt, u. s. w. Freilich wuchs auch Weizen unter jenem Unkraut, und Heldenthaten keimten zwischen Raub und Mord. Der Segen beschützter Wittwen und Waisen, drang öfter zum Himmel empor, als das Nothgeschrei geplünderter Wehrlosen.

Wirklich ist der Adel etwas Großes, wenn er sich auf eigene Verdienste, oder auch auf ausnehmende Verdienste der Voraltern gründet. Wie schön ist jener Adel, sagt

(*) Schakespeare.
(**) Seneka.

Plutarch, der durch Tugend entſprungen, von den Vorfahren auf uns herabgeleitet wird, und ihr Andenken in uns erneuert. Aber läppiſch, kann man hinzuſetzen, iſt der darauf ſich beziehende Stolz, wenn man entweder ſchlechterdings auf ſeine Titel und Wappen, oder ſo ſehr auf die Verdienſte ſeiner Vorfahren ſtolz iſt, daß man es für überflüſſig hält, ſelbſt Verdienſte zu erwerben.

Junge von Adel ſollen ſich alſo zwar nicht in die Verdienſte ihrer Voraltern hüllen, und mit deren Nachruhm prahlen wollen. Wem aber, wie Plutarch in dem Leben des Aratus ſagt, ſeiner Väter hoher Geiſt angeerbt iſt, wer ſein Leben nach den ſchönſten Muſtern bildet, dem muß es doch Freude machen, wenn er ſich der edelſten ſeines Geſchlechts oft erinnern, oft von ihnen hören und ſprechen kann. Er ſchmeichelt ſeinem Ehrgeiz nicht, aus Mangel eigner Vorzüge, mit fremdem Lobe, ſondern er ſetzt erworbene und angeborne Ehre in Verbindung, und macht ſeinen Vorfahren, nicht blos als ſeinen Vorfahren, ſondern auch als ſeinen Anführern zu ſchönen Thaten, Ehre.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Das Merkwürdigste aus der Geschichte der alten Ritterzeit.

I. Abschnitt.

Von dem Ursprung der Zweikämpfe, der Gottesgerichte, und den Gebräuchen, die dabei vorgegangen.

II. Abschnitt.

Durch die Turniere wurden die Duelle noch gangbarer gemacht.

III. Abſchnitt.

Pflichten der Erſtern.

IV. Abſchnitt.

Vom Einfluß der Liebe auf das Ritterweſen.

V. Abſchnitt.

Von dem Urſprung der Ritter, milites genannt, und wie dieſelben geſchlagen wurden.

VI. Abſchnitt.

Vom Urſprung der Ritter und Ritterorden.

VII. Abſchnitt.

Ritterweſen in Deutſchland im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert.

Zweite Abtheilung.

Allgemeine Raiſonnements und Betrachtungen über das Duell.

I. Abſchnitt.

Vorläufige Bemerkungen.

II. Abschnitt.

Von der wahren Ehre, dem falschen Point d'honneur und der Rachgierigkeit.

III. Abschnitt.

Was der Muth sey? worin der Heldenmuth, die Streitbarkeit, die Tapferkeit und die Herzhaftigkeit bestehe?

IV. Abschnitt.

Eigentlichere und nähere Bestimmung der heroischen Tugenden.

V. Abschnitt.

Beweise, daß Heldenmuth und Tapferkeit durch Gottesfurcht und Frömmigkeit erweckt, gestärkt und befestiget werden.

Dritte Abtheilung.

I. Abschnitt.

Von dem Duell insbesondere.

II. Abschnitt.

Von der Nothwendigkeit einer guten Erziehung.

III. Abschnitt.

Etwas über die militärische Erziehung, mit Anmerkungen für Anfänger in der Kriegskunst.

IV. Abschnitt.

Auf welche Art und durch welche Mittel die Duelle wo nicht gänzlich vertilgt, wenigstens doch seltner gemacht werden könnten.

Erste

Bayerische Staatsbibliothek München

Erste Abtheilung.

Das Merkwürdigste aus der Geschichte der alten Ritterzeit.

I. Abschnitt.

Von dem Ursprung der Zweykämpfe, der Gottesgerichte und den Gebräuchen dabey.

Es würde eine eben so vergebliche als unnütze Bemühung seyn, wenn man den Ursprung des Zweykampfes aufs genaueste bestimmen, und ihn in dem entferntesten Alterthum aufsuchen wollte. Eine solche genaue Bestimmung vom Ursprung und Alterthum einer Sache, bleibt immer vergeblich, wenn es dabey auf Bewegungen des Gemüths und auf Handlungen ankommt, die allen Menschen gemein sind; denn es ist gewiß, daß die Menschen zu aller Zeit die Leidenschaft in der Seele verspürt haben, welche sie antrieb, wegen zugefügten Beleidigungen Rache auszuüben. Man müßte das menschliche Herz nicht kennen, wenn man glauben wollte, daß Leute, die eben solche Temperamente gehabt, als die jetztlebenden Menschen, sich nie mit einander herumgeschlagen hätten, wenn einer vom andern beleidigt war oder sich beleidigt glaubte. Alles, was sich davon sagen läßt, ist dieses: daß dergleichen Zweykämpfe nicht nach gewissen Gesezen eingerichtet, auch nicht so vielfältig gewesen als sie hernach geworden sind.

Man muß dasjenige in den mittlern Zeiten aufſuchen, was man eigentlich die Duellſucht nennt, da die Zweykämpfe durch Geſeze und Beyſpiele der Könige, zu allgemeinen Gewohnheiten gemacht worden. Es waren Zeiten, wo das Ritterweſen beſonders Mode war. In Deutſchland wußten die Lehenherrn guten Gebrauch von ihren ritterlichen Vaſallen zu machen. In Spanien und Portugall brauchten die Könige oder Feldherren ſie gegen die Mauren, Muſelmänner u. ſ. w. und nur gar zu gut nüzten die Päbſte zu den Zeiten der Kreuzzüge die ſchwärmeriſche Ritterſchaft.

Zu jenen Zeiten, vom zehnten bis ins dreyzehnte Jahrhundert, war das Duell eine geheiligte Sache. Man entſchied große Staatsgeſchäfte und wichtige Prozeſſe durch ein förmliches Duell. Kaiſer, Könige, Parlamente, Biſchöffe und Gerichtshöfe, verordneten zur Entſcheidung manches Streites, das Duell. Oft getraute man ſich nicht, eine wichtige Sache zu entſcheiden, oder man verſtand es nicht, oder, um alle Weitläuftigkeit zu vermeiden, wollte man das Kürzeſte ergreifen.

Duellum iſt daſſelbe Wort, aus welchem in der Folge das Wort Bellum, Krieg, Streit entſtand. Erſt bedeutete es der Abſtammung nach einen Streit zwiſchen zweyen Perſonen, oder Parteyen. Da hernach das Wort Bellum Krieg überhaupt zu bezeichnen anfieng, ſo wurde Duellum bloß von einem Streit zwiſchen zwey einzelnen Perſonen gebraucht; und es bedeutet heut zu Tage einen Streit, Kampf, welcher allein unter und von zwey Perſonen, um Leib und Leben, und unnöthiger Weiſe, wegen einer ſogenannten Beleidigung an der Ehre, gehalten wird.

Wir müſſen uns aber zwiſchen Zweykämpfen und Duellen nach unſern jezigen Gewohnheiten, einen be-

stimmtern unterscheidenden Begriff machen. Ich verstehe unter Zweykampf einen besondern Streit zwischen zwey oder vier Menschen, welche eben nicht die an ihnen beleidigte Ehre, sondern die beleidigte Ehre des Volks, mit Erlaubniß oder Gebothe dessen, dem sie dienen, zu rächen gesonnen sind. Die Zweykämpfe können zwar mit mehrern Personen, aber immer Mann für Mann, geführt werden. Ich rechne dahin: den Zweykampf Davids und Goliaths; den Kampf der zwölf Männer aus Benjamin; ich seze in diese Reihe, den Streit der Horatier und Curiatier; des Titus Manlius Torquatus mit einem Gallier; des Markus Valerius mit einem andern Gallier, und des Konsuls Markus Klaudius Marcellus mit dem Viridomarus, dem Heerführer der Gallier, welches doch unter den Römern, weil sie das Leben eines Generals besser schäzen lernten, der lezte öffentliche Zweykampf gewesen ist. Wir sehen, daß bey den gesitteten Völkern, auch in den ältesten Zeiten, kaum die Zweykämpfe bekannt gewesen, die Duelle aber gar nicht. Der Kampf der Thebanischen Brüder, des Artaxerres und Cyrus, des Aruns und Brutus, des T. Manlius und Geminius Metius im Krieg mit den Lateinern, kann jedoch mehr zu den Duellen gerechnet werden.

Wir finden auch schon Spuren der Zweykämpfe bey den Longobarden, nämlich da ein Longobarde die Austrasier ausgefodert hat. So kann auch der Zweykampf des Fränkischen Königs Clotars mit dem Herzoge der Sachsen ausgelegt werden. Es haben sich auch in den neuern Zeiten, da die Türken und Deutschen sich näher kennen lernten, viel solche Zweykämpfe ereignet.

Ob nun aber gleich die Beyspiele derjenigen Könige und Helden, die sich entweder selbst zum Zweykampf dargeboten, oder sich im Angesicht ihrer Armeen mit ihren Geg-

nern herumschlugen, um des vielen Blutes ihrer Unterthanen zu schonen, durch das Exempel Goliaths, Davids und andrer, bestärkt und berechtigt zu werden scheinen: so haben doch einige scharfsinnige Kunstrichter dergleichen Zweykämpfe nicht als öffentliche Duelle ansehen und nicht zugeben wollen, daß man sie mit denen vermische, von welchen wir hier reden, weil ein großer Unterschied zwischen einer öffentlichen Landesangelegenheit und zwischen einer besondern Streitigkeit sey. Indessen ist es unzweifelhaft, daß aus jenen, nach dem natürlichen Völkerrecht erlaubten Zweykämpfen, endlich die abgeartete Tochter, das Duell entstanden. Unter dem Duell verstehe ich aber nichts anders, als eine Bestrafung meines Beleidigers durch meine eigne Macht, den Gesezen der Republik zuwider.

Der Ursprung der Duelle ist zwar nicht ganz gewiß zu bestimmen; wir müssen ihn aber nothwendig unter den nordischen Völkern suchen, und die Scythen oder Gothen, Vandalen und alle nordische Völker, zu den Urhebern dieser noch nicht vertilgten Pest annehmen. Die ganze Geschichte zeigt uns das Duell nicht eher, als bis jene Völker unter die Römer gedrungen sind. In allen alten Schriften sind die nordischen Völker als die streitbarsten vorgestellt; keine Nation wird so berühmte Vorfahren als wir zählen können. Gegen den Tod hatten sie eine Verachtung, wie niemals ein andres Volk. Der Kriegszug der Cimbrer machte die Herrschaft Roms wankend. Je weiter die Völker nach Norden wohnten, je größere Vorurtheile hatten sie von der Streitbarkeit. Die Verachtung des Todes saugten sie mit der Muttermilch ein, und so wie sie geboren wurden, athmeten sie Heldenmuth. Die Mütter sangen den Kindern Kriegslieder vor.

Alle Leidenschaften unsrer Vorfahren vereinigten sich in der Leidenschaft für die Ehre des Kriegs. Alles hatte dahin Bezug; selbst in den Schauspielen der alten Deutschen, deren sie nur Eine Art hatten, drükte sich ihr kriegerischer Geist aus.

Nakte Jünglinge, die sich daraus ein Vergnügen machten, sprangen zwischen bloßen Schwertern, und den Spizen der Spieße herum. Das war erst eine bloße Uebung, nachher machte man eine Kunst daraus, und die Kunst lehrte es mit einem gewissen Anstand verrichten. Diese Schauspiele wurden bey allen ihren Versammlungen wiederholt. Sie giengen auch nicht anders als bewaffnet zur Arbeit und zum Schmaus, und die bey dem Trunk, dem sie ergeben waren, häufig vorfallenden Zwistigkeiten, wurden mit dem Degen und nicht mit Wortstreit abgethan. Man bildete die Könige auf einem Schilde ab, und wo ein solcher Schild über einem Thore hieng, da war es ein Zeichen, daß die höchste Gerichtsbarkeit an einem solchen Orte wohne. Die Richter und Könige konnten nicht eher zu einer solchen Würde erhoben werden, als bis sie Proben in den Waffen abgelegt, oder gewisse bestimmte ritterliche Thaten ausgeführt hatten; und wie man damals die Oberhäupter mehr zum Kriegen und zur Verwüstung der benachbarten Länder, als zur Erhaltung der Gerechtigkeit und Billigkeit aussuchte, so konnte man auch anders nicht zur Ehre der Oberherrschaft gelangen, als durch öffentliche Proben der Stärke und des Muthes. Ueberhaupt war der Krieg der Zweck aller ihrer Handlungen. Sie achteten kein Gut, wenn es nicht mit ihrem Blute erkauft war, es blendete sie kein Reichthum, und die Ehre, welche durch die Waffen erworben werden konnte, war ihr einziger Wunsch. Für ihr Vaterland zu sterben, war ihr Ehrgeiz. Unsre Ehre,

dachten sie, und die Schande zu fliehen, erhält unsern Arm. Mit Ehre sterben, laßt uns in unserm Leben lernen.

Der Gesezgeber der Jomsburger, Palmatoke, war so weise als Lykurg und Numa. Seine Gesetze waren nach dem Genie der Nation; er suchte allein ein gemeines Wesen von lauter Kriegern zu stiften und unter andern Umständen des Erdkreises, hätte dieses gemeine Wesen ein so königliches Volk als die Römer werden können. Unter vielen kriegrischen Gesezen gab er eines, daß unter seine Bürger keiner aufgenommen werden sollte, welcher nicht seine Tapferkeit gegen einen oder zwey Feinde zu fechten, hätte sehen lassen. Ein andres, daß ein jeder Jomsbürger, der die Furcht (Flucht) dem Tode vorziehen wollte, oder in der größten Gefahr blaß geworden, auf ewig verbannt seyn sollte.

Odin, der asiatische Bezwinger der nordischen Reiche, bildete seinen Völkern kein andres seeliges Leben als sich beständig in den Waffen zu üben. Der, welcher nicht im Kriege starb, sollte auch nicht in Walhalla leben. — So dachte der erste nordische Gesezgeber, und so kriegerisch bildete er seine Unterthanen. So dachte der große Frothe. Er wollte lieber unter den Trümmern seines Throns begraben seyn, als sich für überwunden erkennen. Alles begünstigte bey den alten nordischen Völkern die kriegrischen Gesinnungen und den männlichen Muth, der ihnen eigen war. Selbst ihre Religionsmeinungen waren, wie ich schon vorhin sagte, so beschaffen, wie es sich für Leute schikte, die ihr Leben unter den Waffen zubrachten, und die keine angenehmere Beschäftigung kannten, als den Krieg. Aus den Vergnügungen, die sich ihre Krieger nach ihrem Tode in Walhalla, dem Pallast des Odin, des ersten unter ihren Göttern, versprachen, kann man von denjenigen urtheilen, die sie in ihrem Leben genossen. Die Helden, sagt die Edda, (die Samm-

lung der nordischen Religionslehren) welche in jenem Pallast aufgenommen werden, haben alle Tage das Vergnügen sich zu bewaffnen, Musterung zu halten, sich in Schlachtordnung zu stellen, und sich einander in Stücken zu zerhauen; sobald aber die Zeit zum Essen kommt, reiten sie alle wieder frisch und gesund nach dem Saale des Odin zurück, und fangen an zu essen und zu trinken. Ob ihrer gleich eine unendliche Anzahl ist, so reicht doch das Fleisch von einem wilden Eber für sie alle hin; alle Tage trägt man dasselbige Schwein auf, und alle Tage wächst es völlig wieder. So sehr die ersten Anführer der nordischen Völker bedacht waren, Krieger ohne ihres gleichen zu ziehen: so sehr wurden in den spätesten Zeiten diese Vorurtheile zum Verderb der Menschheit und Geselligkeit, gemißbraucht. Der Mensch verwandelt durch seine Ausschweifungen die Tugend sehr bald in das Laster. Die Vernunft zeigt sich am allerschädlichsten, wenn sie ein Vorurtheil mit der Muttermilch eingesogen hat, dessen Schädlichkeit sie nicht gleich beurtheilen, und folglich nicht verbessern kann.

Jene ersten Begriffe des Edelmuths verlohren sich aber gar bald unter den Nachkommen der Eroberer des Nordens, und vereinigten sich vermuthlich mit der Wildheit der Eingebornen. In den Händen der Nachkommen Odins, gieng die Wahrheit des Edelmuths verloren, und falsche Begriffe von Ehre erhielten den Ehrgeiz allein, die Völker zu besiegen, und dieser Ehrgeiz nahm den Zepter über die ganze Gegend in die Hand. — Allein aus diesem Vorurtheil, welches die ersten Eroberer der Nordländer ohne Zweifel sehr wohl überdacht hatten, entstanden die Wanderungen der Völker, und Rom verlor dieser unglücklichen Meinung wegen, die Herrschaft der Welt. Die nordischen Prinzen suchten, ohne den Nuzen ihrer kleinen Herrschaften zu überdenken,

die Gefahren. Ihre Tapferkeit war keine Tapferkeit, weil sie nicht einmal der Vortheil ihrer Unterthanen war. Sie plünderten die Welt, und ihr Krieg war wider das ganze menschliche Geschlecht. Ihre Tapferkeit war eine thörichte Verachtung des Lebens, und bey gewissen Umständen, eine viehische Hize sich zu rächen.

Die bürgerliche Vereinigung ist nicht gleich anfangs, nicht zu allen Zeiten, nicht in allen Staaten, so vollkommen gewesen, daß der Schuz der Geseze die Menschen von der Selbstvertheidigung hätte lossprechen können. In einigen hat es an einem Kriminalgesezbuche gefehlt; in andern sind einzelne Glieder des Staats, oder gewisse Klassen Bürger für die Macht der Geseze zu stark gewesen. In allen solchen Staaten und Zeiten, sind Privatfehden unvermeidlich, und werden daher für erlaubter angesehen. Die Blutrache bey den Skandinavischen Völkern, bey den Morgenländern und bey den meisten Nationen auf der ersten Stufe ihrer Kultur, ist eine Folge der mangelhaften Geseze. Das Faustrecht der mittlern Zeit ist eine Folge von der Uebermacht des Adels gewesen. Zu den Zeiten des Tacitus, war unter den deutschen Völkerschaften schon die Blutrache in eine Loskaufung mit Dingen, die Geldes werth sind, namentlich mit Vieh, ihrem vornehmsten beweglichen Eigenthum, verwandelt worden. Diese Gewohnheit, daß eine Familie sich den Tod ihres Anverwandten bezahlen ließ, war gewiß nicht die älteste, denn sie ist nicht die natürlichste. Die Geschichte lehrt uns, was die Vernunft vermuthen läßt, daß in Nationen und Zeitpunkten, wo zur Bestrafung der Verbrechen die Geseze keine Regeln gegeben, und die öffentliche Macht keine wirksame Anstalten gemacht hatte, die Rache nicht nur eine unausbleibliche Leidenschaft, sondern eine Pflicht und ein Ehrenpunkt wurde. Eine Familie, die

eins ihrer Glieder durch einen Mörder verloren hatte, sah sich zugleich als beschimpft und erniedriget an, so lange nicht der Thäter, oder an statt seiner, eine Person von seinem Blute und seiner Familie, mit dem Leben dafür gebüßt hatte. Die Väter legten ihren Kindern auf ihrem Todbette die Verpflichtung auf, den, welcher sie eines geliebten Verwandten beraubt hatte, und dessen ungerächete Beleidigung ihnen zum Vorwurf gereichte, in seiner Person oder in seinen Nachkommen zu verfolgen. Mehrere Generationen hindurch konnte die Gelegenheit sich zu rächen, verschoben bleiben, und sie wurde dennoch mit eben der Hize ergriffen, als wenn die Beleidigung erst gestern geschehen wäre. Die Familie des Mörders, weit entfernt, dieser Wiedervergeltung, als einer Ausübung der Gerechtigkeit sich zu unterwerfen, oder zuvorzukommen, fand ihre Ehre gleichfalls interessirt, die That ihres Ahnherrn oder Freundes durchzufechten. Das, was sie zur Strafe für erwiesenes altes Unrecht litten, betrachteten sie als neue Beleidigungen, die wieder gerächet werden mußten. So entstanden immerwährende grausame Kriege, innerhalb der Grenzen jedes Staates selbst.

Auch in den Gesezen der Juden finden sich Spuren dieser alten Gewohnheit. Die Freystädte, welche der Eroberer und Austheiler ihres Landes denjenigen anwies, die einen nicht freywilligen Todschlag begangen hatten, beweisen, daß ein vorsezlicher Mörder den Verwandten des Erschlagenen, von den Gesezen Preiß gegeben wurde.

Die Deutschen lebten in einer ungezähmten Freyheit. Sie sahen es als ein Zeichen ihrer Unabhängigkeit an, wegen Räuberey, Mord, oder andrer Beschimpfung, entweder Geschlecht mit Geschlecht, oder Mann mit Mann zu fechten. Doch muß man den Gothen in so weit Gerech-

tigkeit widerfahren lassen, daß sie ihr altes verwildertes Temperament abgelegt, und nachdem sie in Italien bessere Sitten gesehen und angenommen, einen so grausamen Gebrauch unter sich abgeschaft haben. Daß aber das Duelliren unter den Ungarn und Deutschen so gemein gewesen, daß man kein Bedenken getragen, gegen die nächsten Anverwandten, zur Beylegung geringer Streitigkeiten mit gewaffneter Faust loszugehen, beweiset ein Brief, der ihrem König Theodorich Ehre macht. „Wir glauben (so schrieb dieser König der Gothen, an die andern in Ungarn befindlichen Barbaren,) daß ihr eure Tapferkeit mehr gegen eure Feinde als gegen euch selbst werdet zu beweisen haben. Eine geringe Streitigkeit muß euch nie zu solchen Ausschweifungen kommen lassen. Verlaßt euch auf die Gerechtigkeit, die der Welt Freude und Ruhe ist. Warum wollt ihr euch in Duelle einlassen, da die Ehrenämter in meinem Lande nicht um Geld verkauft werden, und die Richter sich nicht bestechen lassen? Leget die Waffen nieder, da ihr keinen wirklichen Feind vor euch habt. Es ist eine Schande, wenn ihr Hand und Schwert gegen eure Freunde aufhebt, für welche ihr mit mehrerer Ehre sterben könnet. Warum rüstet ihr eure Hand, da ihr eine Zunge zur Vertheidigung eurer Sache besizet. Machet es wie die Gothen, die gegen die Fremden tapfer fechten, unter sich selbst aber Bescheidenheit und Mäßigung beweisen. Wir wollen, daß ihr wie unsre Vorfahren leben sollet, die bey einem solchen Verhalten in Ruhe und Ehren gelebt haben.

Die Cimbrer hingegen hatten ein Gesez, welches hieß: die Streitigkeiten sollten nicht durch einen gütlichen Vergleich, noch durch einen Eid ausgemacht werden, es wäre viel natürlicher die Zänkerey entweder durch Gewalt oder durch die Geschicklichkeit des Leibes, als durch Worte zu endigen.

Dieſes Geſez galt noch lange nach den Zeiten Karls des Großen. Im Anfang des 6ten Jahrhunderts führte der König der Burgundier Gundobald, das Duell als eine geſezliche Entſcheidung unter ſeinen Unterthanen ein. Es iſt auch unter dem Namen Loi Gombette bekannt, wider welches Agabard, Biſchof zu Lyon auf dem Reichstag zu Alligni im J. 821 ſehr hart geſprochen hat, das aber weder damals, noch in lange folgenden Zeiten abgeſchaft werden konnte.

Die Römer ſchwuren bey zweifelhaften Sachen, und durch den Eid der einen Parten wurden ſie entſchieden. Gundobald dachte nach ſeiner kriegeriſchen Meinung. Er glaubte ſeine vermiſchten Unterthanen würden durch die Eide nur verführt werden, mehr zu haberechten. Der Deutſche hielt ſein gegebenes Wort, treulich; deßwegen gedenken die Galliſchen, Bayriſchen und Ripuariſchen Geſeze nichts von Eidſchwüren. Dieſer König glaubte vermuthlich den Römern dadurch vorzubauen, daß ſie nicht leicht mit den ſtärkern Deutſchen ſich zum Erweiß ihrer Gerechtſame in einen Zweykampf einlaſſen würden.

Dergleichen Duelle und Zweykämpfe waren alſo vor Alters nicht nur im Gebrauch, ſondern ſie wurden auch durch öffentliche Geſeze beſtätigt, und rechtskräftig gemacht. Es iſt aber ſchwer, den eigentlichen Urſprung und die Zeit genau zu beſtimmen, wann dieſe oder jene Völker den Anfang gemacht, ihre Geſeze hievon zuſammenzutragen. Doch iſt es wahrſcheinlich, daß die nordiſchen Völker noch vor dem Beſchluß des 5ten Jahrhunderts keine geſchriebene Geſeze gehabt, und daß Evaricus, der König der Viſigothen, der erſte geweſen, der ums Jahr 470 ein Geſezbuch verfertigen laſſen. So viel iſt nur gewiß, daß die Saliſchen und Deutſchen und Bayriſchen Geſeze die Duelle authoriſirt, und ſie

in gewissen Fällen zur Entscheidung ausdrüklich angeordnet haben.

Das Konzilium zu Valentia machte zwar im J. 855 einen Versuch beym Clotarius, so wie dergleichen Avitus Erzbischof zu Vienne beym Gundobald, und Agobard Erzbischof zu Lyon beym König Ludwig dem Gütigen, gemacht hatten, daß doch diese Gesetze und ein so strafbarer Gebrauch abgeschaft werden möchte. Aber die Gewohnheit war schon so tief eingewurzelt, daß kein Rath und kein Mittel dagegen helfen wollten. Dieß konnte auch um so weniger geschehen, da der Pabst Nikolaus I. im Jahr 858 selbst den Ausspruch that, daß die Duelle recht wären, weil sie das Salische und Gombettische Gesez für sich hätten. Die Longobarden, die auf Ansuchen des Narses im 6ten Jahrhundert in Italien einbrachen, bestätigten diesen Gebrauch noch mehr. Sie führten die Duelle und Zweykämpfe nicht nur durch ihr Exempel in der von ihnen genannten Lombardie, oder in dem Milanesischen Reiche ein, das sie eroberten, sondern sie machten auch darüber ausdrükliche Gesetze, die dabey beobachtet werden sollten. Rotharius, der im Jahr 638 den Thron bestieg, war der erste ihrer Könige, der ein Gesezbuch für sein Volk zusammentragen ließ. Dieser Herr nahm nichts von den Fremden an, sondern seine Hauptsache war, sich der alten Gesetze zu erinnern, und die Verordnungen seiner Väter wieder herzustellen, die bisher nicht waren aufgeschrieben worden. Diese Gesetze waren den Gesetzen andrer Völker gleich, die aus Norden kamen. Man verurtheilte darin die Schuldigen zu einer Strafe von etlichen Groschen; in zweifelhaften Fällen aber mußten sie das Schwert ziehen, und sich im Duell herumschlagen. Und wenn einer, der etwas fünf Jahre nach einander besessen hatte, es mochte nun in beweglichen

oder unbeweglichen Gütern bestehen, verklagt wurde, daß er solches widerrechtlich besitze, so mußte er sich durch ein Duell zu rechtfertigen suchen. Diejenigen, die im Verdacht waren, daß sie auf das Leben eines Menschen, einen Anschlag gemacht, mußten sich auf gleiche Weise von solchem Verdacht reinigen. Die Weiber waren sogar darunter begriffen, und die Gewohnheit derselben, sich einen Vorfechter um Geld zu erkaufen, ward durch ein besondres Edikt bestätigt.

Grimoald, ein andrer widerrechtlicher Besitzer des Lombardischen Reichs, rühmte sich 30 Jahr hernach, daß er den Befehl des Rotharius verbessert, und einigen Gesetzen eine vernünftigere Gestalt gegeben, die ehedem allzuhart und ungerecht gewesen. Nichts desto weniger verpflichtete er die des Ehebruchs verdächtige Weiber, einen Vorfechter auszusuchen, der für sie mit ihrem Ankläger sich duelliren, und ihre gekränkte Ehre retten sollte. Luitprand, der ein Freund Karl Martells, und nicht allein weit menschlicher war, als die vorhergehenden Könige, sondern den man auch für besonders fromm ansah, ließ dennoch den alten Gebrauch der Duelle ungeändert, und hob nur die Einziehung der Güter des Ueberwundenen auf. Wenn, sagte er, ein Sohn glaubt, daß der Feind seines Vaters diesen mit Gift hingerichtet, und solches auch durch ein Duell beweiset, so sollen die Güter des Ueberwundenen nicht völlig zum Vortheil des Klägers eingezogen werden, weil wir des Gerichtes Gottes in einer solchen Sache nicht gewiß versichert sind; und wir haben erfahren, daß viele unschuldige Personen getödtet worden, die eine gerechte Sache vertheidigt haben.

Nachdem Karl der Große den lezten König der Longobarden bezwungen hatte, so veränderte sich der Gebrauch

der Duelle doch nicht, ungeachtet auf diese Weise eine andre Regierung auftam; vielmehr befestigten die Franzosen und Deutschen diesen Gebrauch noch mehr, anstatt denselben, wie billig gewesen wäre, abzuschaffen. In den Kapitularien Karls des Großen findet man verschiedne, die Duelle betreffende Anordnungen, die man noch dazu für sehr nöthig hielt. Und als das Kaiserthum an die Deutschen fiel, so richtete Kaiser Otto II. in einer zu Verona angestellten Versammlung, die Duelle besonders ein, als ein bequemes Mittel zweifelhafte Fälle zu entscheiden. Auch die Geistlichen waren dabey nicht ausgenommen; sie mußten sich einen Vorfechter aussuchen, und ihre Sache durch denselben ausmachen lassen.

Besonders war der Gebrauch der Duelle in Frankreich, im 9ten Jahrhundert sehr gemein. Die Herzoge von Lothringen und Bayern, erhielten sogar das Recht, das Kampfseld zu bestimmen. Sie ordneten die Kleidung und die Waffen der Kämpfer; sie theilten Sonne und Wind, und urtheilten über die Zweykämpfe, welche in ihren Herzogthümern geschahen.

Die Ausforderung des Grafen Bernhard, der eines allzuvertrauten Umgangs mit der Kayserin Judith beschuldigt wurde, ist bekannt und gibt hinlänglichen Beweiß, daß damals die Duelle für etwas Erlaubtes und Löbliches gehalten wurden. Die Franzosen waren es auch nicht allein, die diesen Gebrauch beybehalten haben; er war bey andern Völkern, den Spaniern, und Italiänern nicht weniger bekannt, und noch im Schwange, als sie schon das Joch der Longobarden und Gothen abgeworfen hatten.

Die Gewohnheit, Streitigkeiten mit dem Schwerte zu entscheiden, war insonderheit auch in Schweden und Dänemark eingeführt; denn Fronthon III. einer von ihren Kö-

nigen, ließ durch eine öffentliche Urkunde bekannt machen, daß es weit besser sey, die Streitigkeiten durch die Waffen, als durch die Vernunft, besser durch Schläge, als durch Worte auszumachen.

So unvernünftig und verwerflich auch dieses Gesez war, so ward es doch unter allen nordischen Völkern, unter den Deutschen, Schweden, und Norwegern eingeführt.

Auch muß das Duelliren in England schon üblich gewesen, und für ein Entscheidungsmittel gehalten worden seyn, noch ehe die Normänner ankamen, die ohne Zweifel große Duellanten waren, weil ihr Herzog Wilhelm die Duelle durch sein eignes Beyspiel befestigte. Auch kann mit Recht der merkwürdige Zweykampf zwischen dem Prinzen Edmond und Kanutus dem Könige von Dänemark, als ein Beweis angeführt werden, daß die Duelle noch vor der Ankunft der Normänner, in England bekannt gewesen. Nachdem beyde Prinzen sich sechs bis siebenmal in Gegenwart ihrer Armeen herumgeschlagen hatten, ohne daß einer von beyden einen entscheidenden Sieg davon getragen, so that ein Engländer, der des Herumbalgens und vergeblichen Blutvergießens müde war, einen Vorschlag zum Vergleich, daß nämlich entweder die beyden Nebenbuhler das Königreich theilen, oder es auf einen einigen Kampf vor beyden Armeen sollten ankommen lassen. Dieses leztere ward beliebt. Beyde Armeen waren am Ufer der Saverne als Zuschauer des bisherigen Kampfes gelagert. Beyde Helden schlugen sich bis zum Untergang der Sonne; Edmund mit mehrerer Stärke, Kanut aber mit mehr Geschicklichkeit. Der leztere, der am ersten müde war, küßte sein Schwert und trug seinem Gegner die Theilung des Königreichs an, die auch von den Engländern und Dänen genehmigt wurde.

So ging es in jenen Zeiten her. Die Zweykämpfe wurden fast als das einzige Mittel angesehen, das Recht zu entscheiden, und die Wahrheit an den Tag zu bringen. Es entstunden die sogenannten Ordalia oder Gottesgerichte, unter denen das Duell besonders mit galt.

Man kann keinen stärkern Beweis von der Barbarey des sogenannten Mittelalters geben, als die Art zu verfahren, wenn jemand eines Verbrechens angeklagt wurde, welches er abläugnete. Der Kläger mußte seine Anklage beschwören, und wenn der Beklagte das Gegentheil beschwur, so wußte der Richter sich nicht mehr zu helfen.

Ueberlegte Untersuchungen, Vergleichung der Aussagen, Beurtheilung der Umstände, waren zu schwere Sachen für die Richter. Der Knoten, zu dessen Auflösung sie nicht genug Nachdenken hatten, wurde zerschnitten. Der Beklagte mußte durch die Probe des Feuers oder des Wassers, oder durch einen Zweykampf, entweder seine Unschuld beweisen, oder seinen Ankläger rechtfertigen. Die Probe des Wassers wurde mit kaltem oder mit heißem Wasser gemacht. Bey der ersten, wurde der Beklagte an Händen und Füßen gebunden, und ins Wasser geworfen. Schwamm er oben auf, so ward er für schuldig gehalten: fiel er aber zu Boden, so hielt man ihn für unschuldig. — Die Probe mit heißem Wasser wurde auf folgende Weise angestellt.

Der Beklagte mußte mit entblößtem Arm, aus dem Grund eines mit siedendem Wasser angefüllten Kessels, einen geweihten Ring herauslangen. Wann dieses geschehen war, so wurde ihm von dem Richter ein Sack über den Arm gezogen, und dieser besiegelt. Nach drey Tagen wurde der Arm besichtigt. War er nur leicht oder gar nicht verbrannt, so wurde der Beklagte losgesprochen. Die Probe

des

des Feuers wurde verschiedentlich angestellt. Der Beklagte mußte mit bloßen Füssen über glühende Kohlen gehen, oder ein glühendes Eisen mit der Hand anfassen. Seine Schuld oder Unschuld wurde aus der stärkern oder schwächern Beschädigung, die er erlitt, beurtheilt.

Einige mußten sich auch der Probe mit dem Kreuz unterwerfen, da man zwey Männer erwählte, deren einer den Kläger, der andre den Verklagten vorstellte. Diese mußten sich vor das auf einem Altar stehende Kreuz hinstellen, da ihre Arme ausstreken, und derjenige, dessen Arme zuerst zitterten, und ihre Stellung zu verlieren anfiengen, der verlor seine Sache. Das gewöhnlichste Mittel, das man auch für das sicherste hielt, war der Zweykampf, der den Parteyen zuerkannt wurde.

Dieser wurde mit großer Feyerlichkeit, nachdem ein Priester zuvor eine Messe gelesen hatte, gehalten. Die Streitenden wurden in Schranken hereingelassen, und sowohl die Richter als die Geistlichkeit und das Volk waren Zuschauer. Der Ueberwundene wurde für den Schuldigen genommen, und wenn er nicht im Zweykampf todt blieb, so wurde er nachher hingerichtet.

Diese barbarische Art zu verfahren, wurde bey den alten Franken und andern Völkern, das Gericht Gottes genannt, weil man sich einbildete, daß Gott durch ein Wunderwerk den Schuldigen an den Tag bringe.

Es kamen hiebey sehr viele Ceremonien vor, die ich, um den Geist damaliger Zeiten zu zeigen, eben so wenig mit Stillschweigen übergehen darf, als die vorzüglichsten Gesetze, nach welchen die Zweykämpfe gehalten werden mußten. Wenn man sowohl Männer als Weiber, durch das

glühende Eisen probiren wollte, so untersuchte man vorher ihre Hände sehr genau, verband dieselben mit Leinwand, und druckte ein Siegel darauf, damit sie dieselben nicht mit einem gewissen Kraut reiben, oder mit einer Salbe schmieren konnten, wodurch etwa die Gewalt des Feuers oder des angefaßten Eisens geschwächt werden könnte. Dieses Eisen mußte vorher durch einige Gebete eingeweiht werden. Man schrieb hernach demselben eine wunderthätige Kraft zu, die sich davon gleich entfernen sollte, sobald es zu einem andern Gebrauche angewandt worden wäre.

Noch mehr Ceremonien kamen vor, wenn das Wasser zur Wasserprobe eingesegnet werden sollte. Denn man las zuvörderst eine solenne Messe für die Beklagten, man ermahnte sie im Namen der heil. Dreyeinigkeit, und bey allen Reliquien der Heiligen, nicht zum Altar zu nahen, wenn sie Schuld hätten. Man reichte ihnen hierauf das Sakrament und sagte zu ihnen: Der Leib und das Blut Christi gereiche dir zur Probe, zur Ehre Gottes, und Erbauung seiner Kirche! Darauf bereitete man das Weihwasser zu, welches ein Priester an den Ort brachte, wo die Prüfung angestellt werden sollte. Alle Gegenwärtigen mußten davon trinken, und zwar bey dem Gebet knieend, vornehmlich aber diejenigen, die ins Wasser geworfen werden sollten, denen man die Worte zurief: Dieses Weihwasser sey deine Probe durch unsern Herrn Jesum, der der wahre und gerechte Richter ist. Man zog darauf dem Beschuldigten die Kleider aus, man ließ ihn das Evangelium küssen, man band ihm Hände und Füsse, man besprengte ihn mit Weihwasser, und warf ihn sodann ins Wasser. Es mußte aber sowohl der Beklagte, als die so ihn ins Wasser warfen, nüchtern seyn. Man sprach auch den Exorcismus über das Wasser, und beschwur es im Na-

men des allmächtigen Gottes, des Schöpfers des Wassers, durch den unaussprechlichen Namen Jesu Christi, der auf dem Wasser, wie auf festem Boden gegangen, der sich des Wassers zum Sakrament der heil. Taufe bedient, und der Israel durchs rothe Meer geführt. Und nachdem alles andere angeführt worden, was nur zum Lobe des Wassers gesagt werden konnte, so bat man Gott, daß er den Schuldigen nicht annehmen, sondern durch die Kraft unsers Herrn Jesu Christi verwerfen möchte, damit alle Gläubige erkennen lernten, daß kein Laster oder Zauberkraft seiner Kraft widerstehen, oder unentdekt bleiben könnte. Ferner legte man auf den Verklagten allerley Beschwörungen, im Namen Gottes, im Namen der Dreyeinigkeit, im Namen der Engel, der 24 Aeltesten, und des schröklichen jüngsten Gerichts. Man beschwor sie im Namen der vier Evangelisten, der Apostel, der Jungfrau Maria, und der heiligen Bekenner und Märtyrer. Mithin mußte alles was nur Heiliges im Himmel war, in diese Ceremonie wirken.

Diese Gebräuche wurden vom P. Eugenius II. eingeführt. Der Pater Harduin will zwar diesen Saz bestreiten; der so gelehrte als seiner Kirche ergebene Pater Mabillon hingegen, hat kein Bedenken getragen, das Dekret des P. Eugen II. bekannt zu machen; er fand es in einem Manuskript zu Rheims, das beynahe 300 Jahr alt war, desgleichen auch in einer Handschrift zu Auxerre. Endlich hatte auch das Koncilium von Lisiebonne so im J. 1080 gehalten worden, entschieden, daß, wenn die Feuerproben angeordnet würden, dieselben von der Mutter der Kirche, die Richterin darüber wäre, geschehen sollten. Es ist daher gar kein Zweifel, daß dergleichen Gebräuche, durch Dekrete der Päbste, der Concilien und durch die allgemeine Gewohnheit der Mutter, das ist der Kirche, autorisirt worden.

Das erstaunlichste dabey ist dieses, daß man sich dieses Beweises bediente, die Ketzer und Ketzereyen zu entdeken.

Endlich verband man auch allerley erstaunliche Wunder mit dieser Probe, daher geschah auch in dem Gebete, das gelesen wurde, des Wunderwerks Jesu Meldung, welches er auf der Hochzeit zu Cana gethan, desgleichen des grossen feurigen Ofens, darinn die drey Gesellen Daniels unverlezt erhalten worden. Und das waren lauter Bewegungsgründe, daß Gott auch in diesem Fall dergleichen thun sollte.

Was nun die Zweykämpfe betrift, so mußte man sich, damit alles dabey in gehöriger Ordnung gehen möchte, erstlich vor dem Richter stellen, ihm die Klage vortragen, den Kläger der Lügen beschuldigen, sich zum Zweykampf darbieten, und um Bestimmung eines Tags zum Duell anhalten, dazu gemeiniglich der vierzigste Tag nach angebrachter Klage, angesezt wurde. Zuweilen begnügte man sich damit, daß man vor dem Beklagten den Handschuh auf die Erde warf, welchen derselbe aufhob. Der allerälteste Gebrauch aber brachte mit sich, daß man vor den Richter oder Landesherrn selbst ging. Es entstanden aber dabey solche erhebliche Schwierigkeiten, daß man dieselben durch besondere Gesezze zu heben suchte. —

Wenn nun der Richter den Tag zum Duell angesezt hatte, so mußte ein Wechsel ausgestellt werden, dessen Gebrauch verschieden war. Zuweilen gab man denselben in die Hände der einen Partey, weil die darauf gezeichnete Summe bestimmt war, denjenigen Mitstreiter schadlos zu halten, dessen Pferd verwundet, oder dessen Waffen unbrauchbar gemacht werden konnten. Dem Vertheidiger wur-

de die Wahl des Plazes überlassen, der aber von Gebäuden entlegen seyn mußte, damit man keine Nachricht einziehen, oder kein Verdacht eines Beystandes erweckt werden konnte. Man erwählte also einen geraden und freyen Pläz von 24 Fuß, der mit Seilen umzogen ward, damit die Zuschauer den Kampf ungehindert ansehen konnten. Der Waffenhereld, der im Namen des Königs dabey war, rief erst den Ankläger, hernach die Vertheidiger und endlich beyde mit Namen und lauter Stimme auf. Gemeiniglich war eine große Menge Menschen zugegen, die diesem Schauspiel zusahen. Es durfte aber sonst Niemand zu Pferde erscheinen, als die Combattanten, und zwar bey Strafe, wenn es ein Edelmann war, das Pferd, und wenn es ein Bürgerlicher war, das Ohr zu verlieren. Es durfte auch Niemand dabey sizen, weder auf bloßer Erde, noch auf einer Bank: bey Strafe einen Zehen oder Daumen einzubüßen, weil ein jeder den Kampf ungehindert ansehen sollte.

Der Ausforderer mußte Vormittags um 10 Uhr, der Ausgeforderte zu Mittag auf der Stelle seyn. Kam er später, so schadete es ihm an seiner Ehre; er mußte aber gewaffnet und mit niedergeschlagenem Angesicht erscheinen, indem es ein großes Verbrechen war, dem Könige frey unter die Augen zu sehen. Wann der Streit angehen sollte, so erschien der Connetable, gegen welchen der Advokat des Ausforderers, der dazu besonders erwählt worden, mit lauter Stimme bezeugte. „Ich bin der und der, ich bin als ein gewaffneter Ritter erschienen, und will gegen den und den streiten; er betheuerte dabey, daß er als ein braver Kerl handeln wolle, so wahr ihm Gott helfe, die heil. Jungfrau, und der gute Ritter St. Georg!“

Brod und Wein, auch Futter für das Pferd, konnte man auf einen Tag mitbringen, wenn es der Connetable erlaubte. — Darauf erschien auch der Ausgeforderte. Das Gezelt des Ausforderers war dem Könige oder dem Connetable zur Rechten, das Zelt des Ausgeforderten aber zur Linken. Man kämpfte zu Pferd und mit selbst gewählten Waffen. Hatte der Ausforderer seinen Feind vor Untergang der Sonne nicht erlegt, welches er doch mit Gottes Hülfe zu vollenden meynte, so konnte er sich auf den folgenden Tag noch einen Gang ausbitten. Die Richter aber pflegten gemeiniglich alsdann die Sache zu entscheiden, wann sie sahen, daß die Vorsehung sich für keine Partey erklären wollte.

Zuweilen entstund wegen der zu wählenden Waffen ein Streit, und ein anderer Zwischenfall entstund zuweilen aus Beschaffenheit der Personen, für die sich nicht alle Waffen schikten; und auch dieser Unbequemlichkeit half man durch besondre Gesetze ab. Einer, der z. E. nur die linke Hand brauchen konnte, durfte seinem Feind zumuthen, sich auch nur der linken Hand zu bedienen. War der eine Gegner einäugig, so mußte der andre Gegner sich auch ein Aug blenden lassen. Aber größere Schwierigkeiten gab es, wenn der eine seinen Degen wegwarf, seinen Feind bey dem Koller faßte, und ein Faustduell anfing.

Ging das Duell nicht vor sich, so mußte dem Landesherrn eine gewisse Geldstrafe erlegt werden: ja selbst ein Theil des ausgestellten Wechsels war verfallen. Man hat zum Beweis, eine gewisse Schenkung eines Königs von Frankreich, an das Kloster St. Savin, kraft welcher demselben alles anheim fallen sollte, was von den Duellen an ihn fiele.

Wenn endlich einer auf der Wahlstatt besiegt wurde, ohne gleich todt zu bleiben, so verlor er entweder den Kopf, oder ward Zeit Lebens seines Feindes Leibeigener, der denn gemeiniglich seinen Sieg soweit mißbrauchte, daß er ihm die niedrigsten und ekelhaftesten Verrichtungen auftrug. An gewissen Orten waren andre Strafen nach Beschaffenheit der Umstände damit verbunden; denn bald ließ man dem Ueberwundenen eine Hand abhauen, bald ihn auf etliche Jahre in ein Gefängniß steken, weil die ewigen Gefangenschaften in Frankreich damals ungewöhnlich waren. Endlich ließ man einigen auch Gnade widerfahren, welches aber sehr selten geschah.

Ludwig der Heilige, und sein Enkel, Philipp der Schöne, gaben Gesezе für den Zweykampf. Ludwig sprach die Jünglinge frey davon, welche unter 21 Jahren waren, und die Alten, welche über 60 hatten.

Der König, Philipp der Schöne, hatte zwar anfangs den Vorsaz, seinem Großvater nachzuahmen, und die Duelle wenigstens einzuschränken. Allein das Uebel war so sehr eingewurzelt, daß sich der sämtliche Adel dawider sezte, und drey Jahre darauf nämlich 1306 ließ Philipp seine eigene Duellordnung aufsezen, in welcher die Fälle, da ein Duell erlaubt war, genau bestimmt, und die Art und Weise angezeigt wurde, wie es beym Duell selbst hergehen sollte. Mit einem Wort, er nahm einen guten Theil der bisher eingeführten Kampfgesezе an, und formirte einen ordentlichen Kodex über diese Possen. Die Streitenden mußten z. E. ein Kruzifix oder einen heiligen Ritter Georg oder Michael zum Zeugen anrufen. — Auch in Deutschland geschah das öffentliche Duelliren unter frommen Ceremonien. Hier war besonders die Schwäbische Reichsstadt Hall dazu

bestimmt. Auch wurden die nämlichen Formeln in der frommen Stadt Würzburg in Franken, gar heilig beobachtet. — Anstatt also den Unordnungen abzuhelfen, wurden sie erst recht regelmäßig gemacht.

Es war eine Zeit, wo diese unsinnige Wuth des Zweykampfs alle Stände, ja die Geistlichen selbst, bezaubert, und zur Verheerung des menschlichen Geschlechts aufgebracht hatte; ja sie wurde sogar durch öffentliche Gesetze gebilligt und gestärkt. Das Königreich Arragonien that der Pabst Martinus IV. in den Bann, weil dessen König sich nicht mit dem Könige von Sicilien in ein Duell einlassen wollte. Es soll sogar, wie ein Dänischer Schriftsteller erzählt, der Ehre eines Königs nachtheilig gewesen seyn, eine Ausforderung, wenn sie auch von einem Unterthan zugeschikt war, auszuschlagen. Kaiser Heinrich 4. war am Reichstag zu Würzburg angeklagt worden, daß er die Herzoge von Schwaben und Kärnthen hätte wollen ermorden lassen. Sein Ankläger war ein simpler Edelmann, und der Kaiser wollte sich an ihm durch ein Duell rächen. Der Tag war festgesezt, aber der Ankläger erschien nicht.

Ein eben so seltsames Beyspiel, wie sehr man zu den Zeiten des englischen Königs Eduards III. von Ritterthaten und Galanterie erfüllt war, ist der solenne Zweykampf zwischen dem Engländer Bembrong und dem Beaumannois aus Bretagne, deren jeder 30 Ritter zu Begleitern hatte. Die Kämpfer der beyden Nationen zogen aus zum Streit auf das Blachfeld, und ehe sie handgemein wurden, rief Beaumannois mit lauter Stimme aus: der heutige Tag soll kund thun, welcher von uns die schönste Geliebte hat? — Nach einem blutigen Kampfe, behielten die Bretagner die Oberherrschaft, und erhielten dadurch völlige Freyheit, die

Reize ihrer Damen zu rühmen und zu preisen, wie, und wo es ihnen beliebte.

Die Geistlichen, die an jeden und besonders obenerwähnten Zweykämpfen billig einen Abscheu haben sollten, befestigten sie vielmehr durch ihr eigenes Beyspiel, indem sie gewisse Vorfechter erkauften, und Ort und Zeit, wovon sie ihren Nuzen hatten, bestimmten. Es war also damals das Duell nicht nur etwas Erlaubtes, sondern es war noch ein strafbares Verbrechen, wenn man es unterließ. Die Geistlichen ordneten nicht allein solche Duelle an, sondern sie duellirten sich zuweilen selbst in Person. Man sah es daher als eine außerordentliche Gnade an, die ein König von England dem päbstlichen Gesandten durch das Verbot ertheilte, daß sich die Geistlichen künftig nicht mehr duelliren sollten. Auch Innocentius IV. untersagte den Geistlichen, bey Strafe des Bannes weder andre zum Duell auszufordern, noch eine Ausforderung anzunehmen, weder unmittelbar, noch durch Vorfechter solches zu thun.

Zu Karl des Großen und seiner Söhne Zeiten, gingen die Diener Gottes, Bischöffe und Priester mit goldnen Degengehenken. Ihre Gürtel, worinn ihre Dolche stekten, waren mit Edelsteinen besezt. Ihre Kleidung und Sporn, schimmerten von Golde, und es kann kein vernünftiger Mensch, welcher weiß, was ein rechtmäßiger Monarch für Gerechtsame hat, ohne Mitleiden lesen, wie diese Diener der Kirche mit Ludwig dem Frommen umgegangen sind.

Haben sich gleich einige Päbste jenem allgemeinen Gebrauch widersezt, so hat es auch dagegen an andern nicht gefehlt, die nichts dagegen gethan, ja deren Legaten selbst Duelle angeordnet haben, sollte es auch nur zur Erweisung

der Stärke gemeynt gewesen seyn. Sie waren dabey selbst Zeugen, Richter und Vergelter.

Ein Beyspiel hievon sieht man in der alten Geschichte unsrer Vorfahren. Adelbert Bischof von Maynz, der für einen Heiligen gehalten wird, ordnete nichtsdestoweniger das Duell des Grafen Waldon gegen den Grafen Gero an, und der Geschichtschreiber seines Lebens meldet dabey, daß Adelbert und der Markgraf Dieterich die einzigen gewesen seyn, die an diesem Duell ein Wohlgefallen gehabt haben. Dieses merkwürdige Duell fiel im Jahr 979 vor, da ein gewisser Graf Waldo einen andern, Namens Gero von Alvensleben, bey dem Kaiser anklagte. Ohne die Sache zu untersuchen, wurden beyde nach Magdeburg eingeladen, um hier in Gegenwart mehrerer ansehnlichen Fürsten Deutschlands, ihre Streitigkeit durch einen Zweykampf zu entscheiden. Der Erfolg desselben war sehr zweydeutig. Waldo ward heftig verwundet, und fiel bald darauf todt zu Boden, und Gero wurde nach den damaligen Gesezen des Duells, weil der Aberglaube, als ob Gott die Hand des Unschuldigen unmittelbar stärke, und die des Böswichts kraftlos mache, herrschend war, für unschuldig erkannt. Außerdem wußte man damals den Gesezen auch eine willkürliche Auslegung zu geben. Gero war ein Heide, und daher glaubte man, daß dieß Gesez ihn keineswegs begünstigen könne, ungeachtet man seine Sache wegen des glüklichen Ausgangs des Duells, für die rechtmäßigste in der Welt hielt. Es wurde ihm der Kopf abgeschlagen, oder er wurde, wie andre versichern, von einem Scharfrichter in Stüken gehauen, und den Vögeln zum Raub vorgeworfen.

Man ist hierinn noch weiter gegangen, und hat diejenigen sogar unter die Heiligen, unter die Bekenner und

Märtyrer, gezählt, die entweder in einem Zweykampf siegten, oder ihr Leben einbüßten, zumal wenn es dabey auf Kirchengüter ankam. Ja, man hatte die Religion dergestalt mit dem Duelliren verbunden, daß vorher von den Parteyen, ehe sie ihren Kampf antraten, einige gottesdienstliche Handlungen angestellt werden mußten. Man brachte die vorhergehende Nacht in den Kirchen vor dem Altar zu; man rief besondre Heilige, insonderheit den guten Ritter St. Georg, um Beystand an; man legte eine Beicht ab, und empfing darauf das Sakrament. Man glaubte sogar, daß man durch dergleichen andächtige Handlungen, neue Kräfte zum Kampf gegen seinen Feind, erlangen könnte.

Die Begierde also, Blut zu vergießen, konnte unter den Deutschen noch nicht gehindert werden. Die christliche Sittenlehre hatte ihre Herzen noch nicht erweicht, und die Geselligkeit hieß noch keine Tugend.

Das Elend noch größer und den Ueberfluß der Krieger in Europa dünner zu machen, erdachte der Pabst die Kreuzzüge. Zu diesen Zeiten der heiligen Züge vermehrte sich jene Art der Zweykämpfe, und endlich verwandelten sie sich ins Duell.

II. Abschnitt.

Durch die Turniere wurden die Duelle noch gangbarer gemacht.

Man versichert zwar, daß die Duellsucht schon vorher durch die Wiederherstellung der Rechtsgelehrtheit im Occident, gar sehr entkräftet worden. Dieß geschah ungefähr um das Jahr 1130, da der Kaiser Lothar II. als er dem Pabst Innocens II. nach Italien zu Hülfe geeilt, in der Stadt Amalfi das berühmte Buch der Pandekten antraf. Die Duelle behielten aber ungeachtet dieses Gesezbuchs und der Auslegungen desselben, ihren Gang, nach wie vor; ja sie wurden vom Kaiser Friedrich Barbarossa aufs Neue autorisirt, als welcher die Unschuldsprobe durch ein Duell bestätigte. Mancherley Ursachen gaben Anlaß dazu; besonders die Einbildung von dem Rechte der angebornen Freyheit, welche der Knechtschaft entgegen gesezt wurde; die eitle Ehre, eine erhabne Seele nach der Stärke des Leibes zu messen. Daher entstanden die Ritterorden.

Um die Zeit, als die Pandekten wiedergefunden worden, und das römische Recht wieder zu einiger Ausübung gebracht war, kam der Gebrauch der Turniere auf, der sich unter den Franzosen und benachbarten Völkern sehr ausbreitete. Das verderbliche Lehensystem trug nicht wenig zu dem seltsamen Gemische bey, das den Geist der Ritterschaft charakterisirt. Ungefähr um das eilfte Jahrhundert findet

man sie in Frankreich. Aber schon lange vorher lag der Saame hiezu bereit da. Hier und in England hat sie am frühesten und am längsten und schönsten geblüht.

Es war wirklich eine der klügsten militärischen und politischen Anordnungen, indem dadurch die körperliche Stärke geübt, und die Seele mit großen edlen Empfindungen der Ehre des Wohlwollens und der Religion genährt wurde.

Die Turniere hatten den Zweck, daß die Leute durch diese ritterlichen Vorspiele zu tapfern Heldenthaten im Kriege angewiesen werden sollten. Sie sollten in Friedenszeiten ein lebhaftes Bild der Schlacht seyn, und ein anfmunterndes Schauspiel der Tapferkeit edler Ritter.

Ihr eigentlicher Ursprung verliert sich ins graue Alterthum hinauf. Schon die alten Deutschen, die Tacitus beschreibt, und die mit ihnen verwandten Völker hatten, wie wir bereits bemerkt haben, Kampfübungen für die Jugend.

„Eigentlich treffen wir sie auch wieder, sagt ein helldenkender philosophischer Geist unsrer Zeit,*) nur unter verändertem Namen, in Griechenland an. Nicht als ob man strenge damit behaupten wollte, daß die alten Nachahmungen derselben seyn sollten. Können nicht verschiedne Nationen auf eben dieselbe Erfindung oder Anordnung stoßen? Vornehmlich wenn die Erfindung von der Beschaffenheit ist, daß sie ihren Grund in den ähnlichen Sitten und Neigungen eines Volks hat? Man erinnere sich unter den Griechen ihrer verschiedenen Arten der Kampfspiele, Ringen, Cestespiel, Wagenrennen, Laufen, Waffenkampf u. dgl. Homer und Virgil haben uns die lebendigsten Gemälde davon geliefert. Die Phantasie hebt sich mit ungewöhnlicher

*) Ueber den Geist und die Geschichte des Ritterwesens älterer Zeit.

Glut, wenn wir uns in jene schönen großen Tage der Olympiaspiele zurükträumen, wo die Helden verschiedener griechischen Stämme, gerüstet in ihrer Herrlichkeit sich versammelten, und um den schönen Preis der Ehre buhlten. Es war dieß die schönste Schule der Tapferkeit, wo die Nerven der Seele gleich stark mit denen des Körpers, gehärtet wurden, das Band des Patriotismus enger geknüpft, und Nacheiferung und edle Ruhmbegier angefacht, zugleich das oft so nüzliche Gefühl des Selbstvermögens und das darauf sich gründende Selbstvertrauen in den Heldengemüthern erregt wurde; war das lobenswerthe Medium damaliger Zeit, wodurch sich fremde Ehre verbreitete, und eben so Beförderungsmittel der Kultur, die dann nur gedeihet, wann viele Menschen mit gegenseitiger Theilnehmung an einander anrüken: charakteristisch für eine Nation, wo die Blume der Tapferkeit, nach Pindar, die schönste, die unverwelklichste war, wo Tapferkeit das höchste beneidungswürdigste Geschenk der Götter hieß. —

Manches, z. B. Herolde, die Austheilung des Dankes, die Schranken, u. dgl., hatten die Turniere mit jenen alten Spielen gemein; doch blikt in ihrer Einrichtung, die aber natürlich auch nur stufenweise den Grad ihrer Vollkommenheit, welche wir daran bewundern, erreicht hat, beynahe mehr Feinheit und Wiz durch, als in den alten griechischen, vorzüglich den Sinnbildern der Schilde.

Wir dürfen der Freundschaft, jener himmlischen Neigung, die Seelen mit Seelen verschwistert und zu gleichen hohen Zwecken zusammenstimmt, die Ehre erweisen, und sie zu dem ersten Grunde ritterlicher Verbindungen machen. Sie scheint zwar bey der Chevallerie größtentheils von der stärkern Anhänglichkeit an die Damen verschlungen

worden zu seyn, indessen hängt sie doch so nahe mit der ersten Einrichtung zusammen, und wir finden selbst zu viel schöne Spuren wechselseitiger Verbindung unter den Rittern, als daß wir ihr hier nicht einen Plaz einräumen sollten. Freundesbündnisse zu Leben und Tod, sind eine schöne Erscheinung in der ganzen Geschichte der Menschheit, oft wohlthätig, oft schädlich, aber wie beynahe alles Menschliche, in ihrem Anfange gewiß edel und unschuldig. Unsicherheit und Gefahr, wie das gegenseitige Bedürfniß, sein Wesen an ein gleichverwandtes anzuräken, haben sie erfunden. Unsre nordischen Vorfahren und die alten Gallier hatten ihre brüderlich mit einander verbundnen Gesellschaften, worinn sich die jungen Kriegsbelden feyerlich mit einem Eide verpflichteten, an einander zu hangen, im Leben und Tod; und wer zuerst fiele im Streit, dessen Tod müsse vom Ueberlebenden gerächet werden. — In den Heroen-Zeiten der Griechen treffen wir auf so manches Heldenpaar: Achill und Patroklus, Orestes und Pylades, Damon Perithous und andre, sind herzerhebende Muster. Man weiß, was Plato darüber geschwärmt oder wahr geredet hat.

Was kann schöner seyn, als sich zu einem Bunde beschwören, nicht von einander zu lassen in Lust und Freude, in Noth und Gefahr und in so manchem Gedränge des Lebens. Bey den Wilden trifft man hin und wieder, diese der Menschheit so würdige Gewohnheit an. Die Ariosto, die Tasso, unser vortrefflicher deutscher Wieland, haben in ihren Gedichten jene Wunderzeiten, die Tage der Einfalt, uns gleichsam zurükgespiegelt. Wir stehen an ihren Gemälden, mit enthusiastischer Trunkenheit, sehen das Ringen der Kräfte des Menschen, der so oft seine Gränzen überspringen will, und übernatürliche Mittel ver-

sucht, wenn er seinen Zwek nicht erreichen kann: wir lassen uns einwiegen durch diese süße Täuschung — zu unsrer Väter Zeiten war es doch anders — ! wir bewundern ihre Tapferkeit, ihren Muth, ihren Biedersinn, ihre reine enthusiastische Liebe, ihre Freundschaft, ihre Gastfreyheit — und sehen traurig in unsre Welt hinein. Wenn wir endlich von den Eindrüken der ersten feurigen Bewunderung, etwas kühler geworden, und das Idealische vom Wirklichen absondern, so bleibt uns immer noch so viel gewiß übrig:

Jene Dichtungen, alte wie neuere, gründen sich auf Fakta der Menschheit, und die merkwürdige Erscheinung der Rittergesellschaften ist die schöne Blüthe der Menschheit, die jezt eben von Rohheit zur Verfeinerung übergeht.

Die Zeiten der Barbarey, der Völkerwanderungen, das Aneinanderstoßen fremder Sitten und die gegenseitige Reibung, die Einführung der christlichen Religion, und der Weg, den ihre damalige Apostel sogleich gingen, mehr das Herz oder die dunkeln Empfindungen anzufüllen, als den Verstand zu bebauen, kurz, alles jenes betäubende Sinnesessende Gepränge, das der Reflexion wenig Raum läßt, und das verderbliche Lehenssystem selbst, haben zusammengewirkt, dem Geist der Ritterschaft seine Gestalt zu geben.

Wir können demnach den Begriff der Ritterzeit so angeben: **Die Zeit der schwärmerischen Tapferkeit mit schwärmerischer in steife Galanterie gekleideten Liebe und Religion, nach gesellschaftlichen Rechten behandelt.**

Die Gesezze der berühmten Tafelrunde-Gesellschaft in Schottland, deren schon 524 gedacht wird, wurden in der Folge

Folge die Gesetze beynahe aller andern Ritter-Gesellschaften. Soviel auch die Fabel hier eingemischt hat, ist doch immer etwas Wahres darinn. — König Artur oder auch Artus, Vater der schönen Genievra, von welcher der siebente Gesang Ariosts handelt, hofete in Cramelot, und war Großmeister des Ordens. Merlin, der Sohn einer weisen Jungfrau und ein Erzzauberer, war der Stifter dieser Gesellschaft. Er verfertigte zu Carduel eine runde Tafel. Unter den Stühlen waren dreyzehen, zu Ehren der dreyzehn Apostel, und zwar mußten es Ritter von erkanntem Werth und erprobter, durch allgemeinen Ruf bestätigter Tapferkeit seyn. Der dreyzehnte Stuhl stellte den Verräther Judas vor, und blieb allezeit ledig. Man nannte ihn den gefährlichen Siz, seitdem ein verwegener Saracenischer Ritter, der sich erfrecht hatte, darauf zu sizen, von der Erde, die sich unter seinem Stuhl aufthat, verschlungen worden war. Die Ritter der Tafelrunde trugen keine äußerliche Kennzeichen ihres Ordens. Die Glorie ihrer Thaten war hinreichend genug, sie auszuzeichnen; überdieß war jeder an seinem Denkspruch kenntlich. Merlin selbst verfaßte die Gesetze des Ordens. Noch bis auf den heutigen Tag, zeigt man den Reisenden die Höle Merlins, in welcher, lange nach seinem Tode, die Stimme desselben noch soll geweissagt haben.

Turniere waren in der Folge der Zeit, die vornehmsten ritterlichen Uebungen. Wir wollen uns aber mit unnöthiger Untersuchung ihres Ursprungs, den wir jedoch für Gothisch halten, nicht aufhalten, auch die Erfindung dieser Ritterspiele keinem Volk streitig machen, sondern nur so viel davon bemerken, daß sie die Franzosen dem Gottfried von Preuilly zuschreiben, der zu Antwerpen 1066 getödtet worden; und die Deutschen diese Ehre dem Deutschen Hein-

Heinrich der Vogler genannt, beylegen,*) so wie die Griechen ihrem Kaiser Emanuel Comnenus, der diese Spiele viel menschlicher als der Klopffechter ihre Zweykämpfe soll befunden haben. Die Engländer gestehen, daß man bis zur Regierung ihres Königs Stephanus keine Spur von dieser ritterlichen Kunst finden könne; daß Heinrich II. weil er die Duelle nicht ausdrücklich gestatten wollen, wenigstens den Englischen Herrn die Erlaubniß ertheilt, über das Meer zu reisen, und bey andern Völkern solche zu erlernen.

Die Spanier und Italiäner haben alles Erfindliche angewandt, diese Wissenschaft so vollkommen und ergözlich zu machen, als nur möglich. Da aber diese Turniere vielfältig den Tod nach sich zogen, und zu vielen besondern Duellen Anlaß gaben, so verdammte Pabst Alexander auf dem Lateranischen Koncil diejenigen Märkte oder Turniere, in welchen die Ritter nur ihre Tapferkeit sehen ließen und viele Leute um ihre zeitliche und ewige Wohlfahrt brächten.

Pabst Clemens V. der einsah, daß diese in England, Frankreich und Deutschland eingeführte Gewohnheit, die Kreuzzüge nach dem heiligen Lande verhinderten, verdammte sie in einem zu Vienne gehaltenen Koncilio und kündigte allen denen den Bann an, welche dergleichen Turniere mitmachen würden. Da nun aber auf diese Weise allzuviele Leute in den Bann geriethen, so sah sich der P. Johannes XXIII. auf Ansuchung Königs Philipps von Frankreich genöthigt, ihnen allen eine allgemeine Absolution zu ertheilen. Das Ansehen der vorigen Päbste und Koncilien

*) Rurner und Cruſius wollen es nicht zugeben, daß er der Erfinder davon sey. — Denn sie gingen lange vorher in Italien, Spanien, und nach den alten Ritterbüchern zu schließen, in Britannien im Schwange.

ward also nicht geachtet, und die Turniere in den folgenden Zeiten erst recht Mode.

Anfänglich hatte man bey dergleichen Kampfspielen keinen andern Zwek, als sich in den Waffen zu üben, daher auch die Streitenden lauter Spielwaffen hatten. Ihre Lanzen waren nicht mit Eisen beschlagen, und die Degen waren nicht zugespizt. Allein dieser Gebrauch war zu unschuldig, als daß er lange Zeit hätte sollen bestehen können. Man konnte keine sonderliche Tapferkeit bey einem Kampfe beweisen, mit welchem keine Gefahr verbunden war, und wo es nur auf eine Geschiklichkeit ankam. Daher wurden bald beleidigende Waffen, allgemein eingeführt, worunter man scharfe Lanzen, zugespizte Degen und andre beschädigende Waffen verstand.

Diese Kampfspiele des Adels hatten ihrer Namen von dem Französischen Worte tourner, das heißt, sich wenden oder drehen, erhalten. Es ist daher auch mehr als wahrscheinlich, daß sie von den Franzosen zu den Deutschen kamen.

Die Turniere standen nur wirklichen Rittern offen. In einer Turnierordnung von 1481 heißt es: Niemand sollen die Schranken offen stehen, wenn er nicht 4 Ahnen, Vater und Mutter edel Wappensgenossen und sämtlich ehrlich Herkommen hätten. — Es mußte ferner landkundig seyn, daß seine Eltern mehr oder weniger geturniert: dieß mußte mit zwey oder drey Zeugen bewiesen werden.

Vor dem Turniere, wurden die Wappen derer, die turnieren wollten, in den benachbarten Kirchen und Klöstern aufgehangen. Es hieß dieses die Schildschau. Ein Ehrenhold mußte öffentlich die Namen derer, denen die Schilde

zugehörten, nennen. Fand sichs, daß eine der Damen sich über einen der Kämpfer zu beschweren hatte, so berührte sie nur seinen Schild, und die Turniervögte mußten nun ihre Beschwerden untersuchen. Er ward vom Turnier ausgeschlossen, wenn er schuldig befunden worden; und geschah's, daß er sich dennoch unverschämt zudrängte, so ward er mit einem ganzen Hagel von Stößen zurükgewiesen. Meineid, Brechung des Handgelübdes, Feldflucht, Nothzüchtigung an Frauen oder Jungfrauen verübt, lag nach den Rittergesezen hart in der Strafe. Eben so Wucher und Judenhandel, Straßenraub, *) Mord, Diebstahl, Kezerey. Wer eines solchen Vergehens überführt ward, durfte nicht zum Turnier gelassen werden.

So heißt es in Heinrichs Turnier-Ordnung:

„Welcher wider Ehr gethan hätte, dem mag man sein „Roß abgewinnen, soll auch mit dem Sattel auf Schran„ken gesezt werden, bis der Thurnier vorbey ist."

Und eine Stelle in Reichards Abhandlung ist die:

„Zu Lob und Würden Marien der Mutter Gottes, aller„Heiligen, Frauwen, Jungfrauwen und Wittwen; „welcher von Adel gebohren und herkommen were, der „Frauen oder Jungfrauen entehrt, oder schwächet, oder „dieselbige schmähet mit Worten oder Werken, unbe„wahrt seine Ehren, der soll in offenem Thurnier vor „Frauwen und Jungfrauen gestraft, und mit ihm um des „Pferdts thurniert **) er auch auf die Schranken ge„sezt werden, nach Innhalt der Thurnierösfreyheit und „Gerechtigkeit."

*) Jeder Ritter, der jemand angriff, ohne ihm den Fehdehandschuh vorzuwerfen, hatte wider Rittersyflicht gehandelt, und ward ein ꝛc.

**) Das nemliche, was Roß abgewinnen heißt.

Auch waren wieder wesentliche Geseze vorhanden, die die Sicherheit und Unschädlichkeit solcher Spiele zum Augenmerk hatten, davon wir schon oben etwas angeführt haben.

1.) Keiner soll am Sattel steif Leder führen, auch an seinem Roß oder Leibzeug haben, das gefährlich siehe.

2.) Ein Schwert soll seyn 3 oder 4 halbfingerbreit. Soll an der Spize stumpf abgeschliffen seyn.

3.) Soll keiner bey solcher Gelegenheit, so er irgend einen Groll hätte gegen einen Ritter, Raum geben seinem Haß."

Die Aufseher über das Aeußerliche bey solchen Festins, hießen Grieswärtel (Kreißwärtel) vermuthlich eben dieselben Personen mit den Friedensrichtern. Von dem Pompe, der diese Kampfspiele begleitete, den köstlichen Zelten, womit das ganze Feld bedekt war, den Emporbühnen, die um die Schrankenbahn umhergezogen waren, geben uns alte Romanen und Chroniken die prächtigsten Schilderungen. Es war natürlich dafür gesorgt, daß alles, was je die Sinne blenden konnte, herbeygeschaft wurde, um den Glanz und das Interesse solcher Uebungen dadurch zu heben. Unter Trommeten und Pauken und andern kriegrischen Instrumenten, rükten die Ritter, sobald die Kampfrichter das Zeichen gegeben hatten, mit ihren Knappen in langsam feierlichem Zuge, prächtig ausgerüstet, an die Schranken heran.

Ob es wahr ist, daß sich die Ritter oft gar im tollen Uebermaas ihrer Liebe, als stolze Minnesklaven von ihren Herzensköniginnen, an Ketten herbeyführen lassen mußten, lasse ich dahingestellt seyn; aber richtig ist soviel: Jeder ließ sich ein Losungswort von seiner Dame geben. An sei-

nem Helm, Speer oder Rüstung, trug er ein Zeichen ihrer Gunst, dessen er sich als eines wundertätigen Talismans bediente, und mit dessen Anblik er sich, wenn sein Muth zu sinken begann, zu neuen Thaten stärkte. Die Damen waren's auch, die den Dank, der in goldenen Spornen, Schwert oder sonstigen ritterlichen Insignien und einer solennen Danksagungsrede bestand, nach Endigung der Schauspiele feyerlich austheilten.

War alles geendet, so wurde der Sieger aufs feyerlichste unter frohlokender Musik eingeführt, durch seine Dame selbst oft von der schweren Rüstung befreyt, mit reichen Gewändern angethan und mit allgemeinen Lobeserhebungen überschüttet. Man gab dann einem jeden das Zeugniß, daß er beym Turnier gewesen sey. Er mußte dieses beym nächsten Turnier sorgfältig vorlegen, auch sein Wappen den hiezu bestellten Wappenschauern zur Prüfung überlassen. Hatte man einige Tage in Saus und Braus gelebt, so verband man sich zu gemeinschaftlicher Freundschaft, und zog nach Hause.

So sehr solche Schauspiele zur allgemeinen Belustigung dienen mußten, so stattlich die Augenweide war, den Kern Deutscher oder Französischer Ritter im schönen Kampf der Ehre zu sehen, so mußte doch zuweilen dieses vergnügende Schauspiel eine unangenehme Vorstellung abgeben, wenn troz der Gesezе, die für Ordnung dabey vorzüglich gegeben waren, doch zuweilen stürmische Leidenschaft den Damm der ritterlichen Politur überschoß, und die bezwekte Ordnung in Unordnung ausartete.

So blieben in dem Turnier zu Nuys zwey und vierzig Ritter, und eben so viel Knappen auf dem Platze; der vielen Unglüksfälle und tödtlichen Beschädigungen nicht zu

gedenken, welche sich die Ritter oft ganz ohne Vorsatz, in den Turnieren, die nur bey gewissen Feyerlichkeiten gehalten worden, einander zufügten. Am Ende der Beschreibung des Turniers, welches die Rittermäßigen des Rheinstroms im Jahr 1403 nach Darmstadt gelegt und allda gehalten, wird angemerkt: „Es hielt sich aber dieser Turnier etwas unruhigs, dan es wurden 17 Francken und 9 Hessen erschlagen und Ertretten. Wardt derowegen meniglich Fro, das sie on Schaden, wider heim zu Hauß kamen.

Auf dem Turnier zu Heidelberg, welches die Ritterschaft des Rheinstroms im Jahr 1481 nach Heidelberg gelegt, (heißt es weiter) waren zugegen Philips Pfalzgraue bei Rein, Churfürst. Albrecht Margrane zu Baden. 6 Grauen, 336 Ritter und Edle. An geschmükten Frawen und Junckfrawen 108, samt Ein Pfalzgrauin. Ein Fürstin, Ein Landgrauin. Mer 3 Grauin, Summa an Pferdten die alda ankamen 3498.

Uebrigens, daß Turnier nur der generelle Namen war, und wie bey den ritterlichen Uebungen der Griechen, mehr Gattungen unter sich begrif, erhellet aus mehreren gesammelten alten Nachrichten. Z. B. bey dem dritten Turniere, das in Deutschland von Ludolf, Markgrafen von Sachsen und Herrn von Braunschweig gehalten ward, stieß man mit Spießen, man focht mit Degen, u. dgl. Und zu den Zeiten des Landgrafen Albrecht von Thüringen im 16ten Jahrhundert, der auch Ritterspiele anrichtete, haben etliche gerannt und gestochen, etliche turnirt, etliche des Steinsgeworfen, und die andern sich mit Ringen, Springen und Fechten versucht.

In dem Buche, der weis Künig, heißt es von dem Kaiser Maximilian:

„Wie der jung weis Künig betrachtet auch in seiner „Jugent, in ime selbs, wie ihm gezimbet, und auch „not wäre, das er lernet in allerley Waffen fechten, „und auf sollichs lernet er in den Schwertern, stangen, „Kurzen und langen Degen, Landsknechtspiessen, Drischln, „Messern und tilitz, ploß fechten, und Begriff der Mei„sterstück und den rechten Grund in kurzer Zeit, und „übet sich insonderheit vast damit, und ward darinn „gar meisterlichen und Kunstlichen, und könnte die Waf„fen gar wohl brauchen nach seiner Schicklichkeit."

Nun wollen wir auch das Wesentlichste von den übrigen Rittergesezen, Gebräuchen, Erziehung, Tugenden u. s. w. bemerken. *)

*) Ueber den Geist und die Geschichte des Ritterwesens ꝛc.

III. Abſchnitt.

Von den Pflichten der Ritter.

Die Pflichten der Ritter überhaupt, ſind ſchon in den Turnierordnungen begriffen, und dieſe pflegten auch aufs neue geleſen und eingeſchärft zu werden. Bewährung ſeiner Ehre, in Beobachtung der Treue, Keuſchheit und Gerechtigkeit, ſo wie auch Handhabung der Gerechtigkeit und Vertheidigung bedrängter Unſchuld, war ihr vornehmſtes Geſez. Zu dieſem Zwek war eben das ſchäzbarſte Mittel, Tapferkeit. Früh ward der junge Edelmann in dieſer geübt. Schon die Kinderſpiele der Knaben zwekten darauf ab. Seine erſten Bubenjahre brachte er unter den Händen des Frauenzimmers zu, und ſchon hier mußte ſich ihm jene Hochachtung gegen das Damengeſchlecht, das ein ſo unterſcheidender Zug im Charakter der Ritterzeit iſt, lebhaft einprägen. Darauf ward er in das Schloß eines alten Ritters gebracht, und mehrentheils war ein ſolches Schloß die Pflanzſchule mehrerer junger Edelleute, die dadurch die ſchönſte Gelegenheit bekamen, ihre körperlichen Fähigkeiten durch gemeinſchaftlichen Wetteifer ſpielend auszubilden. Was konnte auch empfehlender, was ermunternder ſeyn, als das Beyſp el eines verſuchten Kampfhelden? Hier ward er in Religion und Minnelehre, Theorie der Achtung und Verpflichtung gegen das Frauenzimmer, unterwieſen. Die Damen nahmen gemeiniglich dieſe Mühe

ſelbſt über ſich, und um ſo leichter ging das Werk von ſtatten, und um ſo herrlichere Früchte trug die zarte Pflanze, von den Händen eines minniglichen Fräuleins begoſſen. Auch die geſelligen Tugenden der Höflichkeit und Artigkeit, von ſchönen Lippen empfohlen und durch Beiſerung unter dieſem Zirkel von Knaben, wo jeder um den Vorrang in der Gunſt dieſer Fräulein buhlen mußte, zur thätigen Ausübung gebracht, mußten auf dieſe Art geſchwinder zur Reife gedeihen.

War das Knabenalter vorüber, ſo kam die zweyte Stufe. Der Edelknabe ward nun Knappe, d. i. Waffenträger, (Ecuyer) ſo wie nach Tacitus Bericht, kein Jüngling ein Gewehr tragen durfte, er hätte dann vorher öffentlich Erlaubniß dazu bekommen, ſo ward der Knabe auch hier in dieſen Stand öffentlich und mit größtem Gepränge eingeweiht. Der Junge mußte vierzehn Jahre zurükgelegt haben. Die Eltern mit Kerzen in der Hand, führten ihn vor den Altar, wo der Prieſter einen Degen herunternahm, ihn weihete, und damit den jungen Edelmann umgürtete. Von dem Augenblik hieß er wehrhaft.

Der mir unbekannte Verfaſſer des ſchönen Buchs, über den Geiſt des Ritterweſens, macht hier die vortrefliche Anmerkung: „Man denke ſich nun den Jüngling mit dieſen anerzogenen Begriffen, von den Knabenſpielen hinweggenommen, und ſo dicht an den Schauplaz ritterlicher Thaten geſtellt. Was für einen Schwung dieß ſeiner Phantaſie nicht geben mußte, welche Richtung nicht ſeinem Muth! Eben dadurch, daß er zwar noch nicht ſelbſt Antheil an dem Gefecht nehmen durfte, keinen auf einen Zweykampf herausfordern, höchſtens nur durchs Wegpariren der Streiche, und dann defenſiv ſich verhaltende Unterſtüzung ſeines Herrn überhaupt, als durch friſches Waſſer, friſche Pferde

u. dgl. einige Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnte, mußte sein ritterlicher Thatendurst, nur um so mehr erhizt werden. Welch ein Eindruk mußte es seyn auf das zarte, von Frauenzimmerhänden gebildete Herz, wenn er, der Zeuge so mancher ehrlichen Thaten seines Herrn, nun sah, wie diesem, wenn er den Gegner niedergerennt, die Frauen und Jungfrauen dankten, und die versammelten Ritter einander sahen und sprachen: So helf mir Gott, als das ein wakrer Ritter ist!

Sonst hatten diese Knappen noch verschiedne Verrichtungen. Sie mußten die ankommenden Ritter empfangen, sie bedienen, kurz, die Honneurs des Hauses machen. Bey Turnieren hatten sie untereinander auch ihr eignes Vorspiel. Nämlich den Tag vor dem eigentlichen Turnier übten sie sich mit leichteren Waffen, als die der Ritter waren. Die Damen waren auch hier Zuschauerinnen, und die Knappen, die den Preis davon trugen, oder sich am besten hervorgethan hatten, erhielten oft das glänzende Vorrecht, in den größern Turnieren unter den Rittern selbst kämpfen zu dürfen. Das Ein und zwanzigste Jahr war dann ordentlich die bestimmte Zeit, wo sie zum Orden der Ritter, nachdem sie zuvor Knabenweise gedient, konnten eingeweiht werden. Nach wie vielen Vorbereitungen von Beten und Fasten, — denn Religion war immer mit eingewebt — ja gar andächtiger Beicht und Genuß des heil. Abendmahls, auch Gebrauch von Bädern, Anzug weißer Kleider, dem Symbol der Rittereinigkeit, und unter wie mannigfaltigen Ceremonien diese Weihe vor sich ging, zeigen häufige Beispiele.

Ein Priester, (was aber doch nur Einrichtung späterer Zeit scheint) der Verkünder des Friedens, mußte den Kandidaten der Würde einsegnen und ihm den Rittereid abneh-

men. Einer oder mehrere Ritter, öfters auch Damen und Fräulein, bekleideten ihn mit allen äußerlichen Kennzeichen seines neuen Standes, sie zogen ihm ein Stük nach dem andern an, von der linken Seite anfangend, wobey der Neuling immer auf den Knieen liegen blieb. War dieses geschehen, so erhub sich der alte Ritter, und gab ihm den Ritterschlag, (accolade) durch drey Schläge mit der Fläche des bloßen Degens auf die Schultern oder den Hals, zu Erinnerung der Standhaftigkeit, die er nun in allen Gefahren und Widerwärtigkeiten zu erweisen hätte, und wie er von nun an keinen Schimpf sollte auf sich liegen lassen. Eine der deutschen Formeln ist:

Zu Gottes und Sankt Marien Ehr,
Empfang dieß, und sonst keines mehr.
Sey tapfer, bieder und gerecht,
Es ist besser, Ritter und Knecht!

Eine andre Formul ist die lateinische, welche übersezt also lautet:

Zur Ehre des allmächtigen Gottes, weihe ich Dich zum Streiter ein, und nehme Dich in unsern Orden, wozu wir Dir Glük wünschen, auf: wobei Du gedenken sollst, daß der Weltheiland vor dem Hohenpriester Hannas für Dich ins Angesicht geschlagen und verspottet, vor dem Könige Herodes mit einem Purpurmantel bekleidet, und verhöhnet, und vor dem ganzen Volk nakend und verwundet gekreuziget worden. An dessen Schmach zu gedenken, ich Dich ermahne; Dessen Kreuz auf Dich zu nehmen, sich Dir anrathe, und dessen Tod zu rächen ich Dich auffordere!

Nun gab man ihm Helm, Schild und Speer. Er verrichtete noch einmal seine Andacht, schwang sich dann auf sein Roß, tummelte es herum, schüttelte den Speer,

rund ließ das Schwert durch die Luft blizen, und ritt so durch das versammelte Volk. Ein jeder Ritter konnte diesen Schlag einem Ritterbürtigen ertheilen; auch die Damen waren nach Palayes Bericht, im Stande, Ritter zu schlagen, und mancher mochte sichs zur vorzüglichen Ehre rechnen, von einer schönen Hand dazu geweiht zu werden.

Dergleichen Ritter waren es, die sich in alten Zeiten noch zu einem besondern Zwek verbanden, Religion, Tapferkeit und Ehre gekränkter Frauenzimmer zu sichern.

Wie sehr man nach jener Ritterwürde trachtete, zeigen die Beyspiele von verschiednen Grafen und Prinzen. Gekrönte Häupter nahmen sie willig von einem Helden aus dem niedern Adel an. Daher das Sprichwort kam: Keiner wird als Ritter geboren. Nul ne nait chevalier, Franz I. König von Frankreich empfing die Umarmung (l'Accolade:) von dem Ritter Bayard, genannt der Ritter ohne Furcht: und Eduard IV. König von England, empfing sie von dem Grafen von Devonshire. Es ist in Frankreich noch etwas davon übrig geblieben, das einige Aehnlichkeit hat, mit der Art, wie ehedessen die Ritter geschlagen worden. Wenn der venetianische Ambassadeur seine Abschieds-Audienz nimmt, so gibt ihm der König die Accolade, und macht ihn dadurch zum Ritter. Personen von höherm Adel, wenn sie nicht Ritter waren, unterschrieben sich nach den Rittern vom niedern. Jenen gab man den Titel Junker, (Domicillus) diese wurden auch von den Königen Domini genannt.

Hatte einer eine bestimmte Anzahl Lehnsleute, so ließ er sein Fähnlein *) in ein Panier verwandeln. Ein ge-

*) Pendo. Das Wort (banniere) Panier kommt von ban oder pan und lezteres von dem lateinischen Worte pannus her, welches gewebt Zeug andeutet.

ringer Schnitt, der die Spize davon trennte, machte es dazu, und schuf dann einen Bannerherrn aus dem Ritter. Daher die Bannerschaften. Nur dann war einer ein vornehmer Herr, Bannerherr, wenn er auf seine Kosten eine gewisse Anzahl von Rittern und Knappen mit ihrem Gefolge im Krieg erhalten konnte.

So wichtig und angesehen war also der Ritterstand. Ihren Gesezen mußten sie auch ausser ihrem öffentlichen Leben sträklich nachkommen. Meist war es aber der wakern Ritter Sache nicht, lange im Stillen zu leben. Sie zogen von Turnier zu Turnier, und suchten auf diese Art Preis und Ehre einzuernten. Oft hatten sie auch Privatfehden gegen einander, wenn einer sich etwa an seiner Ehre, die der Mittelpunkt aller ihrer großen Thaten und Schwärmereyen war, durch einen andern gekränkt glaubte; wiewohl dieß immer nach den Gesezen der Ausforderung geschehen mußte, die darin bestunden, daß man Einen ordentlich um einen Kampf ansprach. Aber ein Ritter durfte die Lanze nur mit einem andern Ritter brechen. Er warf ihm sodann den Fehdehandschuh hin; hob er ihn auf, so war es ein Zeichen, daß er den Kampf angenommen. Alle List, alle Heimtüke ward dabey als höchst unanständig des Charakters und der wichtigen Rolle, die sie zu spielen hatten, verabscheut.

Es konnte oft geschehen, daß zween solcher Helden von den Blumen der Ritterschaft, wenn sie sich gegenseitige Proben ihrer Tapferkeit gegeben hatten, sich umarmten, und, wie jene Homerischen Helden, mit einem biedern Handschlag

— aus einander schieden in Eintracht.

Auch ohne vorhergegangene Ursache einer Beleidigung konnte einer dem andern einen Kampf anbieten, blos zu

erproben; auf wessen Seite das Uebergewicht der Stärke wäre, oder die Perlenschnur seiner erfochtenen Siege, um einen zu vermehren. Oft hatte er von seiner Gebieterin, deren Dienst er sich gewidmet hatte, den Auftrag, wenn er ihrer Gunst sich würdig machen wollte, eine gewisse Anzahl Feinde sieghaft zu bestehen; und so zog er dann, von ihrem Segen begleitet, aus, und streifte nach der ehrenvollen Palme ihrer Huld.

Sein unverletzlicher Rittereid war ihr Bürge für seine Aussage, nächst dem, daß er einzelne Beutzeichen seiner Siege, zu ihren Füßen darlegte. Nicht leicht konnte eine solche Ausforderung abgelehnt werden; wollte der Gegner nicht für einen Feigen ausgeschrien und verspottet werden. Sogar auch die Ehre eines Frauenzimmers, die im Ruf der Unkeuschheit stand, ward oft durch den Zweykampf zweyer Ritter entschieden. Beyspiel davon ist die schöne Genievra. *)

Pitto siegte für die Unschuld der Longobardischen Königin Gundeberga, die beschuldigt war, daß sie dem König Karoald, nach dem Leben getrachtet hätte.

Monzion stritt für die angefochtene Unschuld Kunigilden's, der Gemahlin Kaiser Heinrich des IV, und gewann durch die Erlegung des Riesen Rodinger.

Wie sehr der Mönchische Geist überall aus den damaligen Sitten hervorblikt, zeigen jene Ueberbleibenheiten in obigen Beyspielen, welche in die Zeiten der Ordalia Dei (auch judicia magna Dei) gehören, und unter andern auch nicht

*) In Schottland war ohne dieß (Genievra soll König Arthus Tochter gewesen seyn) die Todesstrafe auf solch einen weiblichen Fehltritt gesetzt.

weniger die Gelübde, die der Ritter oft that; z. B. auf eine gewisse Zeit an keinem Hofe, in keiner Burg, ja in keinem Bette, sondern im Walde, auf Gottes freyem Boden zu übernachten; (S. Wielands Geron der Adelich) den Harnisch zog ohnedieß nicht leicht ein Ritter ab. Da Gueslin, als er vor Montcontour lag, schwur, kein Fleisch zu speisen, und sich nicht zu entkleiden, bis der Pfaz würde gewonnen seyn. Die Damen selbst legten ihnen oft strenge Büßungen und Proben auf, und maßen ihre Gunstbezeugungen nach dem mehr oder weniger sträflichen Diensteifer ihrer Paladine. Es ist sonderbar, was für Launen sie — schon damals — oft hatten. Einer gewissen Dame fiel es ein, sie möchte einen Engländer sehen. Ihr Ritter Bounelace trat sogleich die Fahrt an, und machte verschiedne Gefangene, die er nach Montferrand brachte, wo sich die Dame mit ihren Verwandten aufhielt.

Uebrigens waren Gastfreyheit, Großmuth, Milde, bey den Rittern Tugenden, die wie Zweige aus dem Stamm der übrigen hervorspringen mußten. Gastfreyheit ist ohnehin eine Tugend, die nur auf dem Boden der Nichtkultur — oder wenn man will, der Barbarey zu Hause zu seyn scheint. Die großen Herren hängen Helme an die Dächer und an die Zinnen ihrer Schlösser, zum Zeichen der Gastfreyheit auf.

Was wir bisher vom Rittergeist geredet haben, betraf zwar nur das Allgemeine, wird aber doch hinlänglich seyn, um zu zeigen, daß er meistens den Stempel der Barbarey an sich trug, und die meisten seiner Züge das Gepräge der Schwärmerey an sich hatten. Welche abergläubische, dunkle und verkehrte Begriffe mußte man nicht damals von dem Geiste des Christenthums haben, wenn man bey der Aufnahme eines Ritters ihn konnte schwören lassen, den

Weltheiland auf die lächerlichste oder abentheuerlichste Art zu rächen — Ihn der nichts als Duldung, Versöhnung und Feindesliebe predigte. Dessen ungeachtet kann man doch auch ihre Schwärmerey als eine natürliche Folge ihrer übrigen Tugenden, ihrer Strenge, ihrer Wahrheit, ihrer Rechtschaffenheitsliebe, ansehen. Wo der Verstand noch nicht gehörig aufgeklärt ist, gewinnt die Einbildungskraft die Oberhand. Diese in ihrer höchsten Spannung, muß manche Ausgeburt zeugen, aber zur nämlichen Zeit auch manche liebenswürdige Knospe tragen. Es ist ja ohne dieß der menschlichen Natur so gewöhnlich, von Extrem zu Extrem zu springen.

IV. Abschnitt.

Von dem Einfluß der Liebe auf das Ritterwesen.

Wir haben in dem Vorhergehenden gesehen, wie oft man in jenen Ritterzeiten Tapferkeit mit Religion verwebte, und leztere mißbrauchte, und nehmen wir nun noch das große Rad aller Dinge, die allmächtige Liebe dazu, — was wagt der Held nicht? Fesseln, Meeren, Ungeheuern, bietet er Troz. Hier haben wir also schwärmerische Tapferkeit, mit schwärmerischer Liebe verknüpft, die Haupt-Grundzüge dessen, was wir eigentlich Ritterzeit nennen.

Die schönen Gedichte der Minnesinger, diese glüklichen Anfänger des guten Geschmaks, trugen das Meiste gewiß dazu bey, jener geistigen Liebe unter den Deutschen aufzuhelfen. Die Liebe, welche bey andern Völkern und in vorigen Zeiten Deutschlands bloß Befriedigung des Naturtriebes war, war jezt im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte, unter einer Klasse, die am nächsten auf den übrigen Theil des Publikums zu wirken pflegt, größtentheils geistiger, hatte aber desto mächtigere Reize für sie. Denn wenn wir sehen, daß ein Held oder Ritter so weit in seiner schwärmerischen Liebe geht, daß er derselben beynahe alles unterordnet, nur tapfer ist, weil er ohne Tapferkeit den Beyfall und die Achtung seiner Schönen nicht erhält; wenn er liebt, oft ohne alle Hoffnung, etwas anders je erhalten zu können, als — günstige Blike, so ist es zwar große Schwärmerey aber doch in einem nach so mancher Rüksicht noch

rohen Zeitalter, gewiß eine höchst wichtige Erscheinung. Hingegen ist auch nicht weniger die strenge Keuschheit der Frauenzimmer alter Zeit, mit Recht zu preisen. Religion und Ehrgefühl waren die zwey vornehmsten Beförderungsmittel dieser Tugend, die meist mit dem weiteren Fortgange der Verfeinerung durch Luxus und die daraus entstehende Frivolität wankend gemacht wurde.

Die Achtung gegen das schöne Geschlecht pflanzte sich fort und mehrte und verfeinerte sich in dem Grade, als sinnliche Liebe sich verfeinerte. Als das Ritterceremoniel dazu kam, verflocht es sich auf die natürlichste Weise damit, und die steife Galanterie warf ihre ceremoniöse Franzen um das Gewand der Liebe. Vielen Einfluß hatte auch Religion auf sie, und der Aberglaube damaliger Zeit, gab nicht weniger seine Farben dazu her. — So wurde denn auch Deutschland empfänglich für einen solchen Galanterie-Geist, der zunächst mit dem Ritterwesen verbunden war. Daß aber freilich die feinen Sitten der Ritterschaft nur an Höfen zu Hause waren, ist nicht zu läugnen.

Den Geist ausschweifender Tapferkeit mußten damals vorzüglich auch die häufigen Romane und Ritterbücher, lebhaft unterhalten oder anfachen. Dergleichen Zusammensetzungen aus Wahrheit und Dichtung, oder aus wirklicher durch Volkssagen entstellter Geschichte, zündeten natürlich auch in den kältern deutschen Köpfen, und brachten den Enthusiasmus hervor, der in den Zeiten der Kreuzzüge so sichtbar war, wo der Geist der Minne so ganz besonders seine Nahrung erhielt. — Das Ausland, besonders Italien wo die Heere sich oft lange verweilen mußten, war eben der angemessene Schauplaz für manche Liebesabentheuer.

Wem ist nicht der Graf von Gleichen bekannt, mit seinen zwey Weibern, deren eine er mit sich aus Palästina als eine liebe Beute brachte. Sie trägt so ganz den Stempel jenes Zeitalters an sich, und wohl dem verträglichen Weibe, das sich über ihre schöne Ehebettsmitgenossin, die die Befreyerin ihres Gemahls war, sogar nicht ärgerte, daß sie dieselbe vielmehr recht herzlich liebte, und sie beyde in Liebe und Freude wetteifernd, an dem guten Grafen hingen, und ohne Eifersucht Kuß und Ehebett theilten.

Den Damen zu lieb, thaten schon vorher manche Ritter Wallfahrten zum heiligen Grabe. Unter dem Gefolge der Kreuzfahrer selber, befanden sich viele Personen weiblichen Geschlechts, und manche sogar, die sich nicht scheuten, ihren zarten Busen in einen rauhen Panzer zu schmiegen.

Die Liebe hatte immer an den ritterlichen Uebungen, auch in den leztern Zeiten noch sehr großen Antheil.

Eine charakteristische Anekdote aus dem Zeitalter Maximilians, wie da der Ritter liebte, ließt man in einem der ältern Stüke des T. Merkurs, vom Rauber. Er verliebte sich in ein Fräulein von Hofe. Ein andrer, ebenfalls ein baumstarker kernfester Milo, ward zu gleicher Zeit mit ihm um ihre Hand. Die Entscheidung, wer sie davon tragen sollte, ward dem Kaiser überlassen. Sein Salomonisches Urtheil war: Die beyden Ritter sollten sich mit einander schlagen, und wer den andern im unverblümten Sinn des Worts in Sak schieben würde, sollte die Dame erhalten. Ritter Rauber stekte seinen Gegner in Sak, und gewann.

Man schlug und balgte sich zu Ehren der geliebten Gebieterin bis aufs Blutvergießen, und die Nebenbuhler unterließen nichts, sich bey solchen Gelegenheiten zu unterschei-

den. Heinrich IV., der sich in die schöne Entragues verliebt hatte, und auf den Bassompierre eifersüchtig war, ließ einige Worte vor dem Herzog von Guise fallen, der sogleich versprach, den König zu rächen. Ich bin, sagte er, der irrende Ritter, und ich will mit Dero Rival Nachmittag an dem Orte, den Ew. Majestät bestimmen werden, drey Lanzen brechen. Der König nahm dieses Anerbieten an, man erwählte einen Hof im Louvre, dessen Pflaster augenblicklich aufgebrochen, und abgerissen ward. Die Vorfechter, erwählten zwey Sekundanten, und wie auf allen Fall Waffen bey der Hand waren, so erschien Bassompierre mit versilberten Waffen, mit einem Bande von Incarnat und weisser Farbe. Der Herzog von Guise aber, führte Gold und Schwarz, wegen der Marquise von Verneuil, die seine Maitresse war. Der ganze Hofstaat, selbst den König und die Königin nicht ausgenommen, waren am Fenster, und sahn dem Kampf zu. Der Herzog von Guise traf mit seiner Lanze zuerst das Casquet seines Gegners, und hernach den Unterleib, so daß die Lanze in den Knochen stekken blib, und jedermann glaubte, daß er todt sey. Man brachte ihn zu dem Herzog von Vendome, woselbst ein Edelmann die Lanze herauszog, daß die Eingeweide heraustraten; sie wurden aber wieder zurükgetrieben, und Bassompierre wurde von dieser tödtlichen Verwundung geheilet." Dem Hof war dieser Anblik abscheulich, und der König verbot, daß dergleichen künftig wieder geschehen sollte.

V. Abschnitt.

Von dem Ursprunge der Ritter, Milites genannt, und wie dieselben geschlagen wurden.

Schwer läßt sich die Zeit angeben, wann der Adelstand mit Insignien und besondern Rechten ausgezeichnet, privilegirt und erblich ward. Indeß ist sein Ursprung in der alten kriegrischen Verfassung, wo der Princeps seine Comites hatte, und jeder freye Mann zum gemeinn Kriegsdienst ohne Gehalt verpflichtet war, wie überhaupt im ersten Chaos der überhandnehmenden Feudal-Verfassung zu suchen. Der sogenannte Turnier-Adel ist nicht mehr im Gebrauch, seit 1559, da der lezte Turnier, König Heinrich dem Zweiten das Leben kostete. Das Wort Ritter kommt natürlich von Reiten her, und bedeutet eigentlich einen Reiter. Die Ingenui waren Reiter, Ritter, und ein feiger Ritter durfte nicht wie Alceus und Horaz seinen Schild verlieren. Wurde ihm dieser Vorwurf gemacht, so war es eine Schande, die nicht anders als durch einen Kampf auf Leib und Leben ausgelöscht werden konnte. So entstunden die Ritterschaft, Ritterorden, und ihr besonders heiliger Adel.

Die mit einem Schwert eines Ritters waren umgürtet worden, hießen allein Milites, Ritter; die, welche dieses Ehrenzeichen nicht erhalten hatten, hießen famuli, armigeri, servientes, Knappen, Knechte. Hierüber entstanden

die Turniere, und daher entsprangen die ritterlichen Kämpfe in den Schranken.

Man muß aber die Ritter oder Milites, (Soldaten) von denen wir eigentlich handeln, nicht mit den Rittern den verwechseln. Denn diese leztern machten eine ansehnliche Gesellschaft aus; dahingegen jene nur einzelne Personen waren. Ja man muß auch zweyerley Gattungen der Ritter unterscheiden; denn einige waren es ex beneficio und gleichsam zum Lohn, daher sie auch ihren Herren dienen mußten; andre aber, wie man es nannte, ex creatione pura.

Wenn die ehmaligen Eroberer eine Provinz ihren Gesezen unterwürfig gemacht hatten, so entblößten sie dieselbe gemeiniglich von Menschen, wenn sie die Armeen nicht vorher schon verwüstet hatten. Sie verjagten die alten Einwohner, und theilten ihr Land unter ihre Officiere und Soldaten aus, unter der Bedingung, daß sie fernerhin in Kriegsdiensten bleiben sollten. Dieser Gebrauch war so alt, als die römische Republik.

Solche Schenkungen hießen anfänglich beneficia militaria, weil man sie der Freygebigkeit der obersten Befehlshaber zu danken hatte. Zuweilen wurden sie ihnen nur so überlassen, daß sie dieselben so lange sie lebten, zu genießen haben sollten; oft aber kamen sie auch von den Aeltern auf die Kinder. Da es nun etwas sehr schweres war, diejenigen auszuheben, die in einem sehr langen Besiz solcher Länder gewesen waren; überdieß auch der Stamm Karls des Großen in einen starken Verfall gerieth, so mißbrauchten einige französische Herren, die dergleichen beneficia nur auf Lebenszeit erhalten hatten, die Einfalt ihrer Könige so weit, daß sie sich dieselben gänzlich zueigneten und auf ihre

Familien erblich machten. — Unter Kaiser Karl, dem Einfältigen, veränderten diese Beneficia den Namen, und wurden Feuda genannt, weil man von demjenigen fidem, Huld und Treue forderte, der ein solches Land als ein Lehengut in Besiz nahm. Ein Lehengut, heißt es, ist eine solche Wohlthat, die ein Fürst einem andern unter der Bedingung verleihet, daß er sein Vasall seyn und sich zur Beobachtung seiner Gesze, durch einen Eid verbindlich machen solle. Daher hat Feudum seinen Namen von dem Spanischen Wort Fé oder Fides, Treue und Glauben, die ein solcher Besizer seinem Herrn allezeit schuldig blieb.

Gleichwie nun jene Lehensgüter im Kriege eroberte Länder waren, so mußten auch die Soldaten oder Ritter ihrem Lehnherrn besondere Dienste thun, entweder, wenn er in Krieg zog, oder wenn er gegen seine Nachbarn etwas auszuführen hatte. Die Ritter, die dergleichen Lehengüter besaßen, waren verbunden, eine Anzahl Pferde und Waffen, nicht allein für sich selbst, sondern auch für diejenigen zu halten, die sie im Dienst ihres Herrn mit sich bringen mußten. Man wurde seines Lehenguts mit Schimpf verlustig, wenn man einen Tag in seines Herrn Dienst versäumte, oder sich nicht zu rechter Zeit einstellte, oder wenn man in Gefahr, oder bey einem Scharmüzel, oder in einem Treffen die Flucht nahm. Ausser diesen Rittern aber, die ein Feudum militare erhalten oder ererbt hatten, oder ein freyherrlich adeliches Lehen Feudum loricae besaßen, gab es auch, wie oben gesagt worden, solche Ritter, die man Ritter ex creatione pura nennt. Und darunter gehörten Prinzen, die Söhne der Könige, ja Könige selbst, die sich ein Schwert umgürten, und sich entweder durch einen berühmten General, oder durch den Fürsten selbst zum Ritter schlagen liessen. So machte sich König Franciscus I. selbst eine Ehre

daraus, als er durch den berühmten Bayard zum Milite oder Ritter geschlagen wurde. Diese Gewohnheit war sehr alt, denn schon Tacitus hat in seinem Buche von den Sitten der Deutschen angemerkt, daß sie unter ihnen üblich gewesen sey.

Das Zeugniß dieses römischen Geschichtschreibers ist merkwürdig, denn man ersieht daraus, 1.) daß die alten Deutschen nie über eine öffentliche besondere Angelegenheit sich berathschlagten, ohne das Gewehr bey der Hand gehabt zu haben. 2.) Daß es Niemand erlaubt gewesen, das Gewehr zu tragen, als bis er von seinem Volk dazu tüchtig erkannt und gewählt worden. 3.) Wenn er Beyfall erlangt, daß man alsdann den jungen Ritter in eine öffentliche Versammlung geführt, woselbst ihm entweder vom Oberhaupt seines Volks, oder von seinem Vater, oder von einem seiner Anverwandten ein Schwert und Schild gegeben worden. 4.) Daß solches für eine große Ehre gehalten worden, und daß derjenige, dem solche wiederfahren, als ein Glied der Republik angesehen worden, vorher aber nur als eine Privatperson geachtet gewesen. 5.) Daß dieses der wahre Ursprung der Ritter sey, die in den folgenden Zeiten so viel Unheil verursachten, indem es ganz natürlich war, daß die Nordischen Völker ihre Gesetze und Gewohnheiten ausgebreitet, wo sie nur hingekommen. Die Longobarden waren sonderlich hierinn so eigensinnig, daß einer ihrer Könige den Offizieren den Hof versagte, als sie ihn baten, daß er den königlichen Prinzen möchte mit sich speisen lassen, nachdem er eine große That vollführt hatte; weil bey den Longobarden ein königlicher Prinz nie mit seinem Vater speisen durfte, wo ihm nicht von einem auswärtigen Fürsten die Waffen angelegt worden waren. Dieser Ritterschlag geschah nun mit vieler Solennität und

mit großem Aufwand. Derjenige mußte von guter Herkunft seyn, der an dieser Ehre Antheil haben wollte. Die Söhne der Priester, der Bürger und Bauern, waren ausgeschlossen.

Die Religion mußte bey dem Ritterschlag auch dazwischen kommen. Der neue Ritter mußte sich baden, und aus dem Wasser von allen bösen Handlungen dergestalt gereinigt herauskommen, als wenn er noch einmal in der Taufe von seinen Sünden wäre abgewaschen worden. Der Gurt und das Schwert des Ritters, wurde eine Zeit lang auf den Altar gelegt, und mußte von dem Priester oder Bischoff erst eingesegnet werden, der hernach beydes dem überreichte, welchem es gebührte. Die Normänner, die dergleichen kirchliche Gebräuche in England antrafen, spotteten darüber, und meinten, es sey Entehrung des ritterlichen Standes, wenn es so andächtig dabey herginge. Sie begnügten sich daher damit, daß sie dem Ritter das Schwert umgürteten und den Helm aufsezten; und denen, die zu Pferde dienen sollten, Sporne anlegten; und davon haben einige Ritter den eigenen Namen erhalten, daß sie Equites aureati oder vergoldete Ritter hießen, weil die Sporne vergoldet waren.

Wenn sie nun Schwert, Helm und Sporne bekamen, so legten sie einen feierlichen Eid ab, daß sie keine Beleidigung einstecken wollten; und dieser Eid wurde für die rechte Stüze und Grundsäule der ganzen Ritterschaft gehalten. Dieser Eid verband nicht allein die Ritter, vermittelst ihrer Waffen, Rache auszuüben, sondern sie wurden auch eben dadurch gegen alle Beleidigungen höchst empfindlich gemacht. Denn es war eine unverlezliche Pflicht, auch die geringste Beleidigung durch Gewalt, oder durch ein Duell abzuthun.

Ueberdieß sahen sich auch die Ritter für solche Leute an, die für die Beleidigungen, welche andern widerfahren, Genugthuung suchen müßten. Sie reizten daher mit Worten und Exempeln andre, daß sie die Beleidigung nicht auf sich sizen lassen sollten. Sie meinten, die Rechte ihrer Provinz und insonderheit ihrer Freunde seyen zur Verwahrung anvertraut. Der Ritter mußte, wenn er seiner Pflicht ein Genüge leisten wollte, Reputation und Ehre suchen, um es seinen Vorfahren zuvorzuthun, Recht und Gerechtigkeit vermittelst der Waffen zu handhaben.

Die Ritter machten sich, wie wir oben bemerkt haben, Regeln der Ehre. Ehrwürdige Geseze, welche man heilig und unverlezt halten mußte. Ein Mann von Ehre mußte sein Wort halten; er durfte nicht lügen, nicht betriegen, keinen Schimpf, nicht den geringsten Schimpf leiden, er mußte die Unschuld beschüzen, die Heiden bekriegen, Riesen ermorden, Schlangen bezwingen, Prinzessinnen retten, und von den Kreuzzügen an, bis auf den berühmten Don Quixote, wurden diese Regeln sorgfältig in Acht genommen. **Amadis**, **Clelia**, **Alexander**, **Cleopatra**, sind dessen Zeugniß genug. Diese und andre Schriften verdarben unsre Jugend, und der Titel eines honnete homme verlor sich zum Theil wieder bey der Uebermacht des Lasters. Man vermischte in Europa noch immer das Recht der Vertheidigung mit den zügellosen Begierden der Rache und der Bosheit. Ein Mann von Ehre wurde der Tyrann des menschlichen Geschlechts. Er kannte kein Gesez, er war der Richter seiner Streitigkeiten. Beschimpfte man seine Person, seine Verwandten, seine Freunde, seine Bedienten, seinen Hund und Kaze, oder was es auch war, genug, wenn er einem etwa die Ehre angethan hatte, unter dem Schirm seiner Flügel zu rächen, sogleich mußte der Schimpf

gerächet werden; und war der, welcher etwas das unter dem Schuz des Mannes von Ehre stand, beschimpft hatte, auch ein Mann von Ehre, so mußte man sich schlagen und der Mann von Ehre wurde ein Böswicht.

Man würde eine sehr große Menge von Beyspielen angeben können, wie weit die Raserey der Duelle in dem 15ten und 16ten Jahrhundert, und bis zu dem Anfange des jezigen gegangen ist. — In der traurigen Geschichte des Herzogs von Montmorency lieset man von einem Schläger Namens Bouteville, dem Ludwig XIII. den Kopf mußte herunter schlagen lassen. Im Anfange der Regierung dieses Königs, waren die Duelle so gemein, daß man immer zuerst fragte: „Wer hat sich gestern geschlagen?“ Und hatte man zu Mittag gegessen, „wer ist erstochen worden? Wer hat sich diesen Morgen geschlagen? Herzoge, Prinzen vom Geblüte, waren von dieser Gefahr nicht ausgenommen. Wie betrübt ist nicht der Tod des Baron von Lux, und seines Sohnes, die beyde der Chevalier von Guise in Monatszeit erstach!

Doch ich komme wieder zurük auf jene älteren Ritterzeiten. In diesen wurden die vom bürgerlichen Stande durch die Waffen unterschieden, denn sie konnten sich nicht anders als mit einem Stok herumschlagen und durften nur ein Schild führen.

So war es Gebrauch unter den Longobarden, Normännern und Franzosen.

Schon in den alten Gesezen der Griechen finden wir, daß die Stokschläge mit Geld bezahlt worden sind. Das Salische Gesez enthält noch eben diese Strafe. In den Gesezen der Longobarden, war es zu Karl des Großen Zeiten noch ein Gesez, sich auf ein Paar tüchtige Knippel

herauszufordern; Ludwig der Fromme gab die Wahl, ob man den Stok oder die Waffen erwählen sollte. Allein hier zeigt sich der Ursprung des Uebels, welches, obschon sehr gemildert, noch unsern Adel, unsre Jugend plagt. In der Folge schlugen sich allein die Knechte mit Stöken. Man forderte in diesen Zeiten einander vor Gericht heraus, und man schlug sich, wie schon gesagt, auf Leib und Leben. Wenn einer den Streit vor Gericht angenommen hatte, mußte er sich schlagen, und die Ehre gestattete nicht, sein Wort zurükzuziehen. Die Edelleute, als Ritter, schlugen sich in vollen Waffen und zu Pferde, der gemeine Mann zu Fuß mit dem Stok. Aus diesem Grunde, sind heut zu Tage Stokschläge nicht anders als mit Blut abzuwaschen. Der gemeine Mann, dem kein Helm das Gesicht bedekte, wurde oft im Streit auf dasselbe geschlagen, daher wird eine Maulschelle für eine große Beschimpfung gehalten, weil man dadurch auf eine gemeine Weise mißhandelt wird.

Warum ist das Schwert eine adelliche Waffe? fragt Montesquieu. Warum der Stok eine verächtliche Wehr? Metall wird im Schooße der Erde erzeugt, und Holz wächst über die Erde hervor; warum ist jenes edler als dieses? Das salische Gesez, die Gesezе der Friesen und Longobarden, belegen denjenigen, welcher Stokschläge austheilte, mit einer weit kleinern Strafe, als denjenigen, welcher eine noch so geringe blutige Wunde versezte. Es gab Geldbußen für einen, für zwey, für drey Stokschläge. Heut zu tage gilt es gleich, ob man Einen oder hundert Streiche empfangen hat.

Die Ehre gebahr nach und nach ein Unding und lieh ihm einen Namen, für welchen der Deutsche noch heute kein Wort hat: Point d'honneur. Es ist eine Chimäre,

diese Chimäre hält aber den im Zaum, der sonst keine Gesetze kennt, und für den auch der Zaum der Religion ein bloßer Zwirnsfaden ist. Der Ankläger trat vor Gericht, der Beklagte sprach: jener habe gelogen, der Richter gebot Zweykampf. Daher die Sitte sich zu schlagen, so oft man Lügen gestraft wurde. Wer sein Wort gab, auf dem Kampfplaze zu erscheinen, konnte es nicht zurükziehen; daher die Heiligkeit des Ehrenworts. Die Edeln schlugen sich mit Schwertern, die Nichtedlen mit Stöken; daher die Verachtung, welche der Stok traf; denn wer einen Stokschlag empfangen hatte, war wie ein Nichtedler behandelt worden.

Nur die Nichtedlen kämpften mit entblößtem Gesicht. Schläge in das Gesicht konnten daher nur Nichtedle treffen, und so wurde eine Ohrfeige Schande.

Es ist interessant, nachzuspüren, wie die Meinungen der Menschen oft im dürren Sande Wurzel gefaßt, und zu stämmigen Bäumen herangewachsen sind.

Man findet, daß, als die Advokaten der Abtey St. Dionysius und Benedictus ihre Vorfechter ausgesucht, durch dieselben ihre Streitigkeiten beylegen zu lassen, die Richter von Orleans ausdrüklich verordnet haben, sich nur des Stoks und Schildes zu bedienen, weil sie nur Bürgerliche, (Roturiers) wären. Diese Gewohnheit blieb bis zu den Zeiten Ludwigs XI, da man das Sprüchwort führte: Il a été battu en vilain, er hat sich wie ein Bauer mit dem Stok geschlagen.

Die Ritter mußten bey den Zweykämpfen zu Pferd erscheinen, und mit allen Arten der Rüstung versehen seyn. Der Zweykampf, den sie antraten, endigte sich gemeiniglich nicht eher als mit Untergang der Sonne, oder wann man

die Sterne sehen konnte. War alsdann der Vertheidiger nicht überwunden, so erklärte man ihn für unschuldig, wenigstens war dieß in Frankreich und England der Gebrauch. An andern Orten aber war es ein Gesez, daß der Kampf des folgenden Tages wieder angefangen werden mußte, weil der Schuldige entweder erlegt, oder sein Gegner auf dem Plaz bleiben sollte. So wütend ging es damals bey den den Zweykämpfen her!

Dieses Uebel griff immer weiter um sich, als die so bekannten Kreuzzüge im Schwange waren; und um diese Zeit fing man auch an, die Ritterorden aufzurichten, die nicht nur sehr vieles zur Erhaltung der Duelle beygetragen, sondern auch die Anzahl und Grausamkeit derselben noch vermehrt haben. — Es ist aber unrichtig, die Anordnung der Rittergesellschaften, von denen bisher die Rede war, erst für ein Resultat der Kreuzzüge anzusehen. Die Turniere waren in Frankreich, wo der Pabst die erste Losung zu jenen Zügen vor der zahlreichen Versammlung zu Clermont gab, schon vorher eingeführt, und der gesammte Stand hatte seine beschriebene Form. Aber daß diese so merkwürdige Erscheinung einer frommen Raserey, die Europa die Blüthe und den Kern seiner Männer und Jünglinge gekostet, die in so manchfaltiger Rüksicht auf das ganze System Europens so mächtig wirkte, auch besondern Einfluß auf unsern Rittergeist gehabt, ist wieder unläugbar. — Dadurch bekam er neues Leben und Feuer. Da Tapferkeit ohnehin seine Seele, und Religion, wenigstens das Werkliche, Aeußerliche desselben, des Ritters erste Pflicht war, so mußten die ehrwürdigen Glieder dieser Gesellschaft natürlich diejenigen seyn, für deren ohnehin schwärmerischen Geist diese Gelegenheit zu rühmlichen, ehrenvollen Thaten die erwünschteste war. Ein neues Feld öffnete sich hier für die jungen Siegfriede, wie für die versuchten alten Krieger.

Nimmt man den natürlichen Drang des Menschen, auszuschweifen über die enge ihm bekannte Sphäre, den Durst nach der Kenntniß fremder Länder und Völker und Sitten, und den fanatischen Wahn der Zeit dazu, als ob das Land, dessen Luft der Erlöser eingesogen, selbst geweiht wäre: so begreift man leicht, welch einen neuen Ton diese Fahrten ihrer Phantasie gaben, welch eine Liebe für ihren Orden, welchen neuen Muth und welche Stärke sie ihnen einprägen mußten! Die Anführer der Kreuzzüge waren ohne dieß darauf bedacht, alles, was schwärmerischen Religionsgeist nähren, und anfeuern konnte, hervorzusuchen, um durch eben dieses Mittel den Muth desto fester zu stählen.

Wir sehen also: der Rittergeist bekam hier nun eine eigne Tinctur. Alle übrigen Farben wurden beynahe der, die er von der Religion schon zum Voraus hatte, untergeordnet. Man schäzte sichs zur größten Ehre, am heiligen Grabe selber den Ritterschlag erhalten zu können. Viele Edle schoben die Ceremonie auf, bis sie dahin gelangten, um ihr mehr Feyerlichkeit und andächtige Würde zu geben.

Das Feine, Geschmeidige, das die Glieder der Rittergesellschaft so sehr auszeichnet, ward vielleicht durch den Umgang mit den feinern Griechen, und überhaupt durch die gegenseitige Anrükung um so mehr erhöht.

Eine angenehme Scene voll charakteristischer Wirkung, muß es gewesen seyn, wenn hier so deutscher, französischer, italiänischer, und spanischer Adel zusammentraf. Welch ein Sporn der Wetteiferung für das Thatenlechzende Herz, welch eine neue Schwungkraft für die romantischgesinnte Seele des Helden!

VI. Abschnitt.

Vom Ursprung der Ritter und Ritterorden.

Wir wollen uns bey den fabelhaften Umständen des durch Constantin gestifteten Ritterordens nicht aufhalten, sondern nur so viel bemerken, daß weil die Grundregeln dieses Ordens, die 1624 zu Trident gedrukt worden, eben diejenigen sind, die der Kaiser Isaac Angelus Comnenus 1190 hatte ausgehen lassen: es sehr wahrscheinlich ist, daß er auch der erste Stifter dieses Ordens sey. Daher man auch gemeiniglich den Ursprung dieser Ritter aus seinem Hause herrechnet. — Aller dieser Ungewißheiten und Zweifel ungeachtet, bleibt der Orden selbst, bey seinem eingebildeten Alterthum. Die meisten Commanderien stehen unter der Ottomannischen Pforte, und sind daher sehr unfruchtbar. Die Ritter, welche aufgenommen werden, sind verbunden, das Bekenntniß des Glaubens abzulegen, das Pabst Pius IV. Anno 1564 verfertigte. Sie thun ein Gelübde, die Wittwen und Waisen zu vertheidigen, der Konstantinischen Kriegsfahne des heil. Georg zu folgen; für die Kirche und Religion tapfer zu fechten; so demüthig zu seyn, als sie nur können, und wann sie sterben, dem Orden etwas zu vermachen.

Die Ritter von St. Georg haben einen sehr alten und reichen Orden vor sich, der sich im Orient und Occident sehr weit ausgebreitet hat.

Wegen des Stifters dieses St. Georg-Ordens bleiben noch immer Schwierigkeiten übrig; wir wollen uns aber auch mit diesen Fabeln nicht aufhalten, und der Stiftung der 25 Ritter nur im Vorbeygehen gedenken, die durch den frommen **Wilhelm**, einen Herzog von Aquitanien, geschehen seyn soll.

Ehe wir indeß weiter gehen, müssen wir noch vorher der Ehren-Aufnahme an Kindesstatt und der Waffenbrüderschaft gedenken, wovon die Geschichte hin und wieder etwas erwähnt. Vielleicht ist es dem Leser angenehm, über diese beyde anzlehende Materien, hier etwas zu finden.

Die Ehren-Adoption oder Aufnehmung zum Sohne, gab nicht, wie die Römische, das Recht, zur Erbschaft, ob sie gleich die Namen von Vater und Sohn erhielt. Es ward dadurch eine Verbindung des Wohlwollens gestiftet, welche desto genauer wurde, da sie keine Aussicht auf Gewinn trennen durfte. Die Nordischen Völker, sollen nach einigen Beobachtungen, dergleichen zuerst in Uebung gebracht, und von da sich dieser Gebrauch in Westen und Osten verbreitet haben. Man siehet ihn als den wahren Ursprung der Ritterschaften, und alle Geschichten thun davon Erwähnung. Die von den Griechen sogenannten Barbaren hielten sie für eine große Gunstbezeugung, die Fürsten und Könige machten sich eine Ehre daraus, besonders wenn der, welcher adoptirte, durch große Thaten, Tugend, Geburt, oder Würde erhaben war. **Franz** der I. nannte den **Semblancoa** Vater. **Heinrich** der II. hieß den Connestabel von **Montmorency** seinen Gevatter. **Teuderich**, König der Gothen, wurde durch den Kayser **Zenon**, **Theadebert** König von Austrasien durch den Kaiser **Justinian**, **Cosroes** König von Persien durch den Kaiser **Mauritz**, **Boson** durch den Pabst Johann den IV. **Ludwig**, **Bosons** Sohn, durch

den Kaiser Carl den Alten, Gottfried von Bouillon durch den Kaiser Aleris Comnenes adoptirt. Diese Aufnehmungen hatten bey allen Nationen Eine Wirkung, ob sie gleich mit verschiedenen Ceremonien verrichtet wurde. Bey den Nordischen Völkern geschahen siedurch das Wehrhaftmachen. „Wir geben euch, hieß es dabey, dieses Pferd, „diesen Degen, diesen Schild und Rüstung, machen euch „zu unserm Sohne, machen euch durch die empfangene Waf„fen der Würde werth, welche ihr durch euren Muth zu „verdienen scheinet.

Diese Adoption war demnach sowohl ein Zeichen väterlicher Neigung, als der Freygebigkeit und Pracht dieser Völker. Die neuern Griechen hatten eine andere Gewohnheit: der aufnehmende Vater nahm den Aufzunehmenden unter sein Hemde oder seinen Mantel. Dieses sollte bedeuten, er sähe ihn für einen von ihm gezeugten Sohn an. Auf diese Art wurde Balduin, der Bruder Gottfrieds von Bouillon und Nachfolger auf dem Throne von Jerusalem, vom Fürsten von Edessa adoptirt. Er nahm ihn nakend unter sein Hemde, drükte ihn an die Brust, und beschloß die Feyerlichkeit durch das Umhalsen und den Kuß. Eben dieses that dessen Gemahlin; und beyde sahen hierauf Balduin als einen angenommenen Sohn an.

Die französische Geschichte redet noch von einer andern Adoption, durch das Abschneiden der Haare. Carl Martel schikte seinen Sohn Pepin an den König der Longobarden Luitprand, damit er ihm dieerſten Haare abschneiden sollte und ihn zum Sohne annähme. Dieses geschah, und der junge Prinz wurde mit reichen Geschenken vom Könige zurükgeschikt. Noch eine andere Weise dieser Verbindung geschah durch das Abschneiden des ersten Bartes. Clodowich, sagt die Chronik von Aimon, schikte Gesandten an den König Alarich, und ersuchte ihn durch selbige, ihm

den Bart nach altem Gebrauch abzunehmen, und ihn dadurch zu adoptiren. Die Griechen und Römer des Alterthums hatten eben auch die Gewohnheit den ersten Bart mit vielen Umständen abzulegen, denselben ihren Göttern zu opfern, und den Tag festlich zu begehen.

Von allen Arten der Adoption war außer Zweifel die, welche durch die Taufe geschah, die feyerlichste. Dieses war die gebräuchlichste Art bey den Christen. Ludwig der Gütige hatte den König Harald von Dänemark zum Christenthum überredet. Er hielt ihn über den Taufstein, und nahm ihn zum Sohn an, beschenkte ihn reichlich, und gab ihm eine Grafschaft in Ostfriesland zum Eingebinde.

Es war, wie man hieraus siehet, gebräuchlich, den Pathen ein Geschenk zu machen, welches als ein Theil der Erbschaft angesehen ward, und diese Kindesaufnehmung mit der bey den Römern üblichen, übereinstimmend machte. Andere Beyspiele zeigen ein Gleiches. Die daraus zwischen beyden Personen entstandene Verbindung, wurde als eine so genaue Verwandtschaft angesehen, daß die Kirche die Heurathen in derselben untersagt hat. In den leztern Zeiten haben die Staaten und auch die Familien eine Art von Adoption oder Aufnahme eingeführt, indem sie verschiedenen Leuten die Erlaubniß gegeben, einen Theil ihrer Wappen zu führen. Diese Ehrenbezeugung wurde für etwas sehr Großes gehalten und diente dem Fürsten zum Mittel, sich den Adoptirten genauer verbindlich zu machen. Philipp August, welcher in der Schlacht bey Bovines durch den tapfern d'Estaing dem Tod entrissen wurde, glaubte, er könnte sich nicht erkenntlicher für diesen Dienst bezeigen, als wenn er ihm und seinen Nachkommen, die Erlaubniß gäbe, das Wappen Frankreichs zu führen. In eben dieser Absicht, erhielt der deutsche Orden vom heiligen Ludwig

das Schildes-Haupt, und Frankreichs Wappen der Herzog von Oeſterreich blaue und goldene Lilien. Ferdinand von Neapel adoptirte auf ſolche Art den Grav Philipp von Croy, gab ihm das Wappen, verleidte ihn folglich der königlichen Familie ein, ohne daß er ein Erbrecht erhalten. Die Venetianer haben dem Herrn von Argenſon ihr Wappen in ſeinen Schild gegeben; und die Grimaldi in Genua, haben die Oliva und Beba auch auf dieſe Weiſe zur Familie angenommen. Sie erhielten die Erlaubniß, inskünftige den Verſammlungen der Familien beyzuwohnen, mit dem Bedinge, daß ſie die nöthigen Koſten zu Unterſtüzung ihrer Würde mit beytragen ſollten. Solche Verbindung verſchiedner Häuſer nennet man in Genua Albergo.

Wir kommen nun auf die Waffenbrüderſchaften, die intereſſanter ſind. Man kann dieſe nuzbare, und der alten Ritterſchaft rühmliche Verbindungen dem Adel und dem Soldaten in gewiſſem Betracht nie zu viel unter Augen legen. Ein Waffenbruder mußte der Feind von den Feinden ſeines Cameraden ſeyn, und keinen öffentlich für ſeinen Freund angeben, den er nicht mit ihm gemein hatte. Der Herzog von Bourbon trieb die Zärtlichkeit hierin ſo weit, daß er dem Heinrich Traſtamare, König von Caſtilien, ein Anlehen blos deßhalben verſagte, weil dieſer Prinz ein Feind des Boucicaut war. Hatte ein Bruder Beyſtand nöthig, ſo mußte der andere keine Gelegenheit, ihm zu dienen, verſäumen, keine Dienſtleiſtungen, die er ihm thun konnte, verſagen und keinen Vortheil für zu groß halten, um ihm denſelben nicht aufzuopfern. Alle ihre gegenwärtigen und künftigen Güter waren gemeinſchaftlich, und ſelbſt eines jeden Leben des andern Befreyung geweihet. Sie vergaßen niemals und bey keiner Gelegenheit die Bande, durch welche ſie vereinigt waren. Da ſie ſich wechſelsweiſe unterſtüzten,

und solches in allen Fällen, ohne sich zu trennen, thun mußten, so konnten sie keine Verbindung eingehen, wenn es nicht mit gemeinschaftlicher Uebereinstimmung geschah. Aber bey dem allen wurde die Pflicht gegen die Fürsten und Herren, von denen man Lehne hatte, jeder andern Schuldigkeit vorgezogen, und Waffenbrüder verschiedner Nationen, konnten nur in so weit mit einander vereiniget bleiben, als es ihre Fürsten waren. Wenn diese einander sich den Krieg ankündigten, so zog dieses auch die Trennung der ganzen Gesellschaft nach sich. Außer diesen Fällen aber, war diese Verbrüderung unzertrennlich.

Das Beyspiel einer Verbrüderung der du Gueslin, Ludwig von Sancerre und Boucicauts zeuget von ihrer damaligen Nuzbarkeit. Frankreich ist der Vereinigung dieser großen Leute einen Theil der Guienne schuldig, die Carl der Weise dem König von England entzog. Der Tod des einen verlöschte nicht die Hize des andern, er ward Connestabile, und vollendete so weit er konnte, das gemeinschaftlich angefangene Unternehmen. Wir sehen aus verschiedenen Denkmalen, daß einzelne Herren durch das Mittel solcher Verbrüderungen, als Krieger Mittel gefunden, Unternehmungen auszuführen, welche mächtigen Fürsten nicht anständig gewesen wären. Aber sie durften, wir wiederholen es, nie ohne Wissen und Willen des Souverains, dessen Unterthanen zusammentraten, geschlossen werden. Wenn ihre Schuldigkeit sie nicht mehr zu seinem Dienst forderte: so vereinigten sie sich, um eine Provinz von Räubern zu befreyen, entfernte unter dem Joch der Unglaubigen seufzende Völker zu erlösen, einem unterdrükten Monarchen beyzuspringen, einen ungerechten Eroberer zu stürzen, oder auch die Rechte des schönen Geschlechts gegen die, welche demselben zu nahe getreten, zu schüzen. Von dieser Art wa-

ren die Unternehmungen des Herzogs von Bourbon in Lyon gegen die Straßenräuber, welche darinn gewaltig hauseten: die des Sancterre in Preußen gegen die Götzendiener; des du Gueslin in Arragonien gegen Peter den Grausamen, des Baucicaut in ganz Frankreich; um Frauenzimmern ihre Güter wieder zu verschaffen, deren sie während der Unruhen waren beraubt worden. Er hatte es oft mit Verdruß gesehen, daß diese Damen und Frauen genöthiget worden, ihre Klagen an die Quelle der Gerechtigkeit zu bringen. Es verdroß ihn, daß die Ritterschaft nicht von selbst ihr Unrecht gerächet, und beschloß einen Orden von dreyzehn Rittern zu stiften, welche sich auf zwölf Jahre verbunden, die Rechte der Frauenzimmer, die ihre Hülfe forderten, zu vertheidigen. Jeder trug einen goldenen Schild am Arm, auf welchem das Bild einer weißen Dame im grünen Schilde stand. Daher führte diese Brüderschaft den Namen der weißen Dame in grünem Schilde.

Man muß inzwischen nicht glauben, daß die Verbindungen allemal auf Lebenslang geschlossen worden; sie wurden oft nur zu einer einzelnen Unternehmung, als auf ein Gefecht, ein Turnier, eine Schlacht, eine Belagerung, einen Sturm, einen Feldzug bestimmt. Der Graf von St. Colombe war vor Rouen gefährlich verwundet worden, der Herzog von Guise, der die Belagerung führte, besuchte und versicherte ihn, daß er ihn als seinen Waffenbruder und Cameraden im Sturm betrachte, und wenn er besser würde, mit ihm sein Gut und Vermögen theilen wollte. Ich muß noch aus einer andern Quelle folgendes hinzusezen.*) Joinville erzählt, daß ein Kaiser von Constantinopel und der König der Cumaner eine solche Brüderschaft der Waffen geschlossen. Um diese Verbindung fester zu ma-

*) Encyklopädie, Metz 1773.

chen, mußten sie und ihr Gefolge zu Ader lassen, und einer des andern Blut trinken, zum Zeichen der Brüderschaft; solche Verfügung, heißt es, trafen sie unter sich und mit des Königs seinen Leuten, sie mengten ihr Blut unter den Wein, tranken einander zu, und sagten, daß sie jezt durchs Blut vereinigte Brüder seyen.

Wer den wahren Ursprung der verschiedenen Ritterorden finden will, muß in das zwölfte Jahrhundert oder in die Zeit hinein gehen, da die bekannten unglükseligen Kreuzzüge im Schwange gewesen. Sie gaben zu verschiedenen Orden Anlaß, die alle ausschließend Religion und ihre Vertheidigung zum Zwek hatten. Dahin gehören insbesondere der Johanniter- Rhodiser- oder Malteser-Orden, der Tempelherren-Orden, der Deutsche Orden, u. a. m. Die Absicht war löblich, und die Aussichten von einer solchen Einrichtung schienen glänzend. Arme Pilger nach dem gelobten Lande und dem heiligen Grabe sollten von den Mitgliedet dieser Orden Unterstüzung, und Kranke, Pflege und Wartung haben. Dazu wurden besondere Hospitale erbaut; Pabst und Kaiser beiferten sich, die Orden mit den herrlichsten Privilegien zu versehen. Einweihungs-Ceremonien und Gesezе waren im allgemeinen die nämlichen, wie bey den gewöhnlichen Orden, nur noch mehr mit Pfaffischen Fränzen umwebt.

Andacht und Liebe bewog einige Kaufleute von Amalfi, die ihren Handel nach dem Jüdischen Lande trieben, eine Kirche daselbst aufzubauen, die man die lateinische nennete, weil diese Kaufleute ihre Sprache und Gebräuche bey dem Gottesdienste beybehielten. Nahe bey dieser Kirche legten sie auch ein Hospital an, das dem heiligen Johannes als Almosenier gewidmet war, und in welchem die Kranken und die Freundlinge, die das heilige Grab in großer Menge

besuchten, verpflegt werden sollten. Diese Hospitalliten, die einen so schlechten Anfang hatten, wurden gar bald reich, und eine ihrer ersten Bemühung war, sich der Jurisdiction des Abts dieses lateinischen Klosters zu entziehen, und als ihre Gewalt immer höher stieg, so befreyte sie auch der Römische Stuhl von dem Ansehen des Patriarchen zu Jerusalem. Als nun die zu den Kreuzzügen aufgebrachten Fürsten in das heilige Land zogen, so ergriffen diese Hospitaliter die Waffen für sie. Einige hatten es immer mit der Pflege der Kranken zu thun, und sie nahmen die Aussätzigen in ihren Orden auf, damit sie für die andern desto bessere Sorge tragen möchten. Daher mußte auch der Großmeister derselben allemal ein Aussätziger seyn, bis alle Kranken, die im Hospital zu Jerusalem geblieben, von den Ungläubigen ermordet, und der Orden genöthigt worden war, sich im Jahr 1153 nach Italien zu begeben, woselbst Pabst **Innocentius IV.** denselben von der ersten Stiftung befreyte, daß sie einen gesunden und muntern Ordensmeister wählen durften. Diejenigen, die zum Kriege Lust hatten, legten Waffen an, und thaten sich durch tapfere Thaten dergestalt hervor, daß sie gar bald einen großen Namen in der Welt erlangten. Dieß ist der wahre Ursprung der Hospitaliter, oder des Ordens St. Johannis von Jerusalem, den man als den allerältesten ansehen kann. Er theilte sich, so wie die Einkünfte durch die Bereitwilligkeit gutgesinnter christlicher Leute sich vermehrten, bald in drey Klassen, in Ritter, in Brüder, und dienende Brüder.

Dieses Exempel fand bald Nachfolger. Diejenigen, denen man die Verwahrung des heiligen Grabes aufgetragen hatte, wollten ums Jahr 1115 auch besondre Ritter werden, und sich, wie jene, durch tapfere Thaten hervorthun. **Balduin I.** der seinem Bruder Gottfried von Bouil-

lon gefolgt war, bewilligte ihnen solche Ehre, weil man gern die Anzahl der Vertheidiger Jerusalems und des heil. Landes vervielfältigen wollte.

Um eben diese Zeit, das ist im Jahr 1119. kam auch der Orden der Tempelherren zum Vorschein, der ganz kriegerisch war. Hugo von Paganis, Gottfried von St. Omer, und sieben andre, deren Namen unbekannt sind, waren die Stifter des Ordens. Seine Festigkeit und seine Regel erhielt er auf der Kirchenversammlung von Troyes in Frankreich. Anfänglich hatte Balduin ihnen in seinem Pallast nahe bey dem Tempel einen Plaz eingeräumt, davon hernach ihr Orden selbst den Namen erhielt, und die Häuser, die sie nachmals in Frankreich hatten, Tempel genennt wurden. Sie selbst hießen anfangs nur die armen Ritter von der heiligen Stadt.

Es kostete ihnen viele Mühe sich hervorzuthun, und es gingen wohl neun Jahre hin, ehe sie Rekruten bekamen, und ihr Orden zahlreich werden wollte. Endlich aber überstiegen sie durch ihre Tapferkeit und Beständigkeit alle Hindernisse. Sie hatten Befehl, die christliche Religion durch Waffen zu vertheidigen, für die Sicherheit der Wege zu sorgen, u. s. w. Sie machten daher vor allen Dingen zum Vortheil der Pilgrime, die Straßen gangbar und sicher gegen die Unglaubigen, welche die Pilgrime tödteten, wenn sie nicht in allzustarker Anzahl beysammen waren. Sie erwarben sich dadurch unermeßliche Reichthümer, besonders nachdem sie in dem Occident einen Fuß gesezt, woselbst ihre Schäze bey den Fürsten und Concilien große Aufmerksamkeit erregten, so, daß auch Könige den Vorsaz faßten, diese Tempelherren zu vertilgen, und sich durch ihre Beute zu bereichern.

Die Malteser-Ritter, sonst auch Ritter vom heiligen Johannes von Jerusalem oder von Rhodus genannt, haben so wie die Tempelherren ihren Ursprung im zwölften Jahrhundert, und waren wie diese zur Vertheidigung des Gelobten Landes bestimmt. Nachdem sie aus demselben verjagt worden, nahmen sie im Jahr 1380 ihre Zuflucht nach Rhodus. Der Kaiser Carl V. schenkte ihnen Anno 1530 die Insel Malta. Die Ritter vom heiligen Lazarus von Jerusalem wurden im Jahr 1490 mit den Malteser-Rittern vereiniget, in der Folge aber wieder von ihnen abgesondert. Im Jahr 1572 vereinigte man abermals die Ritter vom heiligen Lazarus mit denen vom heiligen Moritz von Savoyen, und der Pabst gab dem Herzog Emanuel Philipp und seinen Nachkommen die Großmeisterstelle.

In Spanien kamen ebenfalls im 12ten Jahrhundert neue militärische Rittererden zum Vorschein. Im Jahr 1158 der von Calatrava, und 1176 der Orden von Alcantara. Beyde Orden hatten die Obliegenheit, gegen die Mauren und Sarazenen zu kriegen. *)

Wie nun damals das Ritterwerden recht zur Mode ward, so sah man auch denjenigen Orden entstehen, welcher den Namen der deutsche erhielt. Er entstand im Jahr 1190 bey Belagerung der Stadt Akre oder Ptolomais.

Ein gewisser deutscher Herr, welcher sah, daß seine Landsleute in dem Hospital übel gehalten wurden, richtete für sie ein besonderes Hospital an, das durch die vielen Almosen, welche die deutschen Wallbrüder demselben zufließen ließen, gar bald und zusehends reich wurde. In diesen

*) Meine Absicht ist nicht, ein vollständiges Verzeichniß aller Rittererden zu liefern, sondern nur derjenigen Meldung zu thun, die zu meinem Gegenstande gehören.

Orden, welcher nachmals Preußen, Liefland, Curland und Semgallen eroberte, konnte Niemand kommen, als Deutsche von vornehmer Geburt. Man mußte acht Ahnen väterlicher, und acht mütterlicher Herkunft haben, um in denselben aufgenommen werden zu können; auch von Gliedmaßen gerade, ohne alle Leibesmängel und heimlichen Siechtagen, (heißt es in den Statuten von 1606 bey **Lünig**) Niemand verpflichtet, frey und ledig und ohne alle Schulden seyn. Es mußte ohne Bedrängniß der Eltern geschehen; jeder mußte hundert Goldgulden, ein rüstmäßig Pferd, einen ganzen Küraß mitbringen. Er durfte keinen Todschlag zuvor begangen haben u. s. w. Diejenigen, welche damals in diesen neuen Orden traten, thaten ein Gelübde, daß sie Zeit ihres Lebens die Feinde Jesu bestreiten wollten. Der Pabst **Cölestinus III.** erhob sie im Jahr 1191 in den Militärritterorden, blos zum Besten der deutschen Nation, und gab sie zugleich unter die Regel **Augustins.** Sie kamen darauf in den Occident zurük, unter der Regierung Kaiser Friederich II. der durch sie Preussen erobern ließ, weil dasselbe damals noch von den Ungläubigen bewohnt ward, oder besser, weil er ihnen gern etwas zu thun geben wollte, und um solche Ritter nicht auf dem Halse zu haben, deren Tapferkeit, wenn sie nicht sonst beschäftigt worden wäre, ihm allerhand Ungelegenheiten hätte verursachen können. a)

Unter ihrem Saltza, waren sie zwar nur 200 gerüstete Mann stark, aber ein thüringischer Markgraf führte ihnen wohl 2000 Mann zu, wodurch sie einen mächtigen Orden ausmachten, der sich gar bald des Preußischen Landes bemächtigte, und **Marienburg** zu Ehren der heil. **Maria** erbauten, die sie zu ihrer Patronin erwählten. b)

a) **Heinrich Walpot** war der erste Großmeister derselben.
b) **Nachdem** ihr Großmeister **Albert von Brandenburg** die

Abentheuerlich war freylich schon an sich die Compoſition, der Ritter mit dem Mönch zuſammengeſchmelzt. Indeß waren nur der Johanniter, der deutſche und der Tempelherren-Orden u. dgl. von der Art.

Es iſt zum Voraus erſichtlich, daß zwey ſolche heterogene Dinge, wie ein Mönch und ein Krieger, ein Mann des Friedens, und ein Mann der Rache, in eine Form zuſammengegoſſen, ein widernatürliches Ding hervorbringen müſſen; und die Erfahrung hat dieß mit den ſchrekenvollſten Beyſpielen beſtätigt. In ſolcher Ungeheuer Händen, mußte die Religion, ſonſt das edelſte Werkzeug, ein Inſtrument des Verderbens werden. Dieß durfte zu den zufälligen ſchlimmen Folgen des Ritterweſens gehören.

Abſcheulich ſind die Gemälde von Ausſchweifungen aller Arten, die die Geſchichtſchreiber aufſtellen. Man höre nur mit Wenigem, was Fleury ſagt: „Alle Arten „von Laſtern gingen bey ihnen im Schwange, ſowohl die„jenigen, welche die Pilgrime aus ihrem Vaterlande „mitbrachten, als diejenigen, welche ſie in fremden Län„dern angenommen hatten.“

Nach den Kreuzzügen, die für Europa in mancher Rükſicht ſo erſchöpfend waren, zog man zwar nebſt andern zufälligen Vortheilen, die gemeiniglich bey ſolchen Revolutionen, wenn ſchon nicht bezwekt, dennoch erreicht werden, auch dieſen, daß man geſcheuter wurde, daß die überſpannten Begriffe ſich abſpannten, welche der Quixotiſmus ver-

— lutheriſche Religion angenommen, und von dem König von Polen die Inveſtitur von Preuſſen erhalten hatte, ſo erwählte der Orden unter dem Titel eines Adminiſtrators einen neuen Großmeiſter, und das war Walther von Cronberg, der ſeinen Siz 1527 zu Mergentheim nahm.

ursacht hatte; aber damit sank auch die gute Seite der Schwärmerey; denn wer weiß nicht, daß diese sich immer an die verderbliche anschließt? Eben dasselbe, von richtiger Vernunft nicht geleitete, wilde Feuer reißt zu ungeheuer häßlichen, wie zu ungeheuer schönen Thaten hin. Die Ritter, die das Beschwerliche der Kreuzzüge erfahren hatten, brachten nun fremde Klugheit und fremde Thorheit mit. So breitete sich auch vermittelst der bisher angeführten Ritterorden, die Duellirsucht immer weiter aus, und ward in eine rechte Kunst und Wissenschaft verwandelt. Anfänglich zogen sie Truppweise aus, hernach aber hielten sie es für rathsamer allein zu fechten, und sich gegen solche hervorzuthun, die für beherzte Leute gehalten wurden. Man gab sich auch sehr gern mit denen ab, die andre beleidigt hatten. Und diese Beleidigungen hingen von der Einbildung und von dem Eigensinn der Ritter ab, die eine jede Zauberey ihres Freundes für eine Ehrensache ansahen, welche durch sie ausgemacht und gerächt werden müßte. Da nun dieses ein Mittel war, Ehre und Belohnungen in der damaligen Welt zu erlangen, so trugen junge Leute ein groſses Verlangen in solchen Orden aufgenommen zu werden; und sobald dieß geschehen war, so suchte der junge Ritter Gelegenheit, mit einem andern eine Lanze zu brechen. Er überfiel insonderheit diejenigen, die in einem Rufe der Tapferkeit standen, um sich auf diese Weise desto gröſsere Ehre zu erwerben. Ueberdieß war es ja ein besonderes Grundgesez des Ordens, daß die Glieder desselben keine Beleidigung erdulden durften, sondern gleich fertig seyn mußten, dieselbe mit dem Blute seines Feindes abzuwischen.

Die Jugend, die nicht in solche alte Orden aufgenommen werden konnte, begab sich unter einen in guter Reputation stehenden Capitain. Dieser ward ihr Anführer und

unterwies sie in den Waffen. Zuweilen stunden sie auch in seinem Solde, zumal, wann er mit ihnen einen wichtigen Streich auszuführen gedachte. Alberig Balbiano, Connetable des Königreichs Neapel, war einer von den ersten, die eine solche Ritterschaft aufrichteten. Denn als er sich von den Truppen überwältigt sah, welche die Kaiser und die Päbste zu Avignon nach Italien schikten, die dieses Land ganz verwüsteten, so sammelte er einige Einwohner des Landes, und machte aus ihnen lauter St. Georgen-Ritter, mit denen er seine Feinde wieder über die Gebirge hinüberjagte. Da aber diese Leute, welche von Beute lebten, und des Würgens gewohnt waren, nach dieser Expedition nichts mehr zu thun hatten, so vertheilten sie sich in verschiedne Banden, und verheerten das Land. Nach ihnen wurden verschiedne andre Ritter-Orden errichtet, die gleiches Handwerk trieben, und gleiches Schiksal hatten. Diese Leute zeigten eine unglaubliche Wildheit, schonten keines Menschen, und suchten mit jedermann Händel anzufangen. Folglich breitete sich das Duelliren an allen Orten aus, und pflanzte sich von einem Geschlecht auf das andre fort; denn man sah dasselbe als das einzige und wahre Mittel an, Ehre und Reichthümer zu erlangen.

In den Gesezen, welche Friedrich II. König von Sicilien bekannt machen lassen, waren die Duelle autorisirt; die vornehmsten Rechtsgelehrten des XII. und XIII. Jahrhunderts sezten zum Besten der Ritter, die sich zu schlagen gewohnt waren, eigne Duell-Regeln auf, und anstatt, daß an diesen Unsinn durch solche Gesezе einzuschränken gedachte, so breitete sich das Uebel nur noch weiter aus.

Darius, ein Professor in Bologna, gab im Jahr 1260. eine Regel heraus, wie die Ritter creirt werden sollten, dar-

nin unter andern derjenige, der die Ritter mit dem Schwert schlug, sagen mußte: Dieser Schlag, den ich Dir gebe, muß der lezte seyn, den Du mit Gedult erträgst.

Dadurch reizte man die Ritter zur Rache, und brachte ihnen die Meinung bey, daß die Geduld etwas Niederträchtiges, die Rache aber eine wesentliche Eigenschaft eines Ritters sey: Und als man merkte, daß das Duelliren eine juristische Materie sey, so verlor sich nicht allein aller Abscheu an dieser Unmenschlichkeit, sondern man glaubte auch, daß das Duelliren eine sehr unschuldige, gerechte, und auf Urkunden gegründete Sache sey.

Wie nun die Ritterschaft eine damalige Modewissenschaft geworden war, so that sich auch ein gewisser Scribenten-Orden hervor, die das Alterthum, den Adel, die Vortrefflichkeit des Duellirens beschrieben, Regeln gaben, unzählige Fälle anzeigten, da man seine Ehre vertheidigen müsse, und daß es etwas unanständiges sey, zu vergeben. Und das nannte man in Italien Scienza Cavalleresca.

Die Romanisten kamen im XV. Jahrhundert auf, welche die Liebe und den Haß miteinander vereinigten, und beyde lasterhafte Leidenschaften zu Grundsäulen der Ehre machten. Man kann die Ausschweifungen, worein diese Menschen in ihren Schriften geriethen, schwerlich schlimm genug vorstellen. Der Verstand mußte sich mit Chimären unterhalten; man machte sich eine Ehre daraus, um einer Mätresse willen sich in ein Duell einzulassen, ihre Favoritfarbe dabey anzulegen, und sein Blut zu verspritzen. Beyderley Geschlecht sezte also seine Kräfte zusammen, die Wuth der Duelle und Zweykämpfe heftiger und rasender zu machen.

Unter

Unter die Quellen dieses Verderbens muß man auch diejenige Freyheit zählen, die sich die Priester, Mönche und Bischöfe, wie wir schon an einem andern Orte bemerkt haben, herausnahmen, sich entweder selbst auf ein Duell auszufordern, oder andern Erlaubniß dazu zu geben.

Sie waren so wie andre den Duellgesezen unterworfen. Huet, ein Abt von Fleuri an der Loire, schlug sich mit dem Vorfechter des Isembert, welcher vorgab, daß die Abtey ihm gehöre. Selbst die Päbste gaben den Bischöfen Beyspiele, daß sie es für ein Laster ansahen, sich nicht zu duelliren. Das Königreich Arragonien ward vom Pabst Martinus IV. in den Bann gethan, weil dessen König sich nicht mit dem König von Sicilien in ein Duell hatte einlassen wollen. Der Pabst Nikolaus I. nennt ein Duell einen rechtmäßigen, durch die Gesetze bestätigten Kampf. So hat auch das Concilium, das zu Seligenstadt 1002 gehalten worden, anbefohlen: wenn zwey Personen des Ehebruchs halber verklagt würden, und die eine von der andern verlange, daß sie sich durch das göttliche Gericht reinigen sollte, so müsse ihr solches zugestanden werden, und wenn der Verklagte dabey umkomme, so müsse auch das Weib als eine Schuldige verurtheilt werden. — Durch das göttliche Gericht wird aber nichts anders als das Duell verstanden, dem das Concilium einen so ehrwürdigen Namen giebt.

Endlich hat die Nachsicht und Duldung der Könige, den Duellen erst recht Luft gemacht. Es war auch ein besonderes königliches Vorrecht, Duelle anzuordnen. Die Vasallen eines großen Herrn hatten die Ehre nicht, dergleichen in ihrem Gebiete zu veranstalten, wenn sie nicht ein besondres Privilegium darüber aufzuweisen hatten. Nichtsdestoweniger waren in Italien einige Gegenden, die den Duellen-

ten immer frey und offen stunden, sie mochten seyn wer, und woher sie wollten: dahin der Platz Parousa und Charbonnerie in Neapel gehörte. Dieser leztere insonderheit war so berühmt geworden, daß von allen Orten her die Duellanten, ja wohl benachbarte Völker daselbst zusammenkamen, um ihre Streitigkeiten auszufechten. — Heinrich VI. bewilligte der Stadt Pavia die Wahl der Bürgermeister, die das Recht haben sollten, Duelle zu erlauben. Der Herzog von Savoyen ertheilte dem Siegismund Malatesta die Erlaubniß, sich selbst im Duell zu schlagen, und es auch andern zu erlauben, so weit nur sein Gebiet gehe.

Wenn unter den Herren, über Grenzen, Lehengüter, Ländereyen u. dgl. Streitigkeiten vorfielen, so machte man das Recht des Eigenthums lieber durch ein Duell, als durch den Mund des Königs aus. Hingegen durfte weder ein Vasall seinen Lehensherrn, noch ein Bauer seinen Edelmann herausfordern, wenn er ihm sein Land streitig machte. Wenn aber die Personen gleiches Standes oder nicht von einander abhängig waren, so mußte die Sache auf diesem Wege ausgemacht werden. Die Könige selbst ergriffen dieses Mittel. Man entschied dadurch das Schikſal streitiger Provinzen; und es ist als ein Ueberrest von diesem alten Gebrauch anzusehen, daß bey der Krönung der Könige von Großbritannien ein Waffenherold, der vom Fuß an bis zum Haupt gehärnischt ist, seinen Handschuh auswirft, und jedermann zum Duell auffordert, der die Normandie den Königen von England streitig machen will.

Die Abteyen und Güter, welche unter der Kirche stunden, waren eben diesem Gesez unterworfen. Die Aebte und Bischöfe stellten einen gewafneten Mann, der ihre Rechte gegen alle Eingriffe vertheidigen mußte. Man legte selbst

den Prinzen vom königlichen Geblüte die Nothwendigkeit auf, sich zu schlagen, nur mit der Ausnahme, daß der Sohn eines Königs sich nicht um bürgerlicher Angelegenheiten willen, als Mobilien, Heerden und Ländereyen sind, schlagen sollte. — Wenn man sie aber beschuldigte, daß sie einen Herrn haben tödten lassen oder selbst getödtet haben, oder, daß sie einen andern dessen beschuldigten, so mußten sie auf dem Turnierplaz erscheinen.

Wenn übrigens ein wichtiger Injurien- oder Erbschafts-proceß entstund, so war die ganze Familie verbunden, sich mit dem Gegner in einen Zweykampf einzulassen. — Dieser Befehl, daß Anverwandten sich miteinander schlagen mußten, zog die Sekundanten nach sich, deren Anzahl auf zwanzig bis dreyßig anwuchs, indem die Freunde an ihrer Freunde Stelle traten, wann diese ausgerasct hatten. Da nun die ganze Familie an der Beleidigung einer einzigen Person Theil nehmen mußte, so mußten natürlich auch dadurch die Schlägereyen unzählich und unvermeidlich werden.

VII. Abschnitt.

Ritterwesen in Deutschland im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte.

Bey den unaufhörlichen Händeln, in welche die Fürsten in dem mittlern Zeitalter miteinander verwikelt waren, und weswegen sie ihre Lehensleute und Reichsbeamte immer reicher und mächtiger machten; zu den Zeiten, in welchen Deutschland noch wenig mit seinen Rechten bekannt, schwankend in seiner Verfassung, und beynahe ungewiß war, wer sein Oberherr wäre: während des unaufhörlichen Kampfes, zwischen einer sogenannten geistlichen und weltlichen Macht, fielen die Herzoge, Grafen und Edelleute überhaupt, einander so oft an, als sie beleidigt zu seyn glaubten, und machten ihre Streitigkeiten mit Plündern, Gefangennehmen, Schwert und Feuer aus, ohne sich bey der Obrigkeit oder dem Fürsten selbst zu beschweren. Der Adel, und zuweilen auch Bischöfe und Aebte, sahen diese gesetzwidrigen und ruhestörenden Gewaltthätigkeiten, als einen Vorzug vor andern Unterthanen an. Diese sind die Befehdungen Faida (Diffidatio wie sie von dem deutschen Worte Fehde, das heißt Feindschaft oder Krieg, genannt wurden) welche in den ersten Zeiten des zehnten Jahrhunderts, so sehr bey den Deutschen überhand genommen hatten, und durch welche so viele andre Europäische Nationen, mehrere Jahrhunderte nacheinander, unbeschreiblich viel gelitten haben. Sie hiessen auch das Faust-Kolbenrecht,*) weil diejenigen, wel-

*) Schnarcherey.

ihe in jenem gesezlosen Zustande solche Ausschweifungen der Feindseligkeit übten, sich blos durch ihre Faust, oder durch gewaltsame Handlungen, mit Verachtung der Gesezе und des Landesfürsten, selbst die Genugthuung bewirkten, welche sie zu fordern berechtigt zu seyn glaubten. *)

Der Kaiser Konrad II. dämpfte zwar verschiedne Unruhen in Deutschland glüklich, und schränkte die Befehdungen ein, aber der Trieb zu diesen landesverderblichen und gesezlosen Mitteln, sich Recht zu verschaffen, brach nochmals, während der innerlichen Kriege, welche die Kaiserliche und Päbstliche Partey miteinander führte, von neuem und unaufhaltsam wieder aus. Unter dem Vorwande einer nothwendigen Schuzwehre, legten die Edelleute fast auf allen Bergen und Hügeln, die ihnen zugehörten, Schlösser oder Burgen an, von wo aus der Adel, das heißt, die freyen Eigenthümer von Ländereyen und die Lehensbesizer, das angemaßte Recht die Waffen zu führen, zu überfallen und

*) Nicht allein Reichs-Stände, sondern auch Particuliers befehdeten sich. Man führt verschiedne merkwürdige Beyspiele davon an. Unter andern diese: daß die Väter des Pfalzgrafen bey Rhein, einigen Städten einen Fehdebrief zuschikten und den Krieg ankündigten; und daß der Koch vom Grafen von Solms, von seinem Küchenjungen unterstüzt, seinen Herrn am Tage St Andreä 1477. zur Fehde ausgefordert. Man kann leicht denken, daß ein Land, das in einem solchen Chaos lag, der Schauplaz von den fürchterlichsten Auftritten seyn mußte, und auch wirklich sah und hörte man nichts als von Morden, Rauben, Brennen und andern Gewaltthätigkeiten. Der Adel rühmte sich noch aller dieser Ausschweifungen; er nahm größtentheils den Wahlspruch an:

Rauben ist keine Schande,
Das sind die besten Leute in einem Lande.

Gewaltthätigkeiten gegen ihre besondre Feinde zu üben, aufs äußerste mißbrauchten.

Da die öffentliche Sicherheit bey Antritt der Regierung Friedrichs I. noch immer durch die Befehdungen der Großen und des Landadels in Deutschland, gar häufig unterbrochen wurden, so suchte er denselben durch Schärfe zu steuern; verurtheilte anfänglich selbst Große, wenn sie den Landfrieden störten, zum Hundetragen, und zerstörte die Raubschlösser. Nachher aber mußte er sich daran begnügen, in seinem Fehdebriefe zu verordnen, daß Niemand den andern feindlich behandeln sollte, wenn er ihm nicht drey Tage vorher, die Fehde angesagt und das gute Vernehmen aufgekündet hätte.

Nach dem im Jahr 1268 erfolgten Tode des unglücklichen Conradins, und zur Zeit des nachmaligen großen Zwischenreichs, während dieser unordentlichen Verwaltung des deutschen Reichs, erhob sich das Faustrecht zu der fürchterlichsten Größe. In den Ländern der mächtigern Reichsfürsten konnten die unaufhörlichen Kriege des niedern Adels untereinander, ingleichen mit den Städten, Grafen, Bischöfen, bisweilen mit den ansehnlichsten Fürsten selbst, leichter verhütet und unterdrükt werden. Aber an andern Orten gab es gar kein Mittel mehr dagegen. Der Stärkere überfiel bey der geringsten Veranlassung den Schwächern, plünderte ihn aus, und zwang ihn, sich mit Gelde zu lösen; dieser aber half sich durch Verbindungen mit andern und durch Gegengewaltthätigkeiten, ohne daß beyde Theile an Gesezе und Gerichte gedacht hätten. Niemand war mehr weder in Städten noch auf dem Lande sicher. Um sich gegen die Räubereyen in Sicherheit zu sezen, begab man sich an Oerter, denen nicht wohl beyzukommen war, und befestigte sie nach der damaligen Art.

Einige Stände des Reichs verbanden sich miteinander zu ihrer Sicherheit. Die Particuliers rotteten sich zusammen und formirten auf ihren Reisen Caravanen. Die unmittelbaren und mittelbaren Edelleute und die Landsassen schlosen Bündnisse zu ihrer gegenseitigen Sicherheit miteinander. Diese Bündnisse wurden anfänglich **Burg-Friede** und nachmals **Ganerbinat** geheißen.

Die Clerisey, welche ebenfalls die öffentliche Ruhe befördern helfen wollte, publicirte die Treuga oder den **Frieden des Herrn.** In dieser Schrift ermahnte sie die Räuber aller Gattung, die Kaufleute nicht zu berauben, weder Frauen noch Mädchen zu nothzüchtigen, und die Landleute nicht an Festtagen zu plündern. Die verschiednen Parteyen, welche in Deutschland, über den Kaiserwahlen, auch über den, wegen der Erbfolge in gewissen Ländern, geführten Kriegen entstanden, begünstigten ebenfalls die Befehdungen. Die Burgen oder Schlösser, womit so viele Berge besezt waren, wurden, wie schon gesagt, fast lauter Raubschlösser. Fürsten selbst fingen um mehrerer Sicherheit willen an, in Schlössern und kleinen Festungen, die sogar mitten in den Städten angelegt wurden, ihre Wohnungen aufzuschlagen. — In der Maße, als das Ansehen der Kaiser zu dieser Zeit in Deutschland fiel, erweiterten die deutschen Reichsfürsten ihre Macht. Sie gelangten jezt im 13ten Jahrhundert, größtentheils zum Besiz der völligen Landeshoheit, das heißt, zum Genuß aller derjenigen Rechte und Vorzüge, die mit der freyen Regierung und Nuzung eines Landes verknüpft, jedoch nicht ohne alle Gränzen, sondern durch göttliche und menschliche Geseze bestimmt sind. In dieser so sehr anwachsenden Macht der deutschen Reichsfürsten, mit deren Wohlstande nun auch die Glükseligkeit ihrer Unterthanen genau verbunden war, lag eigentlich das **kräf-**

tigste Hülfsmittel wider die Ausschweifungen des Faustrechts.

Merkwürdig ist es, daß zu dieser Zeit der Unsicherheit und Unordnung, die immer nur auf eine kurze Zeit in dem einen Lande mehr als in dem andern unterdrükt war, die Handelschaft in Deutschland blühender wurde, als sie jemals gewesen war. Die Kaufleute reiseten mit ihren Waaren oft unter einer kriegerischen Bedekung, und bezahlten dem Fürsten für dieses Geleite, wie man es nannte, ein gewisses Geld. Das daraus entsprungene Geleits-Recht ist an manchen Orten, wegen der damit verknüpften Einkünfte geblieben, wenn gleich die Veranlassung dazu längst nicht mehr vorhanden ist. Allein das Nachdrüklichste, was die handelnden Städte zu ihrer Beschüzung thaten, waren Bündnisse, welche sie miteinander schlossen.

Der Kaiser Rudolph von Habsburg, nachdem er den Krieg mit dem Böhmischen König Ottokar geendigt hatte, wandte nachher alle mögliche Sorgfalt auf die Beruhigung Deutschlands. Er ließ nicht allein den Landfrieden mehrmalen durch die Reichsstände beschwören, sondern er reisete auch selbst in Deutschland umher, hielt Gerichte, verglich die in Fehden begriffenen Partien, oder dämpfte die Unruhen mit Schärfe, besonders auch durch Ausrottung ihrer Stüzen. In Thüringen ließ er über sechzig Raubschlösser zerstören; ungefähr eine gleiche Anzahl in Franken, und Schwaben; er verurtheilte selbst einmal dreyßig räuberische Edelleute, welche den Landfrieden gebrochen hatten, zum Tode. Er nahm einem Grafen von Wirtemberg, der immer zu sagen pflegte: Gottes Freund und aller Welt Feind! seine Schlösser, ließ die Mauern seiner Hauptstadt Stuttgart niederreissen, und zwang ihn friedlie-

bend zu werden. Dieser mit standhaftem Muth ausgeführten heilsamen Bemühungen ungeachtet, konnte er doch während einer Regierung von beynahe zwanzig Jahren, das Faustrecht nicht völlig aufheben.

Auch weder Karl IV. noch die Reichsstände konnten durch das berühmte Reichsgrundgesez, die goldne Bulle genannt, in welchem Verschiedenes untersagt worden, wodurch bisher die Befehdungen erleichtert und vervielfältigt worden waren, dieses eingewurzelte Uebel einer bewafneten Selbsthülfe, die jeder Mächtige unternahm, ganz ausrotten. Noch weniger konnte Friedrich II., der in Deutschland verachtet war, und unter dessen Regierung die Befehdungen gar sehr überhand genommen hatten, diesen Zwek erreichen. Doch wurde wenigstens durch ein bewaffneres Bündniß, welches der schwäbische Bund hieß, für die öffentliche Sicherheit gesorgt.

Durch diese Fehden wurden die einzelnen Kämpfe immer genährt. Die Kaiser machten alle Jahre, so zu sagen, Landfrieden. Es machten denselben ganze Provinzen, es machten ihn Geschlechter. Man nahm einer für das menschliche Geschlecht so schröklichen Furie, so viel möglich ihre Kraft, zu schaden. Sie wurde nicht eher gänzlich ausgerottet, als bis Maximilian I. im Jahr 1495, ihr den tödlichsten Streich durch den obgedachten allgemeinen Landfrieden in Deutschland beybrachte.

In diesen Zeiten wurden die Seelen der Deutschen durch die Wissenschaften erhoben, und durch dieses Mittel erkannten unsre Väter die Sanftmuth unsers geheiligten Glaubens mehr als jemals. Die Tugend breitete sich mit der Glükseligkeit aus, und Menschen lernten mit Menschen leben. Die Vorurtheile, welche besonders die Kreuzzüge unter dem

Adel hervorgebracht hatten, verschwanden. Das Land war von jenen Zeiten mit einer Menge kleiner unruhiger Herren erfüllt. Sie wünschten keinen Oberherrn, liebten die Verschwendung und den Krieg. Der größte Theil war in das Laster der Oebauche versunken, und ihre Unwissenheit glich ihren Lastern. So waren die Zeiten, ehe der Landfriede befestigt ward.

Nach diesem lernte der Adel seine Würde besser kennen. Der meiste Theil des Adels schien zu denken, wie der vortrefliche Anshelmus von Ziegler sagt: „Der Adel ist eine Tochter der Wissenschaft, und hat, wie Marius beym Sallustius redet, seinen Ursprung aus der Tugend genommen. Er ist des Menschen Ehre, und diese der Tugend Lohn. Daher ist es so weit rühmlicher den Adel durch Kiel und Stahl, von der Tugend, als von den Ahnen zu zählen. Die Tapferkeit ist ein nothwendiges Requisitum des Adels. Allein, wo sie nicht von gesunder Vernunft und wahrer Klugheit unterstüzt wird, ist sie mehr eine Brutalität zu nennen.

Nach dieser kurzen historischen Darstellung der Befehdungen und des Faustrechts, wollen wir diesen Gegenstand mit einigen merkwürdigen Beobachtungen beschliessen, welche den Geist des damaligen Ritterwesens im 14. und 15. Jahrhundert in ein helleres Licht sezen werden. *)

Es sind vermischte Gefühle, von Wehmuth, Schauer und Freude, mit welchen wir an den so häufigen Ruinen alter zerstörter Raub- und Ritterschlösser, vorübergehen.

*) Ueber den Geist und die Geschichte des Ritterwesens älterer Zeit. Meine Leser werden gewinnen, wenn ich mich meistens der eigenen kraftvollen Worte des Verfassers bediene.

Das kraftvolle Bild der alten Stärke unsrer Väter, tritt da wie eine herkulische Erscheinung, mit all dem Riesenmäßigen, das die Phantasie ihm leiht, vor unsrer Seele auf. Wir überhüpfen die Gegenwart, die mit jenen Tagen so sehr kontrastirt, und leben und weben jezt in einer Welt, die freylich uns oft nur um so reizender scheint, weil sie von der Einbildung verschönert ist, die das Rauhe und Beschwerliche daran, entweder nicht berechnet, oder vielmehr eben darum, weil es nicht da ist, um so anziehender findet. Die wehmüthigen Vorstellungen von Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller menschlichen Größe und Kraft und Arbeit und Stärke, vom ewigen Umtreiben der Zeit, die nichts verschont, geben jenen Empfindungen vollends all das Gewicht, das dunkeln Empfindungen eigen ist; daher das falsche Bild, das man sich oft von jenen Zeiten entwirft, und der lächerliche Wunsch, der Dichter oft beschleicht, in jenen Zeiten gelebt zu haben. Immer können wir jenes Zeitalter um seine kolossalische Kraft, um den eisernen Geist und das Ausharren in Müh und Fährlichkeit, mit Recht beneiden, — denn eben das zeugte einen Otto von Wittelsbach, einen Berlichingen, und andre Männer von unerschütterlichem Entschluß, und biedrer großer Seele. — Aber danken dürfen wir doch immer der Vorsehung, die uns in sittlich aufgeklärtere, ruhigere Zeiten versezt hat, und wenn schon Kultur eines Volks immer auch wieder ihre zufälligen schlimmen Folgen hat, denen wir uns sonach natürlich nicht entziehen können, so sind doch die Vortheile gewiß überwiegender. Aber ich verirre mich von meinem Zweke. — Wir stehen nun auf dem Punkte, wo Deutschland auf dem bereits schon zurükgelegten Wege der Verfeinerung wieder rükwärts schritt. Traurig ist es, sehen zu müssen, wie eine Nation erworbene Güter wieder verliert; wie sie von erklommenen Staffeln zur Vollkommenheit wieder herabsinkt, bis neue Revolutio-

nen ihr neuen Schwung und neue Thatkraft verschaffen. Länger hat sich der feinere Geist der Ritterzeit in Frankreich, länger hier das Artige und Zeitschwärmerische der Ritterschaft erhalten. Die Franzosen rükten weiter in Wissenschaft und Kunst, und Romanschriftstellerey und Lektüre, die ihren ausgebreiteten Kreis hatte, nährte diesen Geist nothwendig. Noch in Franz I. Charakter liegt sehr vieles Heroischgespannte, das auf diesem Wunder- und Helden-Boden alter Zeit gewachsen zu seyn scheint; wenn er Karl den Fünften zu einem Zweykampf auf der sogenannten Fasaneninsel herausfordert, so ist das ganz Zug eines enthusiastischen, zu Abentheuern allezeit fertigen Degenknopfs. Auch in England dauerte der sublimirte Geist der Chevallerie länger. In Spanien kam es mit dem Ritterwesen endlich gar zur Raserey, die die Geissel eines Cervantes aufforderte. Aber in Deutschland, im kältern Deutschlande, wo der gleichere Kreislauf des Bluts die Köpfe nicht so leicht über die gewöhnlichen Sphären hinauswirbelte; hier scheint die Artigkeit der Sitten, eine Folge der französirenden Chevallerie unter den Schwäbischen Kaisern, welche die deutsche Rauheit etwas abschliff, im ersten Aufblühen wieder verschwunden zu seyn. Als mit Conradin, der jungen Heldenseele, die selbst ein Contrefey des enthusiastischen Abentheuerliebenden Geistes der Ritterey ist, das furchtbare Hohenstaufische Haus zu Trümmern herabgesunken war, wurde Deutschland nun vollends ein Schauplaz von Gewaltthätigkeit, Zwietracht und Landzerrüttender Unruhe.

Die unzähligen Glieder wollten sich nicht unter ein Haupt fügen, und alles wollte Kopf seyn. Dadurch litt nothwendig auch die Ordnung, welche die Seele der Ritterschaft war. Man behielt die Statuten oder die Theorie bey, aber

an die Ausübung wurde wenig gedacht. Die Ceremonien bey der Einweihung des Ritters blieben immer noch dieselben, aber sie hatten verschiedne Zusäze bekommen.

Die Geschichte damaliger Zeit ist voll von Ungerechtigkeiten, die grösstentheils die Ritter betrafen, zu voll von Beweisen der ausschweifendsten Zügellosigkeit und eines dumpfen Starrsinnes, als daß man aus diesen Gebräuchen schliessen durfte, sie möchten, was sie versprochen, auch erfüllt haben. Aber falsch wäre es dennoch, das Bild jener edlen Ritter hier aufsuchen zu wollen. Zeugen der Gewaltthätigkeit der Edlen aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert sind die vielen Raubschlösser und Burgen, aus deren Ruinen uns ihr Andenken noch schauervoll entgegen sieht. Es ist offenbarer Verfall jener in ihrem Ursprunge zu wohlthätigen Absichten verbundenen Gesellschaft, wenn diese jezt gerade ihren Pflichten so entgegen handelt, arme Wanderer, deren Schuz sie seyn sollte, niederwirft, oder ihnen ihr Geleit aufdringt, um ungeheure Zölle zu erpressen; seltsamer Widerspruch, wenn jedoch alles dieses mit einem Schein von Recht bemäntelt und mit Religion, nicht aus Heucheley, (bey den Rittern war dieß wenigstens der Fall nicht,) sondern aus Mißverstand und Mangel nöthiger Einsicht, überdacht wird. So konnte der Raubgraf, wenn er sich zu einem Streit rüstete, Gott zuvor um gnädigen Beystand ansehen, und ihm nach glücklichem Erfolge, danken. Beweis schwankender und irrender Begriffe von Gesellschafts-Tugend und sittlicher Obliegenheit ists, wenn eben der, welcher aus Mord und Raub an Unschuldigen verübt, sich kein Gewissen macht, doch wieder auf der andern Seite, Gut und Blut für Freunde läßt, oft sogar großmüthig handelt, und uns den Wunsch zurückläßt, den wir bey einem Catilina und so vielen großen Räubern ha-

ben, ihre Kräfte möchten früh eine bessere Richtung erhalten haben. —

Die meiste Zeit brachten die Ritter mit gegenseitigen Befehdungen in stürmischem Leben zu, beraubten einander aus geringer Veranlassung, führten die Heerden einander ab u. s. f. — Kaiser Friedrich I., der die vielköpfige Hydra, ich meyne das Faustrecht, schon zu bestreiten Muth hatte, sie aber dennoch nicht bezwingen konnte, suchte wenigstens mehr Ordnung und Billigkeit hineinzubringen. Wie bey der frühern Ritter-Ueberraschung, oder gar hinterrüks ger Angriff des Gegners für ehrlos geachtet ward, und deswegen die Niederwerfung des Fehdehandschuhes, als Herausforderung, und dessen Aufhebung als Zeichen der Annahme galt: so gebot er jezt, wenigstens 3 Tage vorher durch einen sichern Boten die Fehde ansagen zu lassen, wovon das mehrere schon oben angeführt worden ist.

Freylich war es Gesez, das, wie so manche Gesezze damaliger Zeit, oft bloßer Schatten war. Kunz von Villenbach in den schönen Briefen eines Frauenzimmers aus dem XV. Jahrhunderte, der den edlen Marquard bey der Heimführung seiner Gemahlin, um deren Hand er auch geworben hatte, aus Rache und Eifersucht so schimpflich im Walde überfällt, und wie ein straßenräuberischer Bube mordet, ist mit so vielen andern Geschichten, Zeuge davon.

Als Graf Ulrich II. von Wirtemberg einst von einem Turnier zurükkam, das zu Metz gehalten worden war, glükte es einem von Vinstingen, ihn unterwegs niederzuwerfen, und der Graf mußte demselben 100,000 Mark Silbers Ranzion bezahlen, welche Summe er hernach von seinen Landvögten in Schwaben und Elsaß wieder einzuziehen wußte. Auch rechne man hieher die Geschichte, da der berüchtigte Schwä-

bische Schlägler-Bund *) von dem Grafen von Eberstein angeführt, den Grafen Eberhard von Wirtemberg, ohne vorherigen Ansagebrief, schelmisch, in dem Städtchen Wildbad, wo er eben mit seiner ganzen Familie ausruhte, zu überfallen denkt, welcher aber noch glücklicherweise der Freybeuterhorde entwischt. **)

Ueberhaupt sind solche Ritterbündnisse in den Fehdezeiten merkwürdig, wo mehrere zu gemeinschaftlichem Interesse, unter der Anführung eines besondern Hauptmanns, sich zusammenthaten, theils gegen die Städte und Reichsstädte, theils um sich gefürchteter unter ihren Nachbarn zu machen: Daher die Löwen-, die Georgs-, die Wilhelms-Gesellschaft, u. a. m. Hieher gehört auch das Oeffnungs- und Geleits-Recht. Diejenigen, die in einem solchen Bunde zusammen lebten, oder sonst freundlich einander zugethan waren, gestatteten sich gegenseitige Einkehr und Zuflucht auf ihrer Burg.

*) Ungefähr ums Jahr 1367 vereinigten sich viele schwäbische Ritter, künftig ihre ritterlichen Thaten in guter Gesellschaft auszuführen, einander Nachricht zu geben, wo ein guter Fang zu thun seyn möchte, und aller Welt das Ihrige abzujagen. Martinsvögel oder Schlägler nannte sich die löbliche Genossenschaft, denn ihre silbernen Keulen oder Schlägel, waren das Zeichen ihres Ritterbundes, und am Tage Martini hatten sie die große Allianz geschlossen. Gleich in der ersten Zeit zeigte sich eine gute Gelegenheit, obbemeldten lustigen Ritt miteinander zu thun. Spittlers Geschichte Wirtembergs.

**) Er und seine Familie wurden von einem Hirten gerettet, der ihnen einige Fußpfade zwischen Wäldern und Felsen hindurch gezeigt.

Wir finden aber auch in jenen rauhern Zeiten, Gemälde edlerer Ritter, die unsrer Aufmerksamkeit würdiger sind. Nicht alles Ungeschliffene ist darum geringschäzig; es ist oft nur um so gewichtvoller, um so gediegener an Werth; die rauhe äußere Schale thut nichts zur Sache. Also nicht darum, weil sie jenes schlanke, geschmeidige Wesen, jene Gefälligkeit in Sitte und Art nimmer hatten, wie die Paladine, die Damenhelden, die equites uxorii des 13ten Jahrhunderts, sind die Ritter im 12ten und 13ten Jahrhundert nachzusezen. Aber darin, daß bey so vielen die Früchte jener Artigkeit mitverwelkten, daß an die Stelle der Edelmüthigkeit und der strengen Sittlichkeit, Frechheit und Ungebundenheit bey so manchen eintreten; darin stehen die spätern Jahrhunderte, den frühern nach.

Abstechend ist freylich der Charakter der Ritter aus dem spätern Alter nach seiner ganzen Haltung genommen, vom Charakter eines Ritters aus den frühern Zeiten! Weggeworfen war alles jenes Süße, jenes Empfindsame, das verschmelzt mit dem Derbfesten unter den Rittern älterer Zeit, so außerordentlich kontrastirt. Aber Männlichkeit, Geradheit in Red und That, biedere Frömmigkeit, *) zeichnete doch viele aus.

In den unruhvollesten Zeiten warfen sie sich zu Beschüzern des Rechts, der Treue und der Wahrheit auf, und trugen die stärksten redlichsten Seelen unter einem so rauhen Körper. Eine alte Lebensbeschreibung vom Landgraf Friedrich von Meissen liefert die herrlichsten Züge solcher Geistes- und Leibesstärke. Ein Caspar Therringer, an dem

*) Es ist wichtig, daß Fromm in der Sprache der mittlern Zeit gleichbedeutend war mit tapfer, redlich.

dem alle Pfeile des wankelmüthigen Kriegsglüks abprallen, wie an einer Demantmauer, der mitten unter den rauchen, den Ruinen seines Thorrings, indeß das Weib seiner Seele, die deutsche Margareta todt liegt vor ihm, da steht.

Ein Schertel, dessen eigenhändige Lebensbeschreibung so ganz den Mann kurzer Rede und entschlossener That verräth, liefern uns ein liebenswürdiges Bild altdeutscher Kraft und Ritterstärke, daß wir gern das unter so manchem edlen Samen weitausschießende Unkraut vorbeygehen, und uns an diesen edlen Pflanzen erquiken.

Wie heilig ihnen ihr Eid war, wie hartnäkig sie an gegebenem Wort hielten, sehen wir aus tausend, oft bis zum Uebertriebenen gehenden Beyspielen in der Geschichte. Die Eidleistung selber hatte das Schrekenvolle der Mönchischen Religion, das so oft angewendet wurde, die Gewissen zu zähmen. Z. B. „Ists aber, daß ich brüchig werde, so gehe über mich die ewige Rache und das ewige Urtheil unsers Herrn Jesu Christi, und müsse empfahen Usias Seuche, und mich bestehen Kains Leben, und über mich müsse gehen das weltliche Urtheil, das über einen falschen Ritter gesezt ist.“ Doch brauchten die weit stärkern Seelen der Ritter von edler Denkungsart solcher Pfäffischen Schnurren nicht, um sie zum Leisten ihrer sittlichen Handlungen zu machen. Angeborner Adel der Seele, kluge Würdigung ihrer Selbst, und die verabredete Achtung alles dessen, was groß war und billig, wekten, nährten und stärkten früh in ihnen jene Empfindungen der Ehre und Wahrheit. Schande brandmarkte den, der anders versprach, anders that. Das in unsern Zeiten so oft weggewizelte, wegräsonnirte, und wegradotirte Gewissen, das der engbrüsti-

Bayerische Staatsbibliothek München

ge Vernünftler als Wahn und Fantaſiekram verſchmähte, weil er das läſtige Ding überpoltern möchte, oder vielleicht — verloren hat, war da noch der innere Richter, den man Ehrfurchtsvoll hörte, deſſen Rüge, mit Zittern vernommen, deſſen Billigung ſo willkommen, und mit ſolchem Anſehen empfangen ward. Schaam vor ſich ſelbſt eine ſchlechte entehrende That zu begehen, war die Bewährung ſolcher edlen anerzognen Begriffe.

Daß es bey manchem der Fall war, gedrungen aus Nothwendigkeit, nur ſein Recht und eigne Sicherheit zu vertheidigen, ohne Haß Widerſtand zu thun, iſt nicht zu läugnen. Wer kann es ohne Rührung leſen, wie Götz dem Fürſtendiener Weißlingen, ſeinen alten Freund und Geſellen ſeiner Bubenjahre,*) am Hofe des edeln Markgrafen Friederich, der ſo ſchnöde an ihm gehandelt, nachdem er ihn gefangen genommen, in ritterliche Haft,**) ſo liebreich wieder an ſich zu gewinnen ſucht, ſo warm, ſo herzlich ihn an die alten unbefangenen Tage ihrer Jugend erinnert, ihn warnet vor dem Fürſtendienſt, und dem falſchen Gleißen der Höfe, und der Untreue an ihm kaum gedenkt.

Charakteriſtiſch iſt eine Anekdote, von Eberhard dem Greiner †) und Wolf von Wunnenſtein, die in der treflichen Spittleriſchen Geſchichte Wirtembergs ſteht, — wo-

*) Bub oder Junger, Junkher, hießen die jungen Edelleute, bevor ſie feyerlich zur Ritterwürde gelangten.

**) Dieſe war von der Beſchaffenheit, daß es genug war, wann der Ritter ſein Wort gab, welches zu brechen für die ehrenrührigſte Handlung geachtet wurde. Sonach konnte er frey in dem Schloſſe ſeines Ueberwinders umher gehen, bis ihn dieſer wieder von ſelbſt ziehen ließ.

†) Zinker.

hin ich die Leser Kürze halber verweisen muß. Ziehen wir nun das Resultat aus dem Gesagten, so finden wir, alles Romanhafte abgerechnet, was blos Phantasie selbst erdichtet, oder aus Mönchslegenden, Sagen der Vorzeit und Volksliedern herausgenommen hat, als historisch gewiß: Es gab eine Zeit, da zu einem für die Menschheit gewiß in der Absicht wohlthätigen Zweke, sich Gesellschaften zusammenthaten, für Aufrechthaltung der Tapferkeit, Tugend, Minne und Religion, zu Trus und Schuz standhaft zu wachen. Das wären ihre edlern Bestandtheile, und das Uebertriebene davon fällt auf Rechnung der Zeit und der Umstände, d. i. der noch nicht hinlänglichen Verstandes-Aufklärung und der geringern Fortschritte in Wissenschaft.

Sehr vernünftige und gelehrte Männer erwähnen der Ritterzeiten mit einer Art Enthusiasmus. Andere gibt es, die den Werth dieser Zeiten, was sie auch davon als richtig annehmen, gar zu sehr herabwürdigen, die ganze Erscheinung als Ausgeburt einiger tollen Köpfe verachten, und lachen, wenn man etwas Lobenswürdiges daran aufspüren will. Die Mittelstraße zu gehen, ist immer der sicherste Weg.

Spotte man über jene romantische Ideen, über jene abergläubischen Sagen, woran die Vorwelt so steif sich hielt: Ehrwürdig müssen sie dem Philosophen seyn, der dem Gange der Menschheit nachspürt, und die Seele in allen ihren Winkeln belauscht. Dank wissen dürfen wir immer unsrer Aufklärung und der Fakel der Philosophie, die ihr Licht hereinverbreitet hat, die das Reich der Phantasie, und der mit ihr so verwandten Schwärmerey zerstört, oder in seine Grenzen zurükgewiesen hat.

Zu wünschen ist es freylich recht sehr, daß wir bey unserer Aufklärung auch in Absicht auf praktische Moral immer besser werden! Dann aber noch eins, — Scheint nicht die Natur des Menschen sich in einem spaten gleichförmigen Kreislaufe zu drehen? Thorheiten verschwinden und kommen wieder. Oft ists nur neuer Firniß, den ihnen Zeit und Umstände auflegen.

Man lache über jene Thorheiten! Das ist zu verzeihen; aber zu beweinen wäre die schwindsüchtige Seele, der enge Trödelkopf, dessen Alltagswiz über die heroischen Beyspiele von Männlichkeit, über die Beweise der Herzhaftigkeit und des markigten Geistes, die über dem Grabe der Vergangenheit wie Kolossen stehen, ohne allen Sinn und ohne alles Herz lachen könnte. Jene Kraft ist freylich nimmer — jene Tugenden des Biderssinns und der männlichen Standhaftigkeit sind meistens verdrängt, und es scheint, mit all unserer Geschliffenheit und Vielgewandtheit seyen wir um unser eigentliches Gepräge, und um die Wahrheit unsers Charakters gekommen. Mir ist nichts angenehmer, als, sey es auch durch einen Nimbus der Illusion, welche Entfernung um jene Zeiten wirft, mich in sie zurük zu ziehen, mich zu weiden an den Bildern ihrer Größe: und lächeln muß ich dann nun, wann ich sehe, wie mancher Urenkel eines alten Ritters, da er selbst keine große Thaten mehr verrichten kann, doch mit seinen Ahnen prahlt, ihre Portraite um sich herum versammelt, und stolz in dieser Gallerie auf und nieder spaziert. — So liebten die Römer, nach der traurigen Verheerung der Vandalen, da sie selbst nichts Großes mehr hervorbringen konnten, doch noch mit heisserm Enthusiasmus — die Statüen ihrer Väter.

Ich muß es wiederholen: Mit einer Mischung von Erstaunen und Ehrfurcht stehen wir vor den Ruinen eines al-

ten Felsenschlosses, *) weil sie dem Strom der Zeit Jahrhunderte lang widerstanden haben. Mit eben diesem Gefühl betrachten wir einen alten Eichbaum; wie mancher müde Pilger lagerte sich seit Jahrhunderten in seinem Schatten! der Stamm ist vielleicht zur Hälfte abgestorben, aber er treibt noch immer neue Zweige. Und sollten wir um der dürren Reiser willen, die hin und wieder zwischen den grünen Aesten sich unnüz brüsten, den ganzen Baum verachten? Wer mag ein heimliches, unbegreifliches Gefühl der Ehrfurcht ihm versagen? Neuer Adel ist das Werk des Fürsten, alter Adel nur das Werk der Zeit. Jener gebiert öfter Talente, dieser öfter Seelengröße. Auch wird niemals ein ächter Edelmann dem durch Verdienst Neugeadelten seine Achtung versagen. Warum sollten die Pyramiden von Memphis die Meisterwerke der neuern Baukunst herabwürdigen! Warum das bemooste Felsstük dem florentinischen Marmor Hohn sprechen, weil er erst neuerlich gehauen worden? Wie schön ist jener Adel, sagt Plutarch, der durch Tugend entsprungen, von den Vorfahren auf uns herabgeleitet wird, und ihr Andenken in uns erneuert. Der Thor hüllt sich in das Verdienst seiner Vorältern; aber auch dem Weisen, dem, wie Pindar singt, seiner Väter hoher Geist angeerbt wurde, macht es Freude, bey Denkmalen seiner Ahnherren zu verweilen. Stolz ist edel; aber es gibt Hochmüthige ohne Stolz, und Stolze ohne Hochmuth. Das Andenken der Tapferkeit, die um die Scheiteln unserer Ahnen immer grüne Lorbeern wand, sagt so schön als richtig der Ritter Zimmermann, ist eine stäte Erinnerung, wir sollen nichts thun, das ihrer unwerth sey; wir sollen glauben, so groß seyn zu können, als sie. Die Tugenden der Vorväter nachzuahmen, und ihre schönen Tage wieder herzubringen, muß

*) Der Verfasser bewohnt selbst dermalen ein Schloß, dessen Ursprung sich ins graue Alterthum verliert.

man sich seines Herkommens um der Pflichten willen erinnern, die es auflegt; man muß sich seiner Ahnen erinnern, weil sie Beyspiele für uns sind; man muß jene Thaten in Bildern aufführen; sie durch jeden Reiz der Beredsamkeit und Dichtkunst erhöhen; nie glauben, ihr Ruhm sey ein Erbtheil, das wir ruhig genießen können; nie dem albernen Wahn Raum geben, alles müsse vor einem großen Namen weichen. Alsdann leben die Väter unter ihren Enkeln wieder auf, dann winken uns die Schatten der Erschlagenen auf das Schlacht-Feld hin, dann beseelen sich die öden Trümmer und die alten Trophäen. Durch diese angenehme Schwärmerey lodert statt der Eitelkeit kleiner Seelen, die Sehnsucht nach großen Thaten in allen Herzen empor, ein neuer Eifer für den Staat, und die wahre Liebe der vaterländischen Tugend.

Höre mich, edler Jüngling! rufe ich dir mit einem wahrhaft edlen Manne zu: Ehre deine Vorfahren durch Thaten! Vergiß deines Ranges, wann die Menschheit spricht! Gedenke deiner Ahnen, wann die Ehre ruft! Sey nicht stolz auf die Geister der Helden! Sey ihr Stolz, wann sie auf dich herab blikken! Herrsche sanft über den, den nur Gehorchen beglükt! Sey der Bruder dessen, den Gleichheit glüklicher macht! Liebe den Redlichen im Kittel! Ehre den Weisen in der Hütte! Sey selbst redlich und weise, damit sie dich wieder lieben und ehren. Dein Herz sey edel, wie deine Geburt! dann tritt kühn vor deinen Stammbaum und sprich: „Hier lebten große und gute Menschen! ich bin auch Einer.

Zweyte Abtheilung.

Allgemeine Raiſonnements und Betrachtungen über das Duell.

I. Abſchnitt.

Vorläufige Bemerkungen.

Wir haben bisher ein Gemälde betrachtet, das uns mit den Hauptzügen der Vorzeit und den merkwürdigſten Scenen, aus dem alten Ritterweſen bekannt machte. Wir haben uns der Turniere unſrer Väter erinnert, wo die Helden, welche Deutſchland an den Hunnen, Obotriten und Wenden gerächet, vor den Augen der Fürſten, der Frauen und Jungfrauen erſchienen, wo ſie in prächtigem Aufzuge ihre Helme beſchauen, ihren Adel und Sitten beurtheilen ließen, und hierauf den Ihrigen in einem Spielgefechte zeigten, wie fürchterlich ſie dem Feinde ſeyn würden. Wir kommen aus dem grauen Alterthum und dem mittlern Zeitalter, aus dem wir nur das Intereſſanteſte zu Erreichung unſrer Abſicht berührt haben, auf unſer gegenwärtig aufgeklärteres Jahrhundert zurük, wir wenden nun unſre Blike, von jenen Zeiten der Kraft und Hochherzigkeit ab, und heften ſie nunmehr auf die upſrigen; wir verlaſſen unſre geharniſchten Vorältern mit Helm, Schild und Schwert, und beſchäftigen uns nun mit einer andern Gattung Ritter, wel-

che mit leichtern Waffen ein Uebel unterhalten, das desto strafbarer ist, weil es meistentheils aus minder edlern Antrieben herrührt, und weder zu allgemeinem Nuzen dienen, noch allemal einen unzweydeutigen Beweis von Herzhaftigkeit abgeben kann.

Ich will keine Vergleichung der Vorzeit mit der unsrigen anstellen; ich enthalte mich, den kriegerischen Muth, die Biederkeit und die Empfindungen der Ehre und Wahrheit der Alten, gegen diejenigen unseres Zeitalters abzuwägen, um zu sehen, durch was jener Seelen-Adel, jene kluge Würdigung sein Selbst, und die verabredete Achtung alles dessen, was groß war und billig, in jenen gewekt, genährt und gestärkt worden; in wie fern und in welchem Maas es noch heut zu Tag geschehe. Ich überlasse diese Gegeneinanderstellung dem forschenden Blik und der eigenen Beurtheilung des Lesers, der aus dem Gesagten gar leicht und von selbst das Resultat wird ziehen können; aber ich verehre den Schweiß, durch welchen der Stammvater eines stiftsmäßigen Lehenfolgers die Rechte zu erwerben lehrte, die heut zu Tag von vielen durch Weichlichkeit und Unmannlichkeit verunehrt werden.

Nur einige wenige Bemerkungen wolle man mir erlauben.

Der Leser wird freylich in jenen Zeiten der Nicht-Cultur, wo die Fakel der Philosophie und der gereinigten Moral, in Meynungen, Sitten und Gebräuchen, noch kein allgemeines Licht verbreitete, auf manche Barbarie stoßen; er wird hin und wieder die Ehre, bald in einem seltsamen, Gewande, bald auf Begriffe und Vorstellungen gestüzt erblikken, die von den unsrigen abweichen. Er wird das Geistige der Religion versinnlichet, und anstatt wahren Chri-

ſtenthums, Mönchs-Theologie, Aberglauben und Schwärmerey antreffen. Er wird dieſes beobachten und ſich wundern, wie auf einem ſolchen Boden voll Unkrauts, ſo mancher Keim des Guten aufkommen, und ſo manche Tugend mit einer ſchimmernden Größe hervorſproſſen können, die heut zu Tag denen, welche ſich zu einem ſolchen Schwung der Seele zu ohnmächtig fühlen, als Erzählungen, aus den Fabelzeiten vorkommen werden. Sie werden mit Erſtaunen den Einfluß wahrnehmen, welchen Erziehung und Sitten in die Herzhaftigkeit der alten Ritterſchaft voriger Jahrhunderte gehabt. Hier hatte alles, auch die Spiele der Liebe, ein kriegeriſches Anſehen, die Farben, der Namenzug, der Sinnſpruch der Geliebten, zierten den Schild des Liebhabers.

Die Schranken des Turnierplazes öffneten ſich jedesmal als ein neues Feld der Ehre, wo der Sieger vor den Augen der ganzen Nation oder eines Theils derſelben, die Krone der Belohnung aus den Händen der größten Schönheit erhielt. Jezt vergleiche man mit dieſen Tagen der Ehre die heutigen, wo beynahe Trägheit, Unempfindlichkeit herrſchen, wo ein Theil unſrer Krieger die Lanzen, mit welchen ihre Väter fochten, nicht erheben können.

Turnier-Könige, Herolde und Waffen-Perſevanten erinnerten den jungen Ritter, der zum erſtenmale im Turnier erſchien, an die Thaten ſeiner Ahnherren. „Gedenke, weſſen Sohn Du biſt!“ riefen ſie ihm zu: „und ſchlage nicht „aus der Art.“ Der edle Jüngling nahm weder Wappen, noch Feldloſung, noch Wahlſpruch an; trug eine Deke über ſeinen Schild, damit ſein Geſchlechtswappen nicht ſichtbar werde, bis Schwert oder Lanze die Deke zerhauen oder zerriſſen haben würde. Oft ließ er auch den Schild ganz weiß; Tapferkeit und Tugend mahlten ihm ein Sinnbild darauf.

Man vergleiche unsre Zeiten mit den damaligen, wo sich unsre Väter immer mehr und mehr durch wechselseitige Bande der Freundschaft zu vereinigen gesucht, und sich, außer dem natürlichen Rechte, die Namen Vater, Sohn und Bruder beygelegt haben. Diese glücklichen Zeiten sind nicht mehr, wir haben auch fast die Keime solcher zärtlichen und liebevollen Empfindungen ausgereutet: diese geheiligten Pfänder und Namen, welche unsre Väter mit so viel Edelmuth und Mühe zu vermehren bedacht waren, und welche die Natur selbst über alle andre Würden gestellet hat, sind beynahe verächtlich geworden. Es scheint, daß man sich schäme, sie zu führen und die Bande der Blutsfreundschaft nichts angenehmes mehr für uns haben.

Das Hirngespinnst des hohen Tons des Wohlstands, ein Ekel gegen das Natürliche, machen uns zum Theil gegen den Ruf der Väter und die Empfindungen des Herzens künstlich fühllos.

Wenn wir diese Wahrheiten auf die Duelle anwenden wollen, so bemerken wir, daß es fast das Ansehen habe, als ahmten wir heut zu Tage mehr ihren Thorheiten als ihren Tugenden nach.

Die Bewegungsgründe zu den Duellen der Alten und den Zweykämpfen der Vorzeit, scheinen, wo nicht ganz unschuldig, wenigstens doch weit weniger verabscheuungs- und strafwürdig zu seyn, als es die Ursachen sind, welche die neuern Duelle gewöhnlich veranlassen.

Die ersten Zweykämpfe wurden eigentlich, wie wir in der Ersten Abtheilung ersehen, zum allgemeinen Besten eingeführt. Man suchte ehedem eine kleine Anzahl Zweykämpfer aus, um das Blut beyder Armeen zu schonen, welche

durch ihren Sieg oder Tod das Schikſal der Könige und ihrer Staaten entſchieden.

Eine andre Gattung der, wie man meynt, erlaubten Duelle, ſoll diejenigen ſeyn, die auf die Entdekung gewiſſer Laſter zieleten, die nicht nach gewiſſen Regeln entdekt werden konnten. Anſtatt nun, daß ſich dergleichen Perſonen ſelbſt herausgefordert hätten, ſo wendeten ſie ſich zuvörderſt an ihren Landesherrn. Man führte die Kämpfer in einen viereligten Plaz, und wann der Waffenherold ausgerufen hatte: Laßt die guten Leute ihren Kampf antreten! ſo erwartete jedermann den Ausgang.

Man glaubte auch, daß es im Adelichen oder Ritterlichen Stande, gewiſſe Beleidigungen gebe, die nicht anders als mit Blut des Beleidigers abgewiſcht werden könnten. Es mußte aber ein ſolcher ſeine Ausforderung erſt dem Könige vorzeigen und um die Erlaubnis bitten, die ihm ſehr ſelten verſagt ward.

Man ſchlug ſich hinwiederum mit andern, um den Namen eines braven Kerls zu erlangen. Dergleichen Zweykämpfe fielen oft zwiſchen Rittern zwey verſchiedner Nationen vor, die ſich einander in der Tapferkeit nichts nachgeben wollten.

Man griff auch einige unter dem Vorwande beſonders an, daß man die unterdrükte Gerechtigkeit retten wollte. Und dieſe Vorſtellung, mit welcher die ehemaligen Ritter eine beſonders hohe Stufe der Ehre verbanden, weil ſie alsdann für Vertheidiger der Unſchuld, der Religion und Tugend angeſehen ſeyn wollten, hat eine unzählige Menge Zweykämpfe oder Duelle nach ſich gezogen.

Endlich nahm dann auch die Liebe, wovon ſchon umſtändlicher geredet worden, an dergleichen Zweykämpfen großen

Anhelt. Und damit man dieſelben entweder deſto anſehnlicher machen, oder die Zaghaften zu deſto gröſſerm Muth anreizen möchte, ſo erfand man allerley falſche Maximen der Ehre und Reputation, die ſowohl vielen braven Helden als verzagten Menſchen Blut und Leben gekoſtet haben.

Ehe wir uns nunmehro mit Unterſuchung der Moralität der Duelle beſchäftigen, wollen wir vorerſt bey den eigentlichen Urſachen und der Quelle ſtehen bleiben, aus der in unſern Zeiten die allermeiſten Duelle zu entſpringen pflegen. Die Hauptveranlaſſungen hiezu, können wohl nach allgemeiner Erfahrung, keine andre ſeyn, als:

1.) Unrichtige Begriffe von Ehre und Schande.
2.) Die Folge davon: Ein falſches Point d'honneur.
3.) Rachbegierde.
4.) Unrecht verſtandene und übel angewandte Tapferkeit und Herzhaftigkeit.
5.) Neid, Eigenliebe, allzugroße Empfindlichkeit und andre Fehler, die aus der Unſittlichkeit entſpringen, von deren beſonders ſchädlichen Einflüſſen in der folgenden dritten Abtheilung ausführlicher gehandelt werden ſolle.

Vorjezo wollen wir über dieſe feſtgeſezten Haupturſachen beſondre Betrachtungen anſtellen: wir ſchließen uns aber dabey in die Gränzen ein, welche wir uns bey ſo mancherley wichtigen Gegenſtänden, vorzeichnen mußten. Unmöglich läßt ſich hier alles ſagen, was hierüber geſagt werden konnte. Wir wollen nur die Hauptideen zuſammentragen, und ſie alsdann dem weitern Nachdenken des jungen Leſers überlaſſen.

II. Abſchnitt.

Von der wahren Ehre, dem falſchen Point d'honneur und der Rache.

Ehre, auf Selbſtliebe gepfropft, iſt Würdigung ſeines Ichs. Sie kann rechtmäßig oder unrechtmäßig, kleinlich und windig, oder groß und edel ſeyn. Oft iſt ſie freylich nichts als ein dummes Hirnphantom oder ein nothdürftiges Kleid für die armſelige Blöße. Wahre Ehre hingegen iſt eines der größten unter den irdiſchen Gütern, zuweilen wichtiger als das Leben. Sie beſtehet in einer Meynung andrer Leute, dadurch ſie einen Menſchen höher als andre achten; und dieſe Meynung und Hochachtung gründet ſich allezeit auf einen Vorzug vor andern, den die Leute an demjenigen, den ſie hochachten, zu finden vermeynen, welche dann, wann man ſie auf Seiten deſſen, der hochgeachtet wird, betrachtet, eben das, was man Ehre nennet, ausmacht.

Die wahre Ehre iſt die edelſte und erhabenſte Empfindung der Seele, die uns die Größe unſers Urſprungs und unſrer Beſtimmung fühlen läßt. Sie iſt nichts anders, als der Eindruk, der von der wahren Tugend herrühret; ſie iſt die günſtige und gegründete Meynung der Rechtſchaffenen von unſern Verdienſten und Geſchiklichkeiten, und von der Abſicht, ſie auf die beſte und gemeinnüzigſte Art anzuwenden. Die Ehre beſteht alſo auch in dem Verlangen, geehrt zu werden, und Ehre haben oder ein Mann von Ehre

zu ſeyn, darin: Nichts zu thun, das der Ehrenbezeugungen unwürdig iſt. Man lerne aber eigenthümliche Ehre und erborgte Ehre, wahre und falſche Ehre wohl von einander unterſcheiden; man ſchäze jene nach ihrem Werthe, und laſſe ſich dieſe nicht blenden. Alle Titel, aller Rang, alle Vorzüge, die wir blos unſrer Geburt zu danken haben, das iſt erborgte Ehre, das iſt kein Verdienſt, aber Verbindlichkeit und Antrieb, ſich Verdienſte zu erwerben, und dadurch gerechtere Anſprüche auf jenen Vorzug zu erlangen.

Alle Ehre, die durch unrechtmäßige, niedrige Mittel erworben wird; alle Ehre, die in einem ausgelaſſenen zügelloſen Weſen, im Laſter geſucht wird, das iſt falſche Ehre — iſt wahre Schande.

Niemand erniedrige ſich alſo dadurch, daß er demjenigen, den blos erborgte Ehre ſchmükt, eben die Achtung erweiſe, die er dem Verdienſte ſchuldig iſt.

Montesquieu bauet ſeine Monarchie auf die Ehre. Der Kriegsſtaat hat einen ähnlichen Grund. Man muß ſie aber ganz beſonders bey dem Stande beobachten, welcher ſich vorzüglich dieſelbe zuſchreibt, der ſich, die Wachſamkeit, ſie zu bewähren, als eine eigene Pflicht auferlegt. Die Geburt macht aber, wie ſchon geſagt, weniger Ehre, als ſie befiehlt. Große Würden fordern große Tugenden. Seine Herkunft rühmen, heißt nichts anders, als das Verdienſt eines andern loben. Keiner hat für unſern Ruhm gelebt, auch das gehört uns nicht an, was vor uns war. Die Seele allein adelt. Der Adel iſt ein Ehren-Stand, der einem zur Belohnung der Tugenden und Verdienſte von der höchſten Obrigkeit verliehen worden, und auf die Nachkommen erbt. Dahero kann der Adel eigentlich nur dem erſtern wahre Ehre bringen; und der, der ihn erbt, muß,

wenn er wirklich edel seyn will, sich solcher durch eigene Tugend und Verdienste theilhaftig machen. Nur Verstand, nur Tugend und Verdienste adeln den Menschen, oder nach Juvenals Worten: Adel ist der Name, der in seiner eigentlichen Bedeutung immer unterscheidende Vollkommenheiten und Verdienste bezeichnete. Dahero sollte ein jeder junger von Adel nach Verdiensten ringen, die ihn würdig machten, geadelt zu werden, wenn er es noch nicht wäre. Dadurch würde ein jeder die Stiftung seines Adels in sich erneuern, und durch ein solches Emporstreben nach adelichen Tugenden, sich zum ersten seines Geschlechts machen.

Das Leben eines Edelmanns ist ein Leben, das allein der Ehre gewidmet ist, und seine schönsten Güter bestehen in seinem guten Rufe.

Der Adel, als das Zeichen der Ehre, ist demnach der erste Grund, der einen Edelmann zu lauter rühmlichen und ausnehmend schönen Handlungen verbindet. Denn der Stoff der wahren Ehre sind nicht der Adel, nicht Titel, nicht Macht, sondern erhabne Gesinnungen und Handlungen.

So ist auch der Soldaten-Stand, ein Stand der Ehre. Der edle Charakter eines Officiers von Ehre, muß den gemeinsten Soldaten schöner Gedanken und folglich der wahren Ehre fähig machen. Diese aber erlangt man nur allein durch weise, gerechte, großmüthige und tugendhafte Handlungen.

Das erste Gesez des Edelmanns und des Officiers sey also die Ehre, die Großmuth und der Wille des Fürsten, dem er dient. Und weil eben seine größte Ehre darinn bestehet, wenn er dem Fürsten treu und redlich dient, so muß er auch diesem alle Neben-Absichten aufopfern. Es muß den

Officier nichts abhalten, in dem Gehorsam gegen Ihn, Ehre zu suchen, alle Hindernisse, die man ihm in den Weg legt, zu übersteigen, und in der Tugend selbst seine Belohnung zu finden. Er muß nicht allein Ehre im Befehlen, sondern auch im Gehorsam suchen. *) Wer Niemand gehorchen will, kann keine Begriffe von der wahren Ehre haben; und wer diese in dem Ungehorsam findet, hat eine anstekende Krankheit, die zu fliehen ist. Denn bey dem Soldaten ist Ungehorsam das größte Verbrechen. *)

Die

*) Man findet Leute, die allenthalben gehorchen, nur dann nicht, wann man sie vom Feinde abrufet. Die Ehre kann Leute antreiben, ungehorsam zu seyn. Wäre es nicht gut, wenn man den Gehorsam so hoch als die Kühnheit hielte, und dem Soldaten beybrächte, er könne nie mehr Ehre erwerben, als wenn er gehorchet? Die Geseze der Aegyptier belegten den, der von seiner Fahne gewichen, und den Ungehorsam mit einerley beschimpfender Strafe. Wollen wir neuere Beyspiele? Die Türken geben uns eins. Der Befehl, welcher einem Bassen den Kopf abfordert, so grausam er auch seyn kann, ist heilig. Wer sich rettet, ist bey der Nation eben dadurch beschimpfet. Seine Kinder erben die Schande; sie heißen Söhne des Flüchtlings. Man siehet, daß der Ungehorsam bey allen nicht aus einerley Ursache entstehe. Heute wird einer gutwillig folgen, welchen morgen ein andrer nur so weit fortschleppet, als es ihm zu gehen belieben wird. Ein Soldat, der in der Besazung gehorchet, kann im Felde widerspenstig seyn. Ein Grieche, welcher in den Gefechten die Befehle des Xenophons, die ihn in Gefahren jagten, unverzüglich erfüllte, weigerte sich aus einem Thale zu gehen, wo der Schnee abgeschmolzen war. Die Schweizer forderten bey Cerisoles, Schlachtsold oder Abschied. Die Weimarer wollten nicht über den Rhein gehen, vielleicht hätte sie Herzog Bernhard bis über die Pyrenäischen Gebirge gebracht. Der Officier muß die Ursachen des Uebels erforschen, sie kennen lernen, und suchen sich Gehorsam

Die Ehrbegierde darf nie in Ehrgeiz ausarten. Jene iſt erlaubt, iſt natürlich, iſt Keim der Tugend; dieſer iſt ſtrafbares, ſchändliches Laſter, verderbliche Leidenſchaft, Tod aller wahren Tugend. Man lerne dieſe tyranniſche Leidenſchaft kennen. Sie iſt eine Geißel der menſchlichen Geſellſchaft, und belohnet meiſtentheils früher oder ſpäter, mit Schande und Elend! Man muß alſo ſeiner Ehrgierde die beſte, edelſte Richtung geben. Die Vorzüge des Geiſtes und des Herzens allen Vorzügen des Standes und des Ranges; Weisheit und Tugend allen Titeln und Würden; ſtille Handlungen der Menſchenliebe und des Wohlthuns allen geräuſchvollen aber weniger nützlichen Thaten vorziehen. Man gehe noch weiter; reinige, erhöhe ſeine Ehrbegierde noch mehr. Man ſuche nicht allein die Ehre bey den Menſchen, ſondern bey Gott. Keinen Beyfall zu erlangen, ſeines Beyfalls immer fähiger und würdiger zu werden, das, das muß man das Ziel ſeiner höchſten Ehrbegierde ſeyn laſſen!

Man muß nicht ſowohl nach Ehre, als nach dem ſtreben, was Ehre bringt, was ehrwürdig iſt; nicht nach Ruhm, ſondern nach dem was rühmlich iſt! nicht nach Beyfall und Lob, ſondern nach dem, was Beyfall und Lob verdienet.

horſam zu verſchaffen. Hiezu ſehe ich kein Mittel, als man erfülle den Soldaten, oder doch den größten Theil derſelben mit der Ueberredung, daß der, ſo ihm befiehlt, es nicht ohne Recht thue, daß er ihn nicht haſſe, daß er Ehre im Gehorſam erwerbe, und daß es zu ſeinem Beſten gereiche, wem er gehorche, daß er nicht ungeachtet widerſpenſtig ſeyn werde, daß wenn er auch den General niederſtieße, ſo wie bey den Römern, noch ein Volk, ein Senat, andre Legionen, da ſeyn werden, die ihn ſtrafen können.

Dies ist wahre Größe, wahrer Adel des Geistes, Grund und Fähigkeit zu ewigbleibender Ehre!

Man lasse sich zur Warnung dienen, die Ehre nie zu seinem lezten Zwek zu machen, sonst können wir desselben leicht ohne unsere Schuld verfehlen. Nur den Beyfall unseres Gewissens und den Beyfall Gottes, nur die kann uns Niemand ohne unsere Schuld entreissen. Darnach laßt uns streben, und wir werden nie vergeblich arbeiten, nie unseres Ziels verfehlen.

Wenn Erziehung und Gewohnheit, dem Menschen die Achtung für sich selbst und seines Gleichen zum ersten Bedürfniß macht; wenn er seine Seele gewöhnet, sich über sich selbst zu erheben, und den Beyfall seines und der künftigen Jahrhunderte einzuernten; wenn er seine Ehre nach der Tugend, für das schäzbarste unter allen Gütern hält, und die Sorge für dieses moralische Daseyn, ihm die Ehre kostbarer als das Leben und die Schande schrecklicher und furchtbarer als die Vernichtung machet: so werden niedrige Neigungen gewiß wenig Herrschaft über ihn haben.

Die Mutter der größten Thaten im Kriege, der edelsten Aufopferungen, des kühnsten Muthes, ist Ehre und Patriotismus. Der Officier, der nicht von diesem Feuer, von einem gewissen hohen edlen Stolz auf sich und die Kräfte seiner Heerführer, von diesem Römer Geist belebt wird, wird sich auch nie zu jenen Aufopferungen erheben können.

O wie viel vermag Ehrbegierde über menschliche Seelen! Wie vieles, das die menschliche Kräfte zu übersteigen scheint! Man seze diese Triebfeder in Wirkung, so ist alles Leben. Man nehme sie weg, so ist alles todt. Die Ehre kann die Grenzen des Lebens erweitern; die Natur aber kann es nicht. Was führet die geharnischten Schaa-

ren durch die verachteten Gefahren mit Freuden ins gewiſſe Grab, ſagt ein großer Dichter. Was? die Ehre — Vaterlandsliebe. Was waren jene Helden, ein Decius, ein Regulus und die Catonen, anders als Männer, deren erhabene Seele nur allein von Ehre und Tugend lehre!

Was war der Preis, der in den Olympiſchen und Iſthmiſchen Spielen errungen werden konnte? Das Lob, der zujauchzende Beyfall — die Ehre.

Nach was ſtrebten die Helden Roms, was war das lezte Ziel ihrer Wünſche, die Entſchädigung für alle ihre Aufopferungen, der höchſte Lohn aller ihrer Arbeiten, den zu erhalten, ſie alles wagten? Die Pracht des Triumphs, und durch dieſen, die auf Patriotiſmus und Vaterlandsliebe gegründete Ehre.

Was hat die neuern Helden zu jenen großen Thaten angefeuert, welche der ſtaunenden Nachwelt faſt unglaublich vorkommen werden? Was hat ihr Andenken und ihren Ruhm verewiget? was anders als die Ehre.

Was belebte den Muth jenes erhabnen Kriegers, der ſich ſo oft durch Entſchloſſenheit, Tapferkeit und andre Helden-Tugenden in der Schlacht und durch Güte nach dem Kriege auszeichnete, der ſich bald mit kühnem Flug neben Weimars Bernhard, neben Condé und Turenne empor hob, und den ſeine Thaten ſchon in der früheſten Jugend, gleich jenem Beſieger der Gallier *) des Brutus und Carbo **), der Spanier bey Rocroy ***), der Türken bey Zenta †), und der Schweizer bey Marignan ††) unter die Zahl der Helden einreiheten? Was gab ihm den hohen

*) Caeſar. **) Pompejus. ***) Condé. †) Eugen. ††) Franciſcus I.

Schwung in allem, was vortreflich und schön war? was seinen seltenen Talenten besondern Glanz? Gewiß waren es, bey noch andern edlen Antrieben, auch vorzüglich die mächtigen, Seele erhebenden Empfindungen der wahren Ehre. *)

*) Ich verschweige den Namen dieses erhabenen, aus einer Heldenfamilie abstammenden Fürsten, aus Ehrfurcht für eine seiner glänzendsten Tugenden, die Bescheidenheit. Ich nenne ihn nicht den theuern Namen, von dessen Reiz die große Seele eines Friederich des Einzigen ganz entzückt und erfüllt war, der sich Heil zurief seines Stammes zu seyn, und sich freuete, die ersten Strahlen seines Morgenroths gesehen zu haben und noch Augenzeuge seines Ruhms gewesen zu seyn. Aber wer — der nur die Geschichte des siebenjährigen thatenreichen Krieges gelesen, wird Ihn nicht unter der Zahl der größten Generale hervorschimmern sehen, wenn er die ersten Versuche dieser jungen Heldenseele, bey Hoya und Creveld bewundert, welche in der Folge, den glorreichen Tag bey Minden, durch einen zweyten Sieg verherrlichte, und die Lorbern seines unsterblichen Oncle theilte!

Ihr alten Krieger jener Zeiten, Euch Augenzeugen seines Ruhms, die ihr mit nur die glückliche Gelegenheit hattet, unter seiner Anführung euch Ehre zu erwerben; euch Veteranen frage ich in der ungekünstelten Soldaten-Sprache, ob euch nicht noch jezt das Herz geschwinder schlägt, und euer Gesicht von einem edlen heiligen Feuer des Muths und der Ehre glüht, sooft ihr auch nur seinen Namen aussprechen hört? ob ihr nicht noch jezt unschlüssig seyd, welche seiner Tugenden, die moralischen oder die kriegrischen, ihr am meisten an Ihm bewundern sollet: ob euch nicht noch jezt, bey Erinnerung seiner liebenswürdigen Leutseligkeit, die unsre Herzen fesselte, und der Unparteylichkeit und Gerechtigkeit, mit welcher Er jedes Verdienst lohnte, euer Herz schmilzt? Ob nicht ein Feuer durch eure Adern strömt, und euer Alter von neuem kriegrischen Muth belebt wird, so oft ihr an den seinigen geden-

Die Ehrliebe iſt demnach das vornehmſte Werkzeug erhabner Unternehmungen. Der Officier wie der Edelmann, muß dieſe zu dem lezten Zwek ſeiner Handlungen machen und auf ſolche Weiſe durch das gehörige Mittel, nämlich durch ſeine mit Klugheit verbundene Tapferkeit, nach den höchſten Ehrenſtellen trachten. Er muß ſich wohl überzeugen, daß er nirgends eine gewiſſere Hoffnung ſeiner Beförderung, als in der Ehre finde. Iſt einem Edelmann, einem Mann, den ſeine Verdienſte adeln, eine Stelle im Krieg zu hoch? Wenn wir Recht haben, erhöhete Aemter zu bekleiden, wenn wir vor uns Leute ſehen, die ſich durch den Degen, den Weg zur höchſten Ehrenſtelle, von der geringſten Stuffe gebahnet, ſo muß der Ehrgeiz nothwendig aufwachen. Er iſt aber nur alsdann ohne Tadel, und einem ehrlichen Manne anſtändig, wenn er nicht ſowohl die Würden zu bekleiden, als ſie zu verdienen wünſchet. Unſer Ehrgeiz beſtehe darin, in unſerm Stande das zu ſeyn, was wir ſeyn ſollen! Kein Ruhm muß ihn mehr rühren, als der von großen Thaten und aus

ket, der den eurigen ſo kräftig, auf der Bahn der Ehre ſtärkte! Werdet ihr nicht noch euren Kindern und Kindskindern mit den wärmſten, ihnen noch unbekannten Gefühlen erzählen, wie oft ihr Ihn auf den äußerſten Vorpoſten, die Beſchwerlichkeiten des gemeinen Soldaten theilen und eure Sicherheit, durch ſeine Wachſamkeit befördert geſehen? — wie liebreich, deutlich und präcis, Er ſeine Befehle gab; wie unermüdet in dem militäriſchen Dienſt, Arbeiten, und mit welcher heitern Unerſchrokenheit er euch jedesmal auf dem Weg der Ehre und des Ruhms voranging?

In dem Herzen eines jeden von uns, muß ſein Angedenken mit unauslöſchbaren Zügen eingegraben bleiben, und ſelbſt die Schwachheit des Alters wird in unſerm Gedächtniß niemals Empfindungen vertilgen können, welche Ehrfurcht, Dankbarkeit, Liebe und Bewunderung, ſo tief eingedrüket haben.

dem seinen Beyfall entstehet, den rechtschaffene Leute der Tugend geben. Auf Leute, die so denken und so handeln, ist anwendbar, was Belisar dem Kaiser Justinian hierüber sagte: „Was wird man nicht mit Männern ausrichten können, die Brot und Ehre haben!

Ehre und Ehrliebe, oder die Neigung, vortheilhafte Meynungen von uns bey andern zu erwecken, und alles zu begehren, was als ein Kennzeichen des günstigen Urtheils, das andere von uns fällen, anzusehen ist, muß auf alle Stände wirken; alle sollten von ihr angetrieben werden. Aber vorzüglich muß, wie schon gesagt, der Adel die Ehre erhalten. *) Reichthümer können durch andre Wege

*) Man weiß, wie hoch die Könige von Frankreich, Franz I. und Heinrich IV., den Adel schätzten. Beyde Könige, wann sie etwas versicherten, bedienten sich immer der Ausdrüke; Bey der Ehre oder der Treue eines Edelmanns.

Die großmüthige Seele Heinrichs verhehlte es nicht, wem er seine Siege bey Arques, Yvri, Aumale u. a. m. zu verdanken hatte. Er hatte seinen Adel im Kriege so herrliche Thaten verrichten gesehen, daß er oft sagte, mit diesem würde ihm nichts unmöglich seyn. Ein Spanischer Abgesandter bezeigte ihm einst seine Verwunderung, daß er immer die Edelleute so um ihm herumgedrängt sähe; „Hätten Sie mich jemals in der Schlacht gesehen, gab ihm der Prinz zur Antwort, so würden sie das Gedränge noch stärker gefunden haben.

In unsern Zeiten, scheinen die Franzosen die Rede vergessen zu haben, welche dieser große König beym Antritt seiner Regierung hielt, als ein Theil der Stände von Rouen versammelt war. „Durch die Gnade des Himmels, durch den Rath „meiner getreuen Diener und durch den Degen meines tapfern „Adels, vor dem ich meinen Prinzen keinen Vorzug gebe, in„dem ich den Titel eines Edelmanns für den rühmlichsten hal„te, habe ich diesen Staat aus der Sclaverey und vom Un„tergang gerettet ꝛc.

ins Land gebracht werden. Doch dürfen wir den wahren Adel, oder die Ehre nicht als ein ererbtes Gut; sondern

Wer hätte damals gedacht, daß noch eine Zeit kommen könnte, in welcher der größte Theil dieser Nation alle seine Kräfte anstrengen würde, demjenigen Theil des Staats-Körpers, den man in jenen Zeiten für seine Stüze anerkannte, und ohne welche die Monarchie wahrscheinlich schon längst zertrümmert seyn würde, aller Vorzüge zu berauben, und ihn dem untersten Bürgerstande gleich zu machen. Der Zukunft ist es vorbehalten, zu entscheiden, ob Frankreichs Militär-Stand, durch Aufhebung und Unterdrükung des Adels, gewonnen oder verloren habe? ob dadurch die Vertheidigungskräfte des Staats vermehrt oder vermindert worden? Es wird sich zeigen, ob Frankreich nach der neuen Staatsverfassung, jemals wieder, so wie Louis XIV. einen Krieg 12 Jahre lang, fast gegen ganz Europa aushalten und mit Ehren endigen könne? (Der Verfasser schrieb dieß zu Anfang der Revolution)

In jedem Winkel der bewohnten Erde kennt und ehrt der Mensch, den Unterschied der Stände. Wer drang ihm diese Ueberzeugung auf? wer war sein Lehrmeister, wenn es die Natur nicht war? Ein allgemeines Vorurtheil hört auf ein Vorurtheil zu seyn, und wenn die ganze Welt Unrecht hat, so hat vermuthlich die ganze Welt Recht. Der Herr Präsident von Kozebue, der dieses sehr wahr sagt, malt mit wenigen Pinselstrichen ein Bild des vormaligen französischen Adels. Wie der Knaben Muthwille dieß schöne Gebäude in unsern Tagen zertrümmert hat, das weiß Jedermann. Aber auch seine Ruinen sind noch ehrwürdig. Eingedenk ihrer schönen Pflicht, der Treue gegen ihren Monarchen, kehren die Edeln von Frankreich mit blutenden Herzen dem väterlichen Heerd den Rüken, und fliehen ein Land, wo die Freyheit sich in Bürger- ach! wer weiß noch in Königsblute berauscht. Der Reichthum, den sie mit sich nehmen, war die Ehre. Vergessen mögen sie ihre Ahnen, vergessen die Verdienste ihrer Vorfahren; sie bedürfen deren nicht länger, sie sind geadelt durch sich selbst.

vielmehr als die Frucht und die Belohnung der Tugend ansehen ;und alsdann ist sie, die Ehre, unter allen Gütern

Nicht der Adel an sich ist einem Staate gefährlich, wohl aber eine allgemeine Sitten-Verderbniß, welche noch allemal, wenn sie bis auf einen gewissen Grad gestiegen, große Revolutionen oder gar den Untergang der Staaten, nach sich gezogen hat. Denn gewiß ists: keinem Menschen, keinem Staat, ist es vergönnt, eine Glükseligkeit zu genießen, welche größer sey, als seine Tugend.

Was der große König von Preussen Friedrich II. von seinem Adel hielt, können wir in dem 3ten Band seiner hinterlassenen Werke nachlesen. Nichts kostete mehr Mühe, sagt er daselbst, als Ordnung und Mannszucht wieder in die Infanterie zu bringen, die so sehr von ihrer ehemaligen Höhe herabgesunken war — Seit dem Jahr 1770 bekam die Armee ein andres Ansehen. Um diesen für die Wohlfahrt des Staats so wichtigen Grad von Vollkommenheit zu erreichen, hatte man aus dem Corps der Officiere alles hinweggeschafft, was zum Bürgerstand gehörte — und da das Land selbst nicht so viel Edelleute hergeben konnte, als bey der Armee erforderlich waren, so nahm man Ausländer in den Dienst, unter denen sich einige gute Männer befanden. Diese Aufmerksamkeit auf die Auswahl der Officiere ist viel nöthiger, als man gewöhnlich glaubt: denn im Allgemeinen hat der Adel Ehre. Man kann und wird indessen auch nicht läugnen, daß man nicht selten Verdienst und Talent unter Personen, die nicht von Geburt sind, antrifft; und in einem solchen Falle thut man wohl, dieselben zu erhalten. Im Allgemeinen aber bleibt dem Edelmann keine andere Hülfsquelle übrig, als sich mit dem Degen hervorzuthun; verliert derselbe seine Ehre, so findet er selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, anstatt daß ein Bürgerlicher, wann er etwas Unwürdiges begangen hat, ohne zu erröthen, das Gewerbe seines Vaters wieder ergreift, und sich dadurch nicht mehr beschimpft glaubt. —

Wie sehr der König aber auch die unwissenden Edelleute verachtete, und wie Er hierüber dachte, das ist aus der Ant-

wohl das schäzbarste. Man muß aber auch den Adel aufmuntern, Belohnungen und Vortheile zeigen, die ihn antreiben, die Geburt durch keine Niederträchtigkeit zu beschimpfen, das größte Glük in der Beobachtung der strengsten Tugend, in der Treue gegen den Staat und dem Ansehen desselben zu finden, das er unterstüzen hilft. Der Beyfall, den man uns zugestehet, die gute Meynung, die man von den Eigenschaften unsers Verstandes und Gemüths hat, das Zutrauen zu unsrer Redlichkeit, erfreuet und belebet uns. Den Kämpfer erhizet der Zuruf der Zuschauer, und Calan verbrennet sich, um nach seinem Tode bewundert zu werden.

Nero singt aus Ruhmsucht im öffentlichen Schauspiele, und erlaubet, seiner göttlichen Stimme zu opfern. Caligula triumphirt über den besiegten Ocean, und läßt die Muscheln, die er am Ufer aufleſen ließ, den Göttern als Beute reichen.

Wäre es gleichgültig, wessen Beyfall wir erwerben, wäre der Zuruf des Pöbels, die Bewunderung desselben werth, seinetwegen Mühe zu übernehmen, so würde man mit gutem Rechte die Seiltänzer, die Lufſpringer zu Wegweisern zu dem Tempel der Ehre annehmen.

wort zu ersehen, die Er einem gewissen Grafen gab, der Ihn für seinen Sohn um einen Plaz in der Armee bat, welcher nicht unter seiner hohen Geburt wäre. „Junge Grafen, die nichts gelernt haben, sind Ignoranten, sie mögen auch hinkommen, wohin sie wollen. Der Sohn eines Königs von England ist auf dem Schiffe, das er zu regieren lernen soll, anfänglich nichts als Schiffsjunge. Wenn ein Graf etwas werden will, der Welt und dem Vaterlande nüzlich, so muß er sich auf seine Titel und hohe Geburt nichts einbilden; denn von diesen läßt sich nur ein Thor blenden. Das eigentliche wahre Verdienst, ist das persönliche Verdienst.

Der Beyfall rechtschaffener Menschen, ist die Belohnung tugendhafter Unternehmungen, der beste Zeuge unsres Wohlverhaltens, und wohl würdig, daß man ihn in der Beobachtung der Gesetze, die unsre Handlungen bestimmen, zu erwerben suche.

Der Mann von wahrer Ehre unterscheidet sich nicht sowohl durch die Geburt, durch die vortreflichen Ahnen, durch die ihm wegen der Geburt in dem Staat gegebenen Ehrenstellen, sondern vielmehr durch innerliche und entscheidende Tugenden. Ein Mann von Ehre befleißiget sich, durch seinen Verstand, durch Gelehrsamkeit, Fleiß, Redlichkeit, Tapferkeit, Liebe für das Vaterland und für sein Geschlecht, sich von den übrigen Menschen so zu unterscheiden, daß man von ihm sagen könnte:

Sois par les Sentimens et par la Probité
Ainsi que par les Mœurs homme de Qualité.

Die Ehre entstehet aus der Achtung andrer. Ehe die Menschen durch die Gesetze in eine Gesellschaft gebracht wurden, war die Ehre ein Unding. Nun ist sie ein Etwas, eine Tugend, welche im eigentlichen strengen Verstande nicht mit der Religion verbunden ist; sie verbindet aber gewisse Personen, sie strenget sie an, gewisse Pflichten zu leisten, und gewisse Verbindungen zu erfüllen. Die Ehre bestehet also durch die menschliche Gesellschaft, und entstehet durch die Grade des Lobs und des Tadels, dessen sich ein Mensch würdig macht.

Fromm, weise, klug und mild,
Gehöret in des Adels Schild.

So singt der alte Reim, und Cicero nennt den Adel eine anerkannte Tugend, weil der erste Adel aus der Vermählung

der Hochachtung mit der Tugend entſprang. Wer waren die erſten Edeln? (ſo fragt der vortrefliche Herr Präſident von Kotzebue, dieſer liebenswürdige Verfaſſer des ſchönen Buchs vom Adel.) Es waren die Wohlthäter der Menſchheit! Auch der Weiſe und Tapfre wird für Edel geachtet, wenn er gleich kein Edelmann iſt. Adel der Geſinnungen verleiht freylich keinen Stammbaum. Auf jedem Pfade der Tugend kann man Edel ſeyn, doch Glük, Verdienſt, Zufall und Gunſt müſſen ſich der Tugend zugeſellen, um Adelich zu werden.

Schon vor dreytauſend Jahren hat Homer in ſeiner Iliade den wahren Adel bezeichnet. Damals war Tapferkeit noch die einzige geltende Münze, wofür man Ruhm und Ehre eintauſchen konnte; denn in der Jugend eines Staates blühen die Waffen, im männlichen Alter die Wiſſenſchaften, im Greiſen-Alter Künſte und Handel. So ward mit dem Wachsthum der Cultur, jede bürgerliche gemeinnützige Tugend nach ihrem wahren Werth gewürdigt. Tugend iſt der einzige Adel! rief Horaz. Nur Tugend adelt! ſprach Apulejus. Fremde Thaten ſind nicht unſer Eigenthum! ſang Ovid. Nur der Edle iſt Adelich gebohren! ſchrieb Euripides. Tugend adelt herrlicher, als das Blut der Könige der Franken! dichtete Marcellus.

Ja Tugend bedarf keines Ranges. Edles Bewußtſeyn iſt ihr Schild, eine ſchöne That ihr Helm. Wer fragt nach Ahnen, wo Franklin erſcheint? wer fragt nach Titeln, wo Rouſſeau auftritt? wer fragt nach einem Pergament, wo alle Herzen reden? Leibnitz, Wolff und Haller wurden zu Freyherren erhoben, doch ſpricht man immer noch: Leibnitz, Wolff und Haller, und erwähnt ihrer Freyherrlichkeiten nur ſelten. Es gibt Menſchen, welchen Titel und Orden Ehre leihen; es gibt andre, welche Titeln und Orden Ehre leihen.

Ludwig XIV. adelte Moliere, Moliere lachte darüber. Sein Adel ist vergessen, seine Lustspiele leben noch. Jeannin war einer der besten Minister Heinrichs des Vierten, obgleich die Spanier nicht begreiffen konnten, wie man einen Menschen ohne Adel zum Gesandten an ihrem Hofe machen könnte. De qui êtes vous fils? fragt ihn der König. Sire! de mes Vertus, antwortete der Bidermann. Alberoni trug als Knabe grüne Waare zu Markte, und verwirrte als Kardinal ganz Europa. Die Erretterin Peter des Großen war ein Liefländisches Bauermädchen, und sein Freund verkaufte einst Pasteten. Pabst Adrian VI. war eines niederländischen Fischers Sohn; Iphicrates der Sohn eines Schusters; Marius, der siebenmal Consul wurde, der Sohn eines Handwerkers. Basilius, ein Bettler, ward griechischer Kaiser, und regierte gerecht und menschlich. Pabst Hadrian IV., dem Kaiser Friedrich der Rothbart die Füße küßte, der Steigbügel hielt, und sein Pferd am Zaum neun römische Schritte weit führte, war der Sohn eines englischen Bettelmönchs, und lange Zeit selbst Bettler. Erzbischoff Willigis von Mainz, der durch seine Weisheit die Fürsten des deutschen Reichs nach Gefallen lenkte, war eines Fuhrmanns Sohn, daher auch noch das Rad im Mainzer Wappen stammt. Man könnte Bogen anfüllen mit den Namen derer, welche durch Kopf und Herz in den Tempel des Ruhmes drangen.

Tugend und Vaterlandsliebe geben Ansprüche auf jede Ehrenstelle, man sey ein geborner Edelmann, Bürger oder Bauer.

Kaiser Leo pflegte zu sagen: die Thaten, nicht die Geburt, machen den Feldherrn; so wie das Gold nicht den Spieß macht, sondern die Schärfe der Spize, wäre sie auch nur von Eisen. Ein solches Wort ist immer Lobes werth;

es iſt herrlich in dem Munde eines Kaiſers! Ihm gleichen die Geſinnungen Friedrichs des gekrönten Weltweiſen. Alle Geſchöpfe, ſprach er, welche auf dem Erdball wimmeln, ſind Kinder Eines Vaters, aus Einem Blute entſproſſen. —

Voulés vous en effet paroitre au deſſus d'eux,
Montrés vous plus humains, plus doux, plus vertueux,

le Philoſophe de Sansſouci.

Beſizt der Bürgerliche Muth, ſo ſey der Edelmann tapfer; beſizt der Bürgerliche Kenntniſſe; ſo ſey der Edelmann gelehrt. Immer ſtehe er eine Stufe höher durch Verdienſt, ſo gönnt man ihm auch die, auf welche die Geburt ihn ſtellte.

Es gibt ewige Wahrheiten, wahr in jedem Jahrtauſend, wahr unter jeder Zone, in jedem Rang und Alter. Die Natur ſagt ſie den Weiſen aller Nationen in die Feder, ohne Verabredung, ohne Forſchen, ohne Mühe. Eine ſolche iſt der goldene Spruch: „Nur Eine Sonne leuchtet! und „nur Eine Ehre! ſie begrüßt die Tugend als ihre Mutter.“

Ich will mit Pufendorf annehmen, daß es eine gemeine Ehre gebe, welche darin beſtehet, daß ich in der Republik als ein unbeſcholtener Mann, ohne alles andre Verdienſt lebe. Wenn ich aber den gemeinen Theil der Menſchen zu übertreffen ſuche, ſo verlange ich auch mehr Lob meiner Verdienſte, und glaube, daß meine Geſchiklichkeit mehr Lob als andrer verdiene. Auf dieſen Gründen nun, welche eine lebhafte Begierde in mir erweken, wegen großer Fähigkeiten, mich um viele Menſchen verdient zu machen, und von ihnen hochgeachtet zu werden, entſtehet die Ehrbegierde. So

wird sie vom Volk aufs Volk und vom Vater auf das Kind gepflanzet. Allein wie die Tugend bey den Sterblichen selten allein verehret wird, so schweifen dieselben auch in dieser Begierde aus, und die Ehrbegierde wird ein Laster, da sie allein eine Tugend seyn sollte. Ich weiß zwar wohl, daß die Ehrsucht die Hauptleidenschaft derjenigen seyn solle, die man in der Welt große und edle Seelen nennet. Es gibt aber eine Ehre, die selbst im Schoose der Tugend wächset, und die derselben folget, wie der Schatten dem Körper. Es gibt eine gewisse Art der Reputation, die mitten unter großen und rühmlichen Thaten angetroffen wird, und die durch eine genaue Beobachtung unsrer Pflichten, sowohl in Ansehung der Religion, als der Gesellschaft unterhalten wird.

Den Klugen und Rechtschaffnen gefallen wollen, ist für sich löblich. Ihr Beyfall vergnügt und stärkt die Seele zu neuen guten Unternehmungen. Der Trieb nach Ehre bleibt also so lange eine natürliche gute Anleitung zu löblichen Bemühungen, als er von der Vernunft zu seiner Absicht gehörig geleitet, auf wahre Verdienste und gute Eigenschaften gerichtet, und durch Demuth und Unterwerfung gegen Gott geordnet und regiert wird; und er wird nur alsdann eine Quelle von Thorheiten und Lastern, wann er sich der Herrschaft der Vernunft entreißt, in eine heftige Leidenschaft ausartet und die Absicht verkehrt. Auch bleibt der gute Name, in so fern er die Rechtschaffenheit des Herzens, die alle Menschen besitzen sollen, voraus sezet, allezeit Pflicht für uns; denn wir können nicht gut seyn, wenn wir ihn nicht wünschen und eifrig suchen. Es muß aber der innere Beyfall unsers Gewissens, daß wir nach den Gesezen der Vernunft und Tugend auf die redlichste und beste Art zu handeln trachten, allezeit vorhergehen, wenn der Ruhm

und der gute Name kein Schall ohne Bedeutung seyn soll. Der Mensch im geselligen Leben ohne allen Ehrgeiz ist ein todtes Marmorbild, zu jedem Großen und Edlen untauglich — der Krieger aber ohne Ehrgeiz ist noch weniger als dieß, weil er ganz für seine Bestimmung verloren geht, und zu keiner Aufopferung, die allein Helden macht, fähig ist. Man muß sich aber wohl hüten, den Ehrgeiz mit Ehrsucht, Ruhmbegier mit Ruhmsucht, zu verwechseln; denn zu je schönern Tugenden jene spornen, zu deste niedrigeren Lastern reissen diese hin. Der Soldat kann ohne Ehrgeiz, ohne Ruhmbegier nicht bestehen; das göttliche Bild beyder muß ihm im Tumult der Schlacht vorschweben, muß seinen Geist entflammen, seine Schritte leiten, und ihn zu unsterblichen Thaten hinreissen.

Ein übertriebener und übel geordneter Ehrgeiz hingegen, woraus das falsche Point d'honneur entspringt, ist der Fehler, wo man die Ehre zu seiner lezten Absicht macht, und ihr alles andre aufopfert. Zwar kann nicht geläugnet werden, daß aus dieser Leidenschaft zu allen Zeiten viele große und nüzliche Handlungen entsprungen sind; daß sie aber dessen ungeachtet nach der christlichen Lehre Sünde sey, erhellet nicht nur aus deutlichen Schriftstellen, sondern auch insonderheit daraus, weil sie mit Herrschsucht, mit Feindschaft gegen jeden Nebenbuhler, mit allerley oft sehr niedrigen Künsten, mit Gleichgültigkeit gegen Vermögen, Gesundheit und Leben, mit Vernachläßigung solcher Pflichten, deren Beobachtung kein Aufsehen macht, und endlich mit steter Unruhe des Geistes, verbunden zu seyn pflegt. Aus dem Ehrgeiz entstehen Eitelkeit oder derjenige Fehler, wo man blos die Zeichen der Ehre mit einem Eifer sucht, der ihnen alles andre aufopfert. Nach allem, was Aufsehen machen, oder ein Merkmal von Achtung und Beyfall

seyn kann, strebt der Eitle mit der größten Begierde, oft ohne wahre Verdienste zu haben, oder sich dieselben zu erwerben.

Unedler Stolz, oder derjenige Fehler, wo man seinen Vorzügen einen allzu hohen Werth beyleget, und sich dieß in seinem Betragen merken läßt.

Hochmuth, oder der Fehler, wo man sich eingebildete Vollkommenheiten beylegt, und dieß in seinem Verhalten gegen andre zu erkennen gibt.

Hoffart, wo man eitel und stolz zugleich ist.

Aufgeblasenheit, wo man andern seinen Hochmuth durch deutliche Merkmale der Verachtung zu erkennen gibt.

Die mißverstandne Ehre und das falsche Point d'honneur ist ein Tand, ein Nichts, die um so eher zu den greulichsten Thaten verleiten, als sie zuweilen der Tugend gleichen. Dieser ermordet seinen Freund in einem Duell, weil sein falsches Point d'honneur ihn glauben macht, daß seine beleidigte mißverstandne Ehre, ein solches Opfer von ihm fordre. In jenem gutherzigen, von Natur sanftem Mädchen erstikt die falsche Schande und Ehre, den stärksten und zärtlichsten Naturtrieb; nachdem es der wahren Ehre nicht geachtet, so wird dieß furchtsame getäuschte Mädchen aus falscher Schaam und Ehre, grausam ja ein Ungeheuer, das die Beweise seiner verlornen Unschuld und Ehre zernichtet. Wie viele sind nicht schon Mörder an sich selbst geworden, weil sie den Verlust ihrer Ehre nicht überleben wollten! Jener verschwendet sein Vermögen oder zerrüttet seine Gesundheit, weil er von falschen Begriffen der Ehre geleitet, solche in Dinge sezt, die gar nichts mit ihr gemein haben. Hier ist einer, der sich eine Ehre daraus macht, hart

und

und unempfindlich zu seyn, oder durch Ränke und Ueberlistungen sich ein Ansehen von überlegenem Verstande und seiner Politik zu geben; hier ein andrer, der durch Schmeicheley, Falschheit und affectirtes Wesen, es sich zur Ehre macht, das zu seyn, was der wahre Hofmann nicht ist; der mit seinem Stand, Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit zu verbinden weiß; da ein Bramarbas, der mit unächtem Ehrgefühl, sich durch die Menge seiner Rauferenen, Eingang in den Tempel der Ehre verschaffen will; dort einer, welcher die Ehre lediglich in seiner Geburt, seinem Stande, Reichthum und äußerlicher Pracht, oder einzig in dem sucht, was ihm das Glük ohne seine Mitwirkung zugewendet hat; wieder andre, die sich durch besondre Heiligkeit vor andern hervorthun wollen, und noch andre, die größten Thoren von allen, die sich durch Irreligion, Spotten und Verwerfung der heiligsten und vernünftigsten Wahrheiten einen Vorzug und eine ehrenvolle Auszeichnung vor andern erwerben wollen. Die wenigsten suchen die wahre Ehre in innerlichen Vortheilen, die sie durch gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten, durch die Geschiklichkeit der Welt nüzlich zu seyn, überhaupt durch Rechtschaffenheit und Verdienste erlangen. Die meisten begnügen sich mit den Zeichen der Ehre, ohne sich um die Ehre selbst zu bekümmern.

Ach, wie vielen hat das Bestreben nach Ehre und Ruhm das Leben unruhig und unglüklich gemacht? Nicht, weil es nicht löblich und an sich erlaubt wäre; sondern weil es so leicht in die bösen Eigenschaften des Ehrgeizes und Hochmuths ausartet. Wir sind beydes, ehrgeizig und hochmüthig, wenn wir Ruhm und Ansehen blos um unserwillen, als einen Zwek und nicht als ein Mittel zu höhern guten Absichten suchen.

Der Ehrgeizige hat eigentlich kein Gefühl in seinem Herzen, als das Gefühl seines Ruhms; er kann Ströme Blut vergießen, um zu siegen, sich in die Gefahren des Todes wagen, um den Lorbeer des Helden zu erbeuten, und die Thränen ganzer Nationen gleichgültig ansehen, um seine Eifersucht oder seinen Neid zu befriedigen. Er wird ungerecht, sobald es seine Ehrsucht befiehlt. Er wird ein Mörder, sobald er dasjenige, worin er seine Ehre sezet, gekränkt glaubt. Er wird ein nachlässiger Vater, ein gebietrischer Freund, ein beschwerlicher Amtsgenosse, und überall sein eigener Feind seyn. Ehrsucht ist Marter und Unglük; sie ist ein ewiges Feuer, das weder durch die Zeit noch selbst durch die Ehre gelöscht wird. Die Ruhe, die Zufriedenheit ist das beschiedne Loos des Menschen, und die Tugend das einzige Mittel, dieses Kleinod zu erlangen. Der Ehrgeizige kann dieses nicht begreiffen; seine Leidenschaft spornet ihn beständig, er kennet keine Glükseligkeit, die nicht von allem Schimmer und Pomp umgeben ist, welche er für die wahren Güter des Lebens hält. Triumphwagen, Schlachtfelder, Lorbeerkränze, Ordensbänder, der Schutt zerstörter Städte, die über ganze Länder verbreitete Verwüstung sind die Bilder, welche in seinem Begriffe von der Glükseligkeit, das Wesen derselben ausmachet. Er genießt nichts, als zurükprallende Freuden: Freuden, deren Strählen vom Helden sich gegen den blöden Verstand der Thoren brechen, und dann erst von ihm gesehen werden. Seine Glükseligkeit ist, daß andre ihn für glükselig halten, und daß ihn der Alberne bewundert.

Ruhe ist nicht das Loos des Ehrgeizes. Sehet, Cäsar hat Rom besieget: was fehlt ihm mehr, seine Leidenschaft zu vergnügen? war eine Welt nicht genug, ihn zu beglükken? Eine gesittete Welt, eine Republik, deren Bürger

Helden waren? Nein, Cäsar legte von der Eitelkeit des Ziels seiner Wünsche ein unverwerfliches Zeugniß ab, indem er fragte; und ist dieß alles? Eine Frage, die viel zu spät, die so gar thöricht war; indem sie zeiget, wie wenig er die Gegenstände seiner Begierden, die glänzende Hoheit gekannt, zu welcher er sich durch tausend abscheuliche Verbrechen den Zugang eröffnet hatte, und zu welcher er auf unzähligen Leichen erschlagener Mitbürger hinangeklettert war. Cäsar machte schon neue Entwürfe in den barbarischen Wüsten der Scythen und Sarmaten, die Glükseligkeit zu suchen, die er auf den Pharsalischen Gefilden nicht erfochten hatte. Sein frischer Lorbeer aber ward ihm vom Tode abgerissen und die Summe aller seiner ehrgeizigen Entwürfe war ein Dolch, den ihm die Hand eines Freundes in die Brust drükte. Wenn selbst der Ruhm der größten Männer nichts Gründliches hat; wenn die Grabmäler, unter denen die Krieger ruhen, welche ehemals so viel Aufsehen gemacht haben, zulezt nur noch der Zeitvertreib eines Vorübergehenden sind; wenn die verheerende Zeit den Marmor, welcher dieselben deft, angegriffen, und ihre Thaten nun einen Dolmetscher nöthig haben: so lasset uns zwar den Ruhm lieben, weil er die Tugend begleitet, und weil man ohne einen guten Ruf kein ehrlicher Mann seyn kann, aber lasset uns auch darauf bedacht seyn, zugleich vor den Augen Gottes zu leben, wenn wir unter den Menschen mit Ehren leben. Diese und jene Beyspiele, mein Sohn, lehren dich zugleich einen andern Betrug, welcher diejenigen verführet, die ihren Gözen das Wort reden, und ihre Begierden nach Ehre, heuchlerisch unter dem Schein der Tugend vertheidigen wollen. Sie sagen, daß die Ehrbegierde eine Quelle sey, woraus sehr viel edle Tugenden fließen. Allein Ehrbegierde, so wie auch eifriges Bemühen nach Reichthum sind nichts als Zweige, die, sobald sie von der

Wurzel der Tugend abgerissen werden, verdorren und vermodern. Sie sind nichts, als Kanäle, die sich in todte Pfüzen verlieren, wenn sie nicht wieder in die Quellen der Tugend zurükfließen. Der Ehrgeiz kann zwar die Gestalt der Tugend annehmen; allein, er macht sich immer zum Ziele seiner Verstellung, ist sanftmüthig und milde, so lange es sein Eigennuz erfordert: sobald aber Grausamkeit nöthig ist, den erfochtenen Lorbeer zu beschüzen, wird eben diese Leidenschaft zur Quelle unmenschlicher Laster werden, und Frevel und Bosheit eben so leicht, als Milde und Großmuth ausüben können. Es ist indessen gewiß, daß kein Theil in der Einrichtung des Menschen unsre Bestimmung für die Gesellschaft so augenscheinlich zeige, und so sehr auf unsre Verbesserung abziele, als die Begierde nach Ruhm oder Hochachtung. Wir werden durch einen natürlichen Trieb bewegt, die Hochachtung und Ehrerbietung andrer zu suchen.

Dieser Trieb ist zu gleicher Zeit dem moralischen Theile unsrer Einrichtung vortreflich angemessen, indem er alle moralischen Tugenden befördert. Denn ist wohl ein untrüglicheres Mittel, sich Hochachtung und Liebe zu verschaffen, als ein tugendhafter Wandel? Wenn ein Mensch gerecht und wohlthätig, wenn er mäßig, bescheiden und klug ist, so wird er unfehlbar die Hochachtung und Liebe aller derer gewinnen, die ihn kennen. Jedoch der Beyfall der Menschen, erhöhet unsre wahre Würde nicht, und ihr Tadel verringert sie nicht. Wahre Ehre beruht nicht auf dem Ausspruch des Pöbels, und hängt nicht von den Meynungen andrer in Ansehung unsrer Tugend ab. Glaube mir, Niemand hat mehr, hat größre, hat wahre Ehre, als ein tugendhafter Mann. Hier kannst du deinen Ehrgeiz befriedigen, und um nicht umsonst nach Ehre zu streben, lerne

nur eines, — tugendhaft seyn. Erinnere dich, daß die wahre Ehre ihre ewige Quelle nur im Herzen des rechtschaffenen Mannes, und in der unveränderlichen Richtschnur seiner Pflichten hat.

Der Rechtschaffne, der Mann von wahrer Ehre, kann nur das Echo der Ehre, als ein äußerliches Gut verlieren: die Stimme der Ehre selbst muß aus seinem Gewissen sprechen. Er will den Ruhm verdienen, und ihn weder niederträchtig suchen, noch mit kriechender Angst behaupten. Was ist aber der äußerliche Ruhm? ein zweydeutiger Laut und ein Traum der Eitelkeit! Was ist die wahre Schande? das Laster!

Die Hochachtung ist das Verdienst eines ganzen Lebens; hingegen der Ruhm, wie oft wird er einer Handlung ertheilt, die von ungefähr geschehen ist. Die Hochachtung wirkt auch mehr auf die Sitten als der Ruhm, der oft nur Lastern ertheilet wird, oder bisweilen glüklichen und glänzenden Verbrechen. Glänzende Handlungen flößen mehr Neid als Bewunderung ein: Die Menschen empören sich gegen das, was sie erniedriget, und die Bewunderung ist für sie ein heftiger Zustand.

Cicero sagt mit recht schwärmerischer Wärme: „Warum wollen wir uns in einer Sache verstellen, die wir doch nicht vermögend sind zu verbergen? warum machen wir uns nicht lieber eine Ehre daraus frey zu bekennen, wir trachten alle nach Ruhm, und die edelsten Seelen fühlen diesen Zug am stärksten. Wahr ists, in den besten Menschen haftet tief ein edler Trieb, der sie Tag und Nacht mit Ruhmbegier erfüllet, und die schönsten Seelen ermuntert, das Gedächtniß ihres Namens nicht blos diesem Leben zu überlassen, sondern zu erhalten bis auf die späteste Nachwelt. Solche

Schwärmerey, sagt der vortrefliche Ritter Zimmermann, sollte man in unserm schwärmerischen Zeitalter, Jünglingen von hoher Geburt beyzubringen suchen. Ach, wer so glüklich wäre, die Flamme in ihren schönen jungen Herzen anzuzünden, und durch dieselbe sie abzuhärten zu eisernem Fleiße; wie würde er sie wegfliehen sehen von jeder verderblichen Jugendfreude! Zu welcher Heldenarbeit würden sie sich bequemen; welche Thaten würden sie hoffen lassen, welchen Ruhm, welche Lorbeeren!

Die Ehre, die Grundlage militärischer Tugenden, ist zwar noch herrschend, aber sie leidet alle Tage unmerkliche Anstöße von den Irrthümern und in den gefährlichen Stellen, auf welche die getrieben werden, welche falschen Grundregeln folgen. Ehre im Leib haben, heißt nach dem Wörterbuch der Vorurtheile ein Mann seyn, der Herz genug hat, sich zu raufen, und kein zweydeutiges Wort ungeahndet zu lassen. Freylich bleibt der Pöbel in jedem Stande der Denkungsart nach, allezeit Pöbel: denn da er keinen Begriff von der wahren Größe hat, so scheint ihm der ein Held, der seinem wahren Werthe nach, ein Schandfiek des menschlichen Geschlechts ist. So wird auch in manchen Gegenden und nach vieler Meynung, die Tapferkeit und Ehrbegierde, sehr oft nach der Anzahl der Schlägereyen abgemessen. Man sagt: dieser oder jener ist ein braver Kerl, der nichts auf sich sizen läßt. Die Unmenschlichkeit sucht hier unter dem schönen Namen der Tapferkeit zu prangen. Jene falsche Vorstellung von Ehre kennt keine andere Gerechtigkeit als die Spize ihres Degens und die Begierde für herzhaft gehalten zu werden, keine andre Tugend als die verlezte Ehre in dem Blute des Beleidigers zu rächen. Aber, mein Sohn, glaube es mir: wahre Herzhaftigkeit ist gar weit von Tollkühnheit und jener Hize verschieden, die kein

nen andern Zwek als die Rache hat, welche doch an sich nichts als Niederträchtigkeit ist. Großmuth kann stärker als Rache, Beleidigung bestrafen. Wer die Vernunft zu Rathe ziehet, läuft nicht Gefahr, sich von dem Wege, der zur wahren Ehre führet, zu entfernen. Ist er beleidiget, so wird man vergebens seine Hand mit einem Dolche waffnen, damit er das ihm zugefügte Unrecht im Blute abwasche; der heiligen Pflichten, welche ihm die Religion auflegt, nicht zu gedenken, so weiß er, daß die Rachsucht nur ein Antheil kleiner Seelen ist, und daß ihn seine Feinde, so sehr sie ihn auch beleidigen, nicht so tief erniedrigen können, daß er sich nicht über sie durch eine großmüthige Verzeihung erheben sollte.

Rache gründet sich auf Einbildung, sie sezt gekränkte Rechte oder Ehre voraus — der Wahn, als könnte man das Geschehene ungeschehen machen, dies schnelle dunkle Gefühl, tingirt mit auflodernden Haß gegen den Beleidiger, bringt sie in Bewegung. Beyde also, Ehre und Rache, greiffen eng in einander, und verlieren sich in den ersten Kraftriesen der menschlichen Natur. Aber vieles hieben modificirt Convenienz, Volkssitte, mehr oder weniger Aufklärung oder Fortschreitung in der Cultur. Achill fand sich gekränkt, daß ihm Agamemnon die schöne Bryseis wegführen ließ. Er rächte sich bitter, und dieser zu stark gerächte Achill ist das Centrum der göttlichen Iliade. Man kennt die Blutrache der Araber. Die Rachgier der Americaner ist ausschweifend. In Indien gibt es eine Räuberkaste, wo der beleidigte Theil oft sein eigenes Weib, sein Kind, oder was ihm zu Handen kommt, erwürgt, um nur dadurch den andern aufzufordern, ein Gleiches an seinem Weib und seinen Kindern zu thun. Dieß geschieht dann auch. So wills das Gesez der Genugthuung — Ungeheure Verirrung

der menschlichen Natur! Die schauervollsten Beyspiele, wie ganze Familien auf einmal das bejammernswürdigste Opfer einer solchen Raserey werden können, finden wir in den Berichten der Missionarien.

Man erinnere sich, was Tacitus von den Deutschen sagt: „Jede Person ist verbunden, Beleidigungen, die man ihren Freunden oder Anverwandten zugefügt, zu rächen. Ihre Feindschaften sind erblich, aber nicht unversöhnlich.“ Doch, warum wollen wir in dem entfernten Deutschum, wo noch Aberglauben den menschlichen Verstand mit Dunkelheit umhüllte, Beyspiele von diesem schrecklichen Auswuchs der Menschlichkeit aufsuchen? Liefert uns nicht das christliche Zeitalter dergleichen in unzählicher Menge, welche vermuthen lassen, daß Rachbegierde tief in unser verderbten Natur liegen müsse, weil die, durch das Christenthum gereinigtere Sittenlehre, welche aus den erhabensten Gründen, die Vergebung der Beleidigungen verlanget, solche noch nicht aus unserm Herzen hat vertilgen können. Ich bleibe hier einzig bey der Art von Rachgier stehen, welche sich meistentheils durch die Duelle offenbaret. Diese Sucht hatte im vorigen Jahrhundert und noch in den ersten Decennien des jezigen einen solchen Grad erreicht, daß sogar Damen aus Rache sich wegen ihrer Liebhaber auf Pistolen schlugen, und Enkel noch wegen Zänkereyen zwischen ihren Groß-Aeltern Genugthuung verlangten. Man spricht noch in Frankreich von einem berühmten Duell zwischen Guise und Lucé, der darin umkam. Seine Mutter wußte den einzigen Sohn, den er hinterließ, während seiner ganzen Kindheit so anzureizen, und zu einem so unversöhnlichen Haß zu stimmen, daß er sich endlich im achtzehnten Jahre mit Guise schlagen mußte, wobey er aber auch das Leben verlor. Freylich waren diese Duelle wild und grausam, aber, man muß doch auch

gestehen, daß sie zuweilen dabey einen Zusaz von Edelmuth hatten, welcher der französischen Ritterschaft Ehre machte. Hieher gehört der bekannte Zug von jenem Herrn, der sich mit Turenne schlug, und, tödtlich verwundet, als er sahe, daß sein Page seinen Tod verrätherisch rächen wollte, noch mit dem lezten Seufzer ausrief: „Turenne, nimm dich in Acht! mein Page sieht dir nach dem Leben.

Die Rache belebt zwar die Seele in einem hohen Grade, aber es ist deswegen nicht zu glauben, daß sie jemals eine Bewegung hervorgebracht habe, die man Erhaben oder Groß nennen könnte. Sie ist auch niemals mit Würde verbunden, und erhebet nicht einmal die Seele, ob sie gleich dieselbe entflammt und anschwellt. Gleichwohl wird sie von vielen (dies beweisen die Duelle) nicht für niederträchtig gehalten, außer wenn sie durch heimliche Mittel sich zu befriedigen sucht.

Die Vergebung der Beleidigungen ist unstreitig der höchste Grad der Seelengröße, auf welchen sich die menschliche Natur emporschwingen kann. Ein rachgieriger Poltron kann sich herumschlagen, seinen Feind zu Boden werfen, aber ein Poltron wird selten oder niemals Beleidigungen vergeben. Rache ist doch wenigstens nichts Edles, nichts als niedrige thierische Wuth. Und gesezt, daß auch einige herrschende Sitten oder Vorurtheile den Forderungen des Gesezes die Beleidigungen zu vergeben, entgegen wären, sollten jene denn nicht diesen Vorschriften der Religion weichen müssen?

Die Beleidigungen und Schmähungen sind Wirkungen des Zorns, und die Gedult ist eine Frucht der Tugend. Gegen jene ist nun eine Seele mehr oder weniger empfindlich, nachdem sie mehr oder weniger erhaben und großmüthig ist. Sie kann um so viel leichter eine Schmähung übersehen, je

festgegründeter ihre Tugend ist. Und es sind nur schwache und kleine Geister, die sich sogleich von einer Rachgier hinreissen lassen.

Die Rache wird oft von der Großmuth entwaffnet, und nur Menschenliebe ausgeübt, wenn man seinen Feind besiegt, die Hände ringen sieht. Wie ganz ohne Rache gegen seine überwundene Feinde war Heinrich der 4te, König von Frankreich! Man wollte ihn bewegen, sich an den Städten zu rächen, welche es mit der Ligue gehalten hatten. Er gab dieser Reizung kein Gehör. Er versicherte, daß das Vergnügen, welches man von der Rache hätte, nur einen Augenblik daure, aber das Vergnügen, welches die Gnade verschaffe, endige sich niemals.

Kann ein Kaiser eine würdigere Sprache führen, als die, welcher Corneille nur den Schmuk der Poesie geliehen hat.

„Ich bin Herr über mich, wie ich es über die Welt bin.
„Ja! ich bin es, ich will es immer seyn,
„Erhaltet, o Jahrhunderte, ewig meinen neuen Sieg!
„Ich triumphire heute über den edelsten Zorn,
„Dessen Angedenken bis zu euch gehen kann.
„Laßt uns Freunde seyn, Cinna, ich, ich lade dich dazu ein.

Nichts ist groß, sagt der tiefsinnige Young, als was moralisch ist. Moralisch groß ist derjenige, welcher tugendhafter, edler und größer, als andere denkt und handelt. Derjenige aber denkt und handelt groß, der die sittlichen Gegenstände in ihren wahren Verhältnissen sieht, in ihrem eigentlichen Wesen und Werthe kennt, und deswegen das Wichtige von dem Unbeträchtlichen genau unterscheidet.

Der Grund groſſer Geſinnungen liegt in der Liebe zur Tugend, in der herrſchenden und unveränderlichen Neigung zur Erfüllung aller Pflichten, die der Menſch, als Menſch, als Bürger, als Chriſt zu beobachten hat, in dem feſten Vorſaze, alles, was klein, niedrig, ſchädlich und laſterhaft iſt, zu verabſcheuen, wenn dabey gleich Widerwärtigkeiten und Gefahren, ja ſelbſt der Tod zu erdulden ſeyn ſollte.

Nur, wer edle Zweke, ſagt Pope, durch edle Mittel ſucht, und, ſchlägts fehl, gelaſſen bleibt, in Ketten und Verbannung, der, er trage eine Krone, wie Aurelius, oder eine Kette, wie Socrates, der iſt wahrhaftig groß.

Die Neigung des Wohlwollens kann zu einer ſolchen Gröſſe ſteigen, daß ſie in ihren Wirkungen Ehrfurcht, Bewunderung und Erſtaunen erregt. Geſchieht dieſes, ſo nennen wir ſie Groſſmuth. Denn nach den gemeinen Begriffen von Ehre und Würde, handelt nicht nur der, welcher die empfindlichſten Beleidigungen mit Güte erwiedert, groſſmüthig, ſondern auch der, welcher mit der Aufopferung ſeines Vergnügens, ſeiner Bequemlichkeit, ſeines Vermögens, und ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens für das Glük ſeiner Freunde, für das Wohl irgend eines ſeiner Nebenmenſchen arbeitet, welcher die gewaltigen Empfindungen des Eigennuzes, des Neides und des Zornes ganz beſiegt zu haben ſcheint, und welcher deswegen mit ſeinen Reden und Handlungen über jedes Gemeine ſich erhebt, und mit Ehrfurcht und angenehmem Erſtaunen für ſich einnimmt. Wer findet es nicht groſſmüthig, wenn Carl der 4te einem Officier, der eine Verſchwörung wider ſein Leben ausführen wollte, tauſend Ducaten zur Ausſtattung ſeiner Tochter ſchenkt; und wenn Sigismund, und Heinrich der 4te von Frankreich ſich beiſern ihre Feinde mit Wohlthun zu beſiegen? Und wie wüßte Scipio Africanus noch in blühender Jugend

die Würde des Menschen so sehr zu schätzen, der heftigsten der Leidenschaften, der Liebe zu gebieten, um weder seine Ehre zu entweihen, noch die Glückseligkeit eines seiner Nebenmenschen zu zerrütten, um groß zu handeln.

Die Großmuth ist also im weitern oder allgemeinen Verstande, diejenige herrschende Gesinnung, vermöge welcher ein Mensch tugendhafter, edler und größer als gemeine Seelen, denkt und handelt: oder, die in Ausübung gebrachte erhabene Meynung von der menschlichen Natur: oder: diejenige Wirkung einer edlen Gemüthsbeschaffenheit, welche verursacht, daß man freywillig würdige und große Thaten verrichtet, deren gemeine Seelen nicht fähig sind.

Großmuth im engern Verstande ist diejenige Tugend, welche einen Menschen über erlittenes Unrecht hinwegsetzt, und ihn gegen den, der ihn beleidiget hat, mit wohlwollenden Gesinnungen erfüllet: oder kürzer: Mäßigung der Rachbegierde. Wer diese Tugend ausübt, den nennt man großmüthig, welches einerley ist mit moralisch-groß, wovon wir im Vorhergehenden geredet haben. Es ist Großmuth, freywillig fürs Vaterland, für Nothleidende, für die Wahrheit, für Feinde zu sterben. Es ist Großmuth, sich durch Verachtung, Mangel, Verleumdung, nicht niederschlagen zu lassen. Es ist Großmuth, sich über alle Leiden und Trübsale empor zu halten und zu triumphiren. Es ist Großmuth, unter dem einstürzenden Weltbaue ruhig zu bleiben. Es ist Großmuth, den Widersacher oder Beleidiger, das uns zugefügte Unrecht nicht entgelten zu lassen, die Beleidigung nicht zu rächen, sondern zu vergeben. Es ist Großmuth, über die Wollüste, den Eigennuz und alle Niederträchtigkeit erhaben zu seyn. Es ist Großmuth, die Wahrheit auch mit seinem Schaden

zu behaupten. Es ist Großmuth, die Wahrheit hören, und ertragen zu können. Es ist Großmuth, wenn man zu stolz ist, um schlecht zu handeln. Es ist Großmuth, seinem Nebenmenschen mit vieler Selbstverleugnung dauerhafte Vortheile zu verschaffen. Es ist Großmuth, gegen seine Wohlthäter dankbarer zu seyn, als sie mit Recht erwarten. Es ist Großmuth, Aeltern, Geschwistern, Gatten, mehr Pflichten zu erweisen, größere Opfer darzubringen, als sie von uns fordern.

Der Haß ist nicht eigentlich eine ursprüngliche, sondern eine abgeleitete Leidenschaft — gleichsam das Zurükprallen einer heftigen Bewegung, die in ihrer Richtung einen Widerstand findet. Der sinnliche Eindruk des unangenehmen Gegenstandes ist es, welcher den Haß hervorbringt; die Einbildungskraft ist es, welche ihn vergrössert: diese Quellen hat der Haß mit der Liebe gemein. Aber sobald Verstand und Herz sich mit hineinmischen: so findet die erste Leidenschaft Nahrung, die andere Widerstand.

Es kann nicht gefordert werden, daß derjenige Hochachtung bey uns erwecke, der sich gegen uns als einen ungerechten bösen Menschen bewiesen hat. Es kann nicht gefordert werden, daß wir an den Personen eine Freude haben sollen, welche alles thun, um uns Mißvergnügen zu machen. Und diese beyden Stüke, Hochachtung gegen einen Menschen, und Freude an ihm, machen dasjenige aus, was Liebe im engsten Verstande heißt. Eben so wenig kann es eine Pflicht seyn, jede Beleidigung zu ertragen, ohne Verkehrungen dagegen zu machen; und diese Vorkehrungen sind oft nicht möglich, ohne demjenigen hinwiederum Schaden oder Wehe zu thun, welcher unser Glük zu stören sucht.

Aber das kann gefordert werden, was der Vollkommenheit der Natur anständig — was bey der tapfersten Vertheidigung unsrer Rechte und unsers Glüks, möglich ist. Erstlich, nicht den ganzen Menschen nach seinem Betragen gegen uns, zu beurtheilen; nicht alle unsre Verhältnisse gegen ihn zu vergessen über dem Einen, in welches uns der Streit mit ihm versezt. Zweytens den Unwillen gegen Beleidigungen, nicht in Rache, und den Widerstand gegen Angriffe, nicht in gegenseitige Ungerechtigkeiten, ausarten zu lassen. Endlich demselben Menschen, wenn er im Unglük unsrer Hülfe bedarf, mit Mitleiden beyzuspringen, dessen feindseligen oder gemeinschädlichen Maaßregeln wir uns muthig widersezten, als er seines Glüks oder seiner Macht mißbrauchte. Was für ein Unmensch wäre ich, wenn ich da, wo seine Rettung, seine Erhaltung allein, oder doch zunächst von mir abhinge, ihm meinen Beystand versagen wollte, gesezt, daß er sich auch noch so feindselig gegen mich bewiesen hätte. Sobald mein Feind in Noth ist, so höret er auf, mein Feind zu seyn; da, wo die Menschheit mich aufruft, hört jedes andre Verhältniß auf.

Der Grundsaz ist ungezweifelt richtig: Kein Mensch ist durchaus böse. *) Also wird sich bey einer genauen Beobachtung, in jedem Menschen etwas finden, das, vermöge seines natürlichen Eindruks, uns gefallen und zur Liebe reizen kann. Schon dieß ist ein Schritt zur Liebe der Feinde, daß man diesen Grundsaz bey sich fest stelle; daß man die Natur des Menschen als etwas an sich herrliches und vortrefliches betrachten lerne, welches auch in seiner Verdorbenheit noch Achtung verdient; auch dann nicht verabscheut werden darf, wenn es uns geschadet hat. Der Mensch, welcher uns am

*) Garve, von den Pflichten.

meisten zuwider ist, oder sich am schlechtesten um uns verdient gemacht hat, wird uns doch in den Augenbliken stiller Betrachtung, immer noch als ein großes, edles, liebenswürdiges Geschöpf erscheinen; als ein Wesen, in welchem verborgne Schäze liegen, oder dessen Schönheiten durch Zufälle unentwikelt geblieben und verdunkelt worden sind. Wer seine Feinde unter diesem Gesichtspunkte ansieht, dessen Herz wird zur liebreichen Empfindlichkeit gegen dieselben, wenigstens bis zum Mitleiden bewegt werden können.

Die Liebe, welche gegen Feinde gefordert wird, ist die allgemeine Menschenliebe. Diese aber als eine herrschende Gesinnung, ist nichts anders, als entweder, was ich schon gesagt habe, Hochachtung und Liebe gegen die Natur des Menschen, (welche Hochachtung immer vereinigt ist mit der Verehrung ihres Schöpfers, und ohne diese vielleicht nicht statt findet;) oder, sie ist Mitleiden, mit den Schwachheiten und Schmerzen, welche allen Menschen gemein sind. — Die Gleichheit andrer mit uns, ist die Basis der Liebe. Es gibt eine allgemeine Gleichheit unter allen Menschen, selbst wenn ihre Charaktere oder ihre Leidenschaften noch so sehr einander entgegengesezt sind: die Gleichheit der Natur, und die Gleichheit der Noth. Wessen Verstand erleuchtet genug ist, die erste einzusehen; wessen Herz empfindlich genug ist, die andre zu fühlen: der ist vor einem dauerhaften und bittern Hasse, auch gegen diejenigen gesichert, welche ihn am tiefsten verwundet haben. Nach der Erklärung unsers göttlichen Lehrers, der uns ein Gesez gegeben, das die Selbstrache untersagt und die Feindesliebe befiehlt, bestehet jene darin, daß ich denjenigen, der mich beleidiget, wiederum beleidige, und darin meine Genugthuung, und meine Sicherheit gegen ihn suche.

Zwey Stüke sind in diesem Gesezе, die es unnatürlich zu machen scheinen, das erste: daß ich auch den beleidigendsten Zumuthungen meines Feindes nicht widerstehen; und das andre, daß ich ihn sogar lieben soll. Das erste nimmt mir meine Selbstvertheidigung, sezt mich allem Muthwillen blos, nimmt mir die ganze Würde meiner Natur. Die Menschheit stuzt darüber bey dem ersten Anblik, sie glaubt ihre Selbsterhaltung dabey in Gefahr. Hier empört sich das Selbstgefühl. Bey aller Menschenliebe, sagt man, bleibe ich mir doch selbst immer mein Nächster. Zerstört ein Gesez, das den Räuber und Mörder auf Unkosten des Unschuldigen in Sicherheit sezt, den Menschen niederträchtig macht, und das Gefühl von Ehre tödtet, nicht alle Ruhe der menschlichen Gesellschaft?

Die Feinde des Christenthums haben daher auch mit diesem Gesez immer beweisen wollen, daß die christliche Religion mit der Verfassung und Ordnung der bürgerlichen Societät nicht bestehen könne, besonders den Muth und das Gefühl für Ehre schwäche. Aber treffen denn auch alle diese Vorwürfe das Gesez des Erlösers? Dieß verdient doch wohl eine genauere Prüfung. Aber ist denn das Gesez, das die Selbstrache untersagt, jenem Naturtrieb wirklich entgegen? Ehe wir dieses ausmachen, müzte wohl die Untersuchung vorhergehen, ob denn wirklich jede Kränkung eine feindliche Beleidigung angesehen werden könne? — Wer kann sich aber alle die Fälle denken, wo ich auf die unschuldigste Art gekränket werden kann? — Der Hauptendzwek Jesu ist die Versöhnlichkeit zu empfehlen; weil Rachsucht die große Quelle alles menschlichen Elends ist; weil Rache da, wo noch keine Feindschaft oder Absicht zu schaden war, erst wirkliche Feindschaft erregt, diese immer daurender und bittrer macht, und für die Ruhe und Wohlfahrt beyder Theile, von den traurigsten Folgen ist.

Dan-

Dauernde Erbitterung und Feindschaft, was ist schrekli-cher — und wie gern erkaufen wir oft unsre Ruhe mit ei-nem zehnfach größeren Verlust, als jener war, der die er-ste Rache veranlaßte!

Widerstand ohne Haß, sagt man, dies ist das Mei-sterstük der Moral. Aber bey allen Tugenden ist es am schwersten, genau die Grenzen derselben zu bestimmen, sie rein von den Schwachheiten und Leidenschaften zu erhalten, die mit ihnen eine gewisse Aehnlichkeit haben, und wozu dieselben Anlagen des Gemüths, die der Ausübung jener Tugenden günstig sind, auch leicht verführen können. Aus der Vereinigung beyder Anlagen, wenn das Zornartige und Heftige mit dem vernünftigen Theile und mit den Begier-den nach Vergnügen in Harmonie gebracht wird, entsteht, wie Plato in seinem Werke von der Republik sagt, der Ch-arakter der Gerechtigkeit in der menschlichen Seele; dann ist Ruhe und allgemeine Liebe im Grunde der Seele immer herrschend, und doch fehlt es, wenn die Gelegenheiten da-zu auffordern, nicht an demjenigen Eifer gegen das Böse, an demjenigen lebhaften Unwillen gegen ungerechte Beleidi-ger, Uebertreter der Gesetze, ohne welche, weder Unterge-bene regiert, noch ungerechte und unternehmende Menschen, im Zaum gehalten werden können. Und in diesem Ver-stande ist **Widerstand ohne Haß** das Meisterstük in der Moral, weil er auf die Vereinigung von Tugenden beruht, die selten beysammen sind, und ein in allen seinen Theilen gleich vollkommen gebildetes Gemüth anzeigt. **Widerstand ohne Haß**, das ist eigentlich Liebe der Feinde. Denn wo kein Widerstand nothwendig ist, da ist Feindschaft, Ein-bildung oder Bosheit.

Aber Widerstand ist oft nothwendig: und die Fähigkeit dazu, gehört zum Charakter eines vollkommenen Menschen. Wer sich nicht andern widersezen kann, wird nie etwas ausrichten. Denn jede noch so nüzliche Neuerung findet Gegner; jeder Vortheil, den wir erhalten, erwekt Neider. Weder das Beste des Publicums, noch unser eigenes kann befördert werden, wenn es uns an Muth und Entschlossenheit fehlt, uns denen entgegen zu stellen, welche aus Irrthum, oder aus Eigennuz, unsre Plane zu stören suchen.

Aber ist dazu Haß nothwendig, als ein Mittel; oder ist er dabey unvermeidlich als eine Folge? —

Freylich wird der Widerstand lebhafter seyn, wenn eine zwiefache Leidenschaft uns dazu anfeuert, eine, welche auf die Person, eine andre, welche auf die Sache geht.

Indessen lehrt uns eine andre Erfahrung, eben so sicher als jene obige, daß es das augenscheinlichste Merkmal von Schwäche ist; wenn man nöthig hat, erst aufgebracht zu seyn, um andern Menschen widerstehen zu können.

Schwache Herren können ihren Bedienten, schwache Väter ihren Kindern, nicht eher etwas verweisen, als bis sie recht zornig werden. Dieß verdirbt die Zucht von beyden. So geht es im ganzen menschlichen Leben. Der tapfere Mann sagt und thut mit kaltem Blute, was die Umstände erfordern, und was sein Recht ihm erlaubt, es mag auffallen oder nicht: der Feige fürchtet sich vor andern Menschen, so gerecht seine Sache seyn mag, bis er durch den Zorn, wie durch den Wein, beherzt gemacht wird.

Aus Mangel dieser Beobachtungen, haben sich die Moralisten, in die Pflichten, so zu sagen, getheilt, welche sie

hätten vereinigen sollen. Die einen haben allen Widerstand verboten, um dem Hasse zu wehren: die andern haben den Haß erlaubt, um den Widerstand möglich zu machen. Das Leztere ist die gewöhnliche Moral der vornehmen Stände des politischen Lebens: (welche geneigt sind, die Duelle zu vertheidigen) das erste ist die der geringern Stände des Privatlebens, und ist ohne Grund für die Moral der Religion gehalten worden.

Diese unvollständige Betrachtung des Gegenstandes, ist auch die Ursache, warum man geglaubt hat, die Pflicht der Feindesliebe in der alten Moral nicht zu finden; warum man der christlichen Moral vorgeworfen hat, daß sie Heuchler mache. Man hat auf beyden Seiten die Ausdrüke übertrieben: man hat die des Gegners auf beyden Seiten mißverstanden.

Kein Lehrer der Tugend, von welchem Grundsaz er auch ausgegangen seyn mag, hat den Haß erlauben oder vorschreiben können. Ein beständiger immerwährender Haß ist der unglüklichste, wie der verderbteste Zustand des Gemüths. Wer Ungerechtigkeit verbietet, kann Feindschaften im eigentlichen Verstande nicht gut heissen. Wer von Verbindlichkeit zur allgemeinen Menschenliebe redet, hat eben dadurch die Liebe der Feinde zur Pflicht gemacht. Wenn die alten Philosophen sagen, daß weder Eigenthum noch Ehre wahre Güter sind: so können sie Beleidigungen, die immer nur das eine oder das andere angreifen, nicht für unverzeihlich halten. Aber da sie mehr auf Erhabenheit dringen; da sie die Tapferkeit zu einer Hauptquelle der Pflichten machen; da sie in freyen Staaten, und größtentheils für Staatsleute schrieben: so wird von ihnen der Streit mit Gegnern, als eine unvermeidliche, und eine oft ehrenvolle Rolle auf dem Schauplaze des Lebens beschrieben.

Der Schluß aber von allem diesem, ein Schluß, den vorzüglich junge Leute nicht genugsam ihrem Verstande und ihrem Herzen einprägen können, ist: der gerechte Mann beleidigt Niemanden, und erwekt sich also keine Feinde; der Menschenfreundliche, hat mehr Mitleiden als Groll gegen die, welche ihn ungereizt beleidigen; der Tapfere haßt weniger, weil er im Stande ist, Widerstand zu thun, ohne aufgebracht zu werden; und der Bescheidene entgeht oft den Feindschaften oder mildert sie, weil er sie nicht bemerkt, und also nicht ahndet.

Noch ist ein herrlicher Denkspruch in Absicht der Feindschaften, aus dem Alterthum übrig geblieben, mit welchem ich diesen Abschnitt beschließen will.

Wie kann ich mich, wurde Diogenes von Jemanden gefragt, am besten an meinen Feinden rächen? Durch das, antwortete Diogenes, was deinem Feinde am empfindlichsten ist, nämlich, daß du ein sehr rechtschaffener Mann wirst. *)

*) Ich verweise den jungen Leser an die vortrefliche Abhandlung des Herrn Garve, Ueber die menschlichen Pflichten, aus welcher ich die obigen merkwürdigen Stellen entlehnt habe, weil nichts schöneres und gründlicheres hierüber gesagt werden mag. Ferner S. Jerusalems Betrachtungen.

II. Abschnitt.

Was der Muth sey? Worin der Heldenmuth, die Streitbarkeit, die Tapferkeit und die Herzhaftigkeit bestehe? *)

Muth, Tapferkeit, Herzhaftigkeit, Heldenmuth, die einen so beträchtlichen Theil der alten Tugendlehre ausmachten, werden in der neuern Moral, wie ein berühmter Philosoph, und noch neuerlich der mir unbekannte Verfasser des schönen und vortreflichen Buchs über die Großmuth bemerkt, fast ganz vergessen. Ueber der Tugend der Demuth, welche die Religion predigt, und die eine wahre Tugend ist, wenn man sie entweder in die richtige Schäzung unsrer selbst, oder in die Empfindung der Gleichheit aller Menschen mit uns, und des Vorzugs vieler über uns, seze, hat man das edle Gefühl des eigenen Werths, zu empfehlen vergessen, welches mit jener Demuth bestehen kann, und ohne welches wenig andre Tugenden bestehen können. Weil in unsern jezigen Regierungsformen nicht alle Bürger zum Krieg berufen sind, so hat man viele Klassen derselben von der Pflicht der Unerschrokenheit und der Tapferkeit in Gefahren losgesprochen; ja man hat die Erziehung einiger darauf angelegt, sie weichlich und feig zu machen. Weil ferner bey uns der Unterschied der Stände gröser ist, und sich in den Sitten, im Umgange viel merkli-

*) Ueber den Heldenmuth im Kriegs- und Civilstande.

cher zeiget, so werden die Großen meistens zum Stolz, und die Niedrigen zur Schüchternheit gebildet. Beydes benimmt dem Menschen jene Erhabenheit der Seele, vermöge welcher er jeden Menschen, als seines gleichen, und Glük, Stand, Reichthum, als unbeträchtliche Vorzüge ansieht. Die furchtsame Verehrung der Großen und Reichen muß dann nothwendig eine ausschweifende Hochachtung gegen Reichthum und Macht selbst hervorbringen. Und doch gehört Muth, Tapferkeit, Heldenmuth eben so gewiß zu einem tugendhaften Charakter, als Menschenliebe. Wer furchtsam ist, unterläßt viel Gutes, kann niemals seine Kräfte ganz brauchen, sagt und thut aus Menschengefälligkeit vieles, was er ohne Rükſicht auf andre verwerfen würde. Kurz, ein feiger oder blöder Mensch ist nicht in seiner eigenen Gewalt. Sobald er in Gefahr oder Verlegenheit kommt, so handelt, so redet er nicht mehr so, wie er will, nicht so, wie er sichs vorgesezt hatte. Bey dem besten Herzen, bey dem besten Verstande desselben, läßt sich also nichts von ihm erwarten.

Eine Abhandlung über diese Tugenden, wodurch zugleich eine Lüke in der heutigen Erziehung ausgefüllt, und insonderheit das verwerfliche Vorurtheil in Bezug auf die Duelle, durch richtigere und bestimmtere Begriffe von Ehre, Muth und Herzhaftigkeit, geschwächt wird, kann also weder eine unnöthige, noch überflüssige Arbeit seyn, gesezt auch, daß sie izt nicht alles das leistete, was strenge Kritiker von ihr fordern werden. Ich werde mich indessen für hinlänglich belohnt halten, wenn junge Officiere, oder einige edle Jünglinge, die den Beruf fühlen, ihrem Vaterlande und dem Herrn, dem sie dienen, durch große Thaten im Kriegs- und Civilstande nüzlich zu werden, (ich wiederhole es, für diese ist eigentlich meine Arbeit bestimmt) dadurch zu männlichem Muth, zu Edelmuth, Heldenmuth

und Tapferkeit, angefeuert werden, und sich durch edle Thaten einen Anspruch auf Unsterblichkeit zu erwerben trachten.

Muth, Herzhaftigkeit, Tapferkeit, sind fast gleichbedeutende Wörter, ausser, daß das leztere auch die Unerschrokenheit im Fechten, im Widerstande ꝛc. und also den innerlichen und äusserlichen Muth in sich begreift. Nach dieser Voraussezung lasset uns sehen, was denn der Muth sey, und worinn er sich zeige? Muth ist die Eigenschaft, durch welche sich der Geist beherzt, über die Zufälle und Gefahren des menschlichen Lebens erhebt.; oder: Muth ist ein — aus dem Gefühl der Kräfte entstandner feuriger Entschluß, tugendhafte und nüzliche, aber schwere und gefahrvolle Thaten zu vollbringen. Muth sezt also Schwierigkeiten und Gefahren voraus, welche zu übernehmen, auszuhalten oder zu überwinden sind. Dieß kann aber nicht ohne vorzügliche Kräfte des Körpers und des Geistes, das ist, nicht ohne Stärke und Gesundheit, nicht ohne Weisheit und Klugheit geschehen; nur dadurch ist man im Stande, alle Schwierigkeiten und Gefahren zu überwinden, und auszuhalten. Denn der Muth entsteht aus der Hoffnung eines guten Erfolgs. Schwierigkeiten finden sich bey jeder grossen, auch nur guten Handlung. — Und wer wird die Schwierigkeiten alle nennen können, die sich bey Ausführung einer guten That zeigen? Je größer nun diese sind, desto mehr strengt der Muth seine Kräfte an, sie zu überwinden. Und derjenige zeigt wohl den größten Muth, der bey den größten und häufigsten Schwierigkeiten, seine Leibes- und Seelenkräfte so verdoppelt, daß er nicht eher ruht, als bis er seinen guten Endzwek erreicht hat. Alle edle und große Seelen machen es so, wie Columbus, der nicht eher nachließ, als bis alle Schwierigkeiten überwunden waren. Sie

lassen sich von dem Wege, der zu irgend einem preiswürdigen Ziele führet, durch keine, auch noch so große, Schwierigkeiten abschreken. Selbst der Kaltsinn, ja so gar der Undank ihrer Mitmenschen kann sie — obschon kränken, doch nicht muthlos, nicht unthätig machen.

Gefahren, die den Menschen seiner Güter, seiner Aemter, seiner Freunde und Beschüzer zu berauben, und ihn in Armuth und Elend herabzusezen drohen, wütende Schmerzen der Krankheit, der Verwundungen, Verleumdungen und Verfolgungen, welche dem guten Namen, ja selbst dem Leben nachstellen, unverschuldete Verweisung, Gefangensezung, Hinrichtung — schreken den Muthigen eben so wenig ab, seinen Endzwek zu verfolgen. Er bemühet sich zwar, im Bewußtseyn seiner Kräfte diesen Gefahren zu entgehen, und ist auch öfters so glüklich, wenig von ihnen getroffen zu werden; er fürchtet sie aber auch nicht, wann sie ihn treffen, weil ihm die Erfüllung seiner Pflicht, und die Ausübung einer edlen Handlung ein so süßes Vergnügen ist, daß er darüber alles Unangenehme, das ihm begegnet, vergißt, und gewiß ist, daß seine gute Absicht über kurz oder lang werde erkannt, und seine Ehre gerettet werden. Was für ein schöneres Beyspiel könnten wir hier anführen, als Luthers, der nicht nur Muth, sondern Heldenmuth besaß? und zu dem selbst der tapfere und berühmte Graf von Frondsberg sagte: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen Weg, „den ich, und mancher General im schärfsten Treffen nicht „gegangen sind."

Nicht immer sind alle Hindernisse überwunden, weil etwa eins, oder etliche gehoben sind. Nicht immer schwinden alle Gefahren, da, wo einige abgewendet worden, oder überstanden sind. Oft sind diese so verwikelt, daß eine die

andre erzeugt, manchmal die kleinere eine größere; und kaum iſt man mit einer fertig geworden, ſo iſt eine andre eben ſo nah, als die erſte, und ſo immer fort. In ſo anhaltenden Schwierigkeiten, und immer zunehmenden, Leibes- und Lebensgefahren Stand zu halten, dazu wird nicht allein Muth erfordert, ſondern auch eine gewiſſe Fertigkeit im Muthe, und dieſer Fertigkeit wollen wir den Namen Heldenmuth geben. Muth und Heldenmuth grenzen alſo nahe aneinander: ihre Wirkſamkeit nur ſcheint und iſt verſchieden. Bloßer Muth iſt eine Flamme, die auflodert, ſo oft ſie angefacht wird, und Nahrung erhält: manchmal aber ſinkt, weil die Nahrung fehlt, oder abnimmt. Heldenmuth iſt ein anhaltendes Feuer, welches ſtets Nahrung hat, und eine gleichförmig unterhaltene Flamme in der Bruſt ausbreitet. Sowohl der Muthige als der Heldenmüthige ſind alſo geſchikt zu ſchwierigen und gefährlichen Unternehmungen: der Heldenmüthige aber mehr, als der blos Muthige. Denn, wo der Muthige zuweilen bey aller ſeiner Kühnheit ſtill ſteht: da fährt der Heldenmüthige auf ſeinem Wege fort, ſtets ſich ſelbſt gleich, ſtets derſelbe, eben ſo unermüdet bey großen Hinderniſſen, als bey kleinen: eben ſo beherzt in der lezten Gefahr, als in der erſten. Nach dieſen Betrachtungen wollen wir nun die Beſtandtheile des Heldenmuths ſelbſt unterſuchen, ohne ihn jedoch allein auf den Kriegsmann einzuſchränken. Denn die Geſchichte lehrt uns, daß ſich von je her auch im bürgerlichen Leben viele heldenmüthige Seelen gezeigt haben, davon wir in der Folge einige anführen werden.

Der Heldenmuth beſteht darin, daß man, wo die Pflicht es gebeut, unerſchroken in Leibs- und Lebensgefahren, standhaft gegen die größten Schwierigkeiten, und tapfer im Streite iſt. Unerſchroken iſt derjenige, welcher bey vor-

kommenden plözlichen Schwierigkeiten, und überraschenden Gefahren, die aufsteigenden Bewegungen der Furcht so sehr zu mäßigen weiß, daß weder der freye Gebrauch des Verstandes, noch die Entschlossenheit zum Verfolg des Vorhabens unterbrochen wird: welcher unter den fürchterlichsten Auftritten sich bey der innern Gleichmüthigkeit, und bey der Gegenwart und Heiterkeit des Geistes zu erhalten weiß. Lasset uns dieses an einigen Exempeln sehen. Pyrrhus befahl, um den Fabricius auf die Probe zu sezen, daß sein größter Elephant gerüstet, und in der Nähe des Zimmers, in welchem er dem Fabricius Audienz geben würde, hinter einen Vorhang gestellt werden sollte. Dieß geschah, und der Vorhang wurde auf ein gegebenes Zeichen weggenommen, worauf das Thier plözlich, und mit einem erschrecklichen und fürchterlichem Gebrülle seinen Rüssel über das Haupt des Fabricius streckte, der sich aber ganz gelassen umwandte und lächelnd zum Pyrrhus sagte: So wenig mich gestern dein Gold gerührt hat, so wenig rührt mich heute dein Elephant. Bey einer Belagerung von Stralsund dictirte Carl XII. seinem Secretair einen Brief, als eben eine Bombe durch das Dach ins Haus schlug, und nahe bey dem Zimmer, worin der König war, zersprang. Der Secretair ließ ganz erschroken die Feder fallen. Nun, was gibts, sagte Carl, warum schreibt er nicht? Ach, Ihro Majestät, die Bombe, die Bombe — Was hat denn die Bombe mit dem Briefe zu thun, erwiederte Carl, schreib er weiter!

Zwar ist diese Unerschrokenheit vorzüglich ein Geschenk der Natur; doch kann sie auch durch Aufmunterung, Gewohnheit und Beyspiele erworben werden. Unter Helden wird man ein Held, wenn man anders von der Natur nicht ganz verstumt ist. Kleinere Gefahren können nach

und nach zur Unerschrokenheit in größern gewöhnen. Man muß sich mit der Gefahr bekannt machen, pflegte ein unerschrokener Mann, von meiner Bekanntschaft, oft zu sagen. In derselben gar nicht zu erschreken, ganz über alle Furcht erhaben zu seyn, wäre zwar zu viel gefordert — doch darf der Held nicht so muthlos werden, daß er seine Fassung und Entschlossenheit verliert. Wer sich vorher auf Gefahren gefaßt macht, der wird bey ihrer Annäherung weniger zittern, als der, welcher ihnen sorglos entgegen geht.

Standhaft ist derjenige, welcher unter Mühe, Hindernissen und Widerwärtigkeiten, bey seinem Entschlusse, den er für gut, billig und nüzlich hält, unbeweglich bleibt, er mag auch noch so viele Hindernisse vor sich finden, es mag ihn auch noch so viele Arbeit kosten. Nichts freut den Helden mehr, als wenn er schwere Dinge endlich zu Stande bringt. Die Schwierigkeiten schreken ihn so wenig, daß sie seinen Muth vielmehr verdoppeln. Denn was sind die besten Entwürfe, wenn die Standhaftigkeit fehlt? Und wann ist eine große That ohne dieselbe ausgeführt worden? Wer in seinem Laufe gleich träge wird, kommt spät oder gar nicht ans Ziel. Wer sich aber durch keine Schwierigkeiten abschreken läßt, sondern sein Ziel immer vor Augen behält, und demselben mit munterem Muth zueilet, der erreichet es endlich gewiß, und genießt am Ende seiner Laufbahn das unaussprechlich süße Vergnügen, sich die Siegespalme erworben zu haben. Hätte sich Fabius von seinem Entschlusse, den Hannibal durch Zaudern zu schwächen, abwendig machen lassen, so hätte Ennius nicht von ihm rühmen können:

Ein Mann hat uns durch weises Zögern gerettet; denn ihn kümmerte die Wohlfahrt des Vaterlandes mehr als

Volksgeschwäz. Dafür strahlt nun des Helden Ruhm, je länger, je herrlicher.

Tapfer ist derjenige, welcher, wenn es seine Pflicht erfordert, dem Feind mit Löwenmuth entgegengeht, und widerstehet, und für sein Vaterland oder für den Herrn, dem er Treue geschworen, entweder zu siegen oder zu sterben bereit ist. *) Der Tapfere muß weder Lust zu leben noch zu sterben haben, sondern allezeit von dem festen Vorsaz beseelt syn, seine Schuldigkeit zu beobachten, und seinem Gott leben und sterben befehlen. Zur Tapferkeit gehört ein gewisser Enthusiasmus, ohne den nie eine große That ausgeführt worden ist. Ohne einen solchen Enthusiasmus hätte sich Curtius nicht in den Abgrund gestürzet, Brutus nicht Rom befreyt, Columbus keinen neuen Welttheil entdekt, Luther keine Reformation zu Stande gebracht, Woltemade keine Unglüklichen gerettet, und Leopold seine menschenfreundliche Heldenthat nicht vollbracht.

Um aber an keine Massacre von Saint Barthelemy, nicht an Ravaillacs Königsmord, nicht an Jacob Bokold, den König der Anabaptisten u. d. m. zu gedenken, und alle falsche Begriffe zu entfernen, so lasset uns den Enthusiasmus etwas näher bestimmen. Der Mensch hat Enthusiasmus für eine Sache, wenn er ganz dabey ist, ganz darin existirt: wenn alle seine Kräfte auf einen Punkt wirken, und durch jedes Hinderniß neu und höher gespannt werden, ihn zu erreichen: wenn er nur Verdruß fühlt, sobald dieß eine

*) Der Officier, der einem auswärtigen Potentaten dient, streitet zwar nicht eigentlich für sein Vaterland; aber er hat sich durch die beschworne Verpflichtung, die er dem Fürsten schuldig ist, dem er dient, und von dem er besoldet wird, das Land, das dieser beherrscht, zum Vaterlande gemacht.

nicht recht geht, nur Freude kennt, wenn das Eine seinem Ziel näher rükt. Der Mensch im wahren Enthusiasmus für eine Sache ist doppelt und dreyfach, was er sonst ist. Er hat mehr Scharfsinn, mehr Herzhaftigkeit, mehr Kräfte, als er sonst hatte. Er ist über sich selbst erhöhet; man kennt ihn nicht mehr. Daher sagt Lord Shaftesbury: ein edler Enthusiasmus erzeuge Helden, Dichter, Redner, Philosophen, und Alles, was irgend einer von diesen Großes hervorbringe.

Von einem solchen Enthusiasmus erfüllt, theilte Heinrich IV. einem ganzen Heere denselben mit: Als die Armee der Royalisten und Liguisten im Jahr 1590 auf einander trafen, so ritt er unmittelbar vor der Schlacht zwischen allen Gliedern herum, zeigte den Soldaten seinen Hut mit einem weissen Federbusche und sagte mit dem Feuer, das sich so leicht mittheilt: „Kinder, wenn keine Fahnen „mehr da sind, so sey dieses das Versammlungszeichen; ihr „sollt es allemal auf dem Wege des Sieges und der Ehre „finden.“ Dieser Enthusiasmus rufte aus eben diesem Feldherrn mitten in dem Getöse und in den Schreken der Schlacht denen, die ihn bedeken wollen, zu: „Auf die „Seite! ich bitte euch; verdekt mich nicht; ich will mich „zeigen,“ und trieb die weichenden Truppen wieder ins Treffen hinein: „wendet euch um! wenn ihr auch nicht „fechten wollt, so sehet mich wenigstens sterben!“ Von diesem Enthusiasmus beseelt, vollbrachte auch der unsterbliche Herzog Leopold von Braunschweig diejenige That, welche ganz Europa mit Bewunderung erfüllt hat. Da sie nicht oft genug erzählt werden kann, und überall aufbehalten zu werden verdient, so wollen wir sie auch hier anführen. Frankfurt an der Oder wurde den 27sten April 1785. mit einer schrecklichen Ueberschwemmung heimgesucht,

Der Oberfluß schwoll an diesem Tage so sehr an, daß er seine meisten Dämme durchbrach, zwey Drittheile seiner großen Brüke abriß und wegführte, und die grausamsten Verwüstungen anrichtete. Die Lebuser Vorstadt stund ganz unter Wasser, mehr als 50 Häuser wurden ein Raub der wütenden Fluthen und verschwanden, noch mehrere drohten den Einsturz. Die meisten Einwohner jener Vorstadt mußten ihre Zuflucht auf den wankenden Dächern oder auf Baumzweigen nehmen, wo sie erbärmlich um Hülfe riefen. Man suchte sie auf Kähnen zu retten, so sehr sich auch die Schiffer der unaufhörlichen Gefahr aussezten. Man rettete so lang man immer konnte. Die Verwüstung war schrekklich anzusehen, welche die tobenden und reissenden Fluthen, wohin man nur blikte, weit umher sprudelten. Dem menschenfreundlichen Herzog war es nicht genug, nur von ferne nach dem Schauplaz dieses Jammers hinzubliken, oder sich von Stund zu Stund Nachricht davon bringen zu lassen; sein theilnehmendes edles Herz drang ihn, sich dem Schauplaze selbst zu nähern, und nicht nur einen Augenzeugen, sondern einen Theilnehmer und thätigen Helfer dabey abzugeben. Er kam um die Mittagsstunde an das Ufer. Das Elend und die Elenden umringten ihn. Sein Herz empfand tief den Jammer, der ihn umringte, indessen auf die Elenden aus seinen mitleidsvollen Augen Blike der Theilnehmung umherfunkelten. Eine Mutter wirft sich dem Prinzen zu Füßen und flehet, Er möchte doch Befehl geben, ihre Kinder, die sie vor Schrecken in ihrer Wohnung zurükgelassen hätte, noch zu retten. Auch einige Soldaten riefen ihn um Anstalten zu ihrer Hülfe an. Alsbald — gibt der Prinz Befehl? — Nein! Er selbst sucht einen Kahn auf; aber Niemand will sich allein — Niemand mit dem Prinzen in die gefährlichen Fluthen wagen, so viel Geld er auch bietet. — Der Jammer und die Klagen der

unglüklichen Einwohner der Vorstadt drängen sich so sehr seinem edlen Fürstenherzen zu, daß er schnell den gefahrvollen Entschluß faßt, sie selbst zu retten. Man räth ihm ab — aber voll theilnehmenden Gefühls für die Noth seiner Mitmenschen ruft er aus: „Was bin ich mehr, als ihr? Ich bin ein Mensch, wie ihr — und hier kommt es auf Menschenleben an.“ Dieß sagen, und in den Kahn steigen, war eins. Mit drey Schiffern in einem kleinen Nachen fuhr Er hinüber nach der Vorstadt. Der Nachen war nur noch drey Schritte vom Damme entfernt, als er auf einen Baum stieß, von einem heftigen Strome ergriffen, und umgeworfen ward. Der Herzog und die drey Schiffer stürzten sogleich in die Fluthen. In einem Augenblik war das ganze Fahrzeug mit den Schiffenden verschwunden. Nach einigen Minuten zeigte sich der Prinz auf der Oberfläche, und hielt sich einige Augenblike an einem Baume fest; aber bald riß ihn die Fluth wieder fort. Nun ragte noch die eine Hand aus dem Wasser hervor: bald aber verschwand auch diese — und jezt war Er ohne Rettung verloren, der sein Menschenleben um Menschen zu retten, wagte und aufopferte. Die Schiffer, die ihn begleiteten, halfen sich durch Schwimmen, und wurden kaum eine Stunde nachher gerettet — aber Er — der doch auch im Schwimmen nicht unerfahren war — mußte das Opfer seiner brennenden Liebe für die Menschheit werden — Leopold — den so viele vortrefliche Eigenschaften des Geistes und Herzens, wahrer Heldenmuth, durch Wissenschaften und Religion erweiterte Kenntnisse, ein edler, sanfter, gütiger und wohlthätiger Charakter auszeichneten, oder zur Bewährung dieser Eigenschaften dem Heldenmüthigen Tode des Menschenfreundes im 33sten Jahre seines edlen Lebens entgegeneilte, Leopold blieb in den Wellen.

O! grabt in Erz und Marmor diese Scene,
Daß nicht der Strom der Zeiten sie verwäscht;
Und wehret selbst der Thräne,
Daß sie nicht einen Zug von dieser That verlöscht!

Dergleichen heroischen Enthusiasmus führen wir gern an, wenn die That ihn begleitet; dann wird er das Lob der Helden in ihrem eignen Munde; die Nachwelt bewahret seine Aussprüche und Handlungen als fruchtbare Saamenkörner der Tugend für junge wohlgeartete Seelen, und sie verewigen sich, so lange sie zu einer ähnlichen Empfindung beleben.

Die Streitbarkeit (Valeur) ist die Empfindung des begeisternden Verlangens nach Ehre; die lebhafte Vorstellung desselben, dadurch der Mensch der Gefahr trozet, sie nicht fürchtet, sondern vielmehr aufsuchet.

Dieser Heldenmuth brach gleichsam rasend bey den Rittern der kurz vergangenen Jahrhunderte aus. Diese Helden mußten der menschlichen Gesellschaft damals werth seyn: denn sie erschienen als Beystände aller Unterdrükten und Schwachen in der Welt, und unterstüzten ihre Rechte. *)

Ein Schatten von Beleidigung reizet die großmüthige Zärtlichkeit des Herzhaftstreitbaren, nichts kann seine Rache be-

*) Man erinnere sich, was gleich anfangs in der Abhandlung von dem alten Ritterwesen, hierüber gesagt worden ist. Wenn man sich überzeugen und belehren will, wie viel Einfluß die Erziehung und die Sitten der Nation in die Herzhaftigkeit derselben haben, so darf man nur in den Tagebüchern der Geschichte die Begebenheiten der alten Ritterschaft im vorigen Jahrhunderte nachschlagen.

begierde entwaffnen, als die Vorſtellung der zu leichten Ausübung: Sie unterſcheidet ſich daher gar ſehr von der ſinnreichen Empfindlichkeit, welche ein zweydeutiges Wort, das die Einfalt, die Furcht, die Unſittlichkeit hervorbrachte, für einen Schimpf hält. Die Herzhaftigkeit gleicht nicht dem Sperber, der die Taube zerreißt, ſondern dem Adler, der ſtarke Raubthiere angreift, und verjagt.

Sie iſt nicht die blinde und augenblikliche Kühnheit, die Frucht der Verzweiflung: denn ſo iſt auch ein Feiger tapfer, welcher einem Kranken gleicht, dem das Fieber Lebhaftigkeit gibt, welche aber niemals ohne Verzukungen ausbricht.

Die Streitbarkeit iſt nicht das unveränderliche kalte Blut, eine Art von Unempfindlichkeit, wo der Menſch ſich gleichſam ſelbſt vergißt, dem der ſtärkſte Schmerz, wenn er ihn übereilt, keine Klagen auspreſſen kann, der ihn nicht einmal ſichtbar beweget. Dieſer Sieg über die Empfindung iſt erhaben und ſelten; eine lange Gewohnheit, die den geſezten Nachdenkenden unterſtüzet, erhält ſehr ſchwer einen ſolchen Sieg über die Natur durch die unterſten Seelenkräfte.

Die Streitbarkeit iſt ferner nicht die außerordentliche Stärke der Seele, welche ſie bey dem Anblik der Gefahr gewinnet, wie die lezte Kraft, die ein lebendiges Weſen anwendet, wenn es ſein Leben vertheidiget. Dieſe Empfindung iſt von dem Daſeyn unzertrennlich, dem Schwachen und Starken, dem Manne wie dem Weibe und Kinde eigen, es iſt der dem Menſchen natürliche Muth: der Wilde flieht vor uns, wir greiffen ihn in ſeiner Höhle an, und erfahren, was die Liebe zum Leben thut.

Ohne Zuschauer, die Beyfall geben, ohne Hoffnung, denselben dereinst zu erlangen, ist die Streitbarkeit unthätig, sie ist unter allen gekünstelten Tugenden, welche die Eigenliebe wirken kann, die edelste, die am meisten glänzende, aber sie ist gekünstelt. Ein glüklicher Keim liegt dazu von Natur in uns, aber er kann nicht aufkommen, wenn nicht die Erziehung und die Sitten den Wachsthum befördern.

Soll ein Volk herzhaftstreitbar werden, so vergelte man bey demselben jede herzhafte That. Aber welch ein Preis ist ihr angemessen? Das Lob; das Gerüchte; erbauet Triumphbogen für Sieger: einen Circus für die Zuschauer; schaffet ihnen Neider und rufet ihnen häufigen Beyfall zu. Nehmet euch aber wohl in Acht, das, was die Ehre allein thun, und belohnen kann, mit Golde zu wägen. Derjenige, welcher nur darauf denket, reich zu werden, ist und wird nie herzhaftstreitbar. Wozu ist hier Geld nöthig? Ein Lorbeer belohnet den Held.

Man wollte in einer Belägerung einen Angriff dort genauer untersuchen lassen, und die Gefahr war unvermeidlich dabey. Man versprach dem, der von dieser Unternehmung zurükkommen würde, fünfhundert Thaler, und es waren schon verschiedne, welche es versucht hatten, dabey umgekommen. Ein junger Mensch folget ihnen, man siehet ihn mit Mitleiden den Weg antreten, und hält ihn, da er eine lange Zeit wegbleibt, für todt. Er kömmt aber glüklich wieder, und stattet einen genauen und richtigen Bericht mit allem kalten Blute ab. Man bietet ihm die fünfhundert Thaler an. Sie spotten meiner, sagt er zu seinem General, geht man für Geld dort hin?

Wenn der Streitbare den Ruhm liebet, so verabscheuet er das Blutbad. Hört man auf, Widerstand zu thun, so hören seine Streiche auch auf; er will nicht Blut, er will Ruhm, und der Ueberwundne, besonders der, welcher den Sieg schwer gemacht, wird ihm lieb.

Die Streitbarkeit stellte im Heidenthume Götter in die Tempel; hernach wurden sie die ersten Edelleute: Ihr scheinen die schwülstige Pracht der Wappen, die gefederten Helme, die Trophäen, welche die Schilder stüzen, die besondern Farben und Zeichen, wodurch sich die Oberhäupter in dem Gemenge kenntlich machen, zuzugehören. Hieher gehöret alle kriegrische Pracht, welche die Helden zieret.

Diese Rechte, die heut zu tage so sehr geschäzt, aber doch verkannt werden, sind nicht allein der Herzhaftigkeit zum Lohne ausgesezt, sie hat ein viel angenehmeres und schmeichelhafteres Recht, das Recht zu gefallen. Der Herzhafte ist der Held der Liebe, er hat von der Natur Stärke zur Vertheidigung des schönen Geschlechts erhalten, und dieses erkennt den Streitbaren für werth, von ihm besiegt zu werden. Die Herzhaftigkeit veredelt alle Vorstellungen, alle Neigungen, sie verbreitet ihren Einfluß nicht nur über den moralischen Charakter des Menschen, sondern auch über die physische Beschaffenheit des Körpers. Sie theilet ihm den Stolz, den ungezwungenen Vortritt mit, sie gibt die Leichtigkeit, welche die Schönheit zieret, und das Unangenehme der Bildung mindert. *) Aus ihr entsteht der Held, seine innere

*) Die Herzogin von Burgund, die noch sehr jung war, sah einst einen sehr häßlichen Mann an der Tafel Ludwig des XIV. und spottete ziemlich laut über seine Häßlichkeit. „Ich, „Madame, sagte der König noch lauter, finde an ihm einen der schönsten Männer meines Königreichs, denn er ist einer von den tapfersten.

Sicherheit, sein Zutrauen; und daher kommt ihm der standhafte, nicht rohe Blik, der sich nicht niederschlägt, der nichts zu fürchten scheint, als was die Sitten zu scheuen befehlen. Die Größe der Seele ist eine Eigenschaft des Tapfern, sie macht ihn [illegible], zärtlich und desto liebenswürdiger.

Es ist nicht möglich, die verschiednen Vorstellungen der streitbaren Herzhaftigkeit auseinander zu sezen, wie sie bey den dadurch belebten Männern hervorleuchtet: aber man kann, ungeachtet aller dieser Mannigfaltigkeit, den Sinn des Worts bestimmen, so wie man das Wort Physiognomie in seinem Begriffe festsezet, obgleich die Gesichtszeichnungen so sehr verschieden sind.

Man muß daher die Worte, Muth, Tapferkeit, und Streitbarkeit, gegen einander halten, und sie so von einander unterscheiden lernen, wie man sie jezt mit Ungrund vermenget. Der Muth zeiget sich in allen Begebenheiten des Lebens, die Tapferkeit ist nur für den Krieg, die streitbare Herzhaftigkeit für alle Fälle, wo Gefahren getrozet, und Ruhm erworben werden soll.

Ein Braver, der zwanzigmal in Stürmen der Erste gewesen ist, kann zittern, wann er in einem Walde stürmen hört, er kann einen flammenden Phosphorus fliehen, er kann Gespenster fürchten. Der Muth hält nichts von diesen Hirngespenstern des Aberglaubens und der Dummheit. Der Streitbare kann daran glauben, aber er schlägt sich mit dem Gespenste.

Der Brave begnüget sich, die Hindernisse zu heben, die ihm entgegenstreben; der Muthige überleget die Mittel, die er anzuwenden hat, der Herzhaftstreitbare sucht Hindernisse, und zerbricht sie, wo es möglich ist.

Der Brave will geführt werden; der Tapfere kann befehlen und gehorchen; der Herzhafte weiß nur zu fechten; der Brave iſt ſtolz auf ſeine Wunde, der Tapfere ſammelt ſeine Kräfte noch bey denſelben, um dem Vaterlande zu dienen, der Herzhafte denket nicht ſowohl an ſein Leben, das er verlieren ſoll, als an den Ruhm, den er einbüßet. Der Brave erfüllet den Kampfplaz, wann er ſieget, mit Siegesgeſchrey, der Tapfere vergißt ſeinen erhaltnen Vortheil, und denket darauf, wann er ihn nuzen werde. Die gekrönte Streitbarkeit ſeufzet nach neuen Gefechten.

Der Muthige wird durch einen Unfall niedergeſchlagen, der Tapfere überwindet und wird überwunden, ohne unterzuliegen. Ein Unfall betrübt den Streitbaren, ohne ſeinen Muth zu mindern.

Die Tapferkeit nimmt Nahrung vom Beyſpiele. Mancher Soldat iſt tapfer geworden, da er die Grenadier-Müze erhielt, aber herzhaft, ſtreitbar wird man nicht durchs Beyſpiel; Zeugen vermehren die Tapferkeit, der Muth braucht nicht Beyſpiele oder Zeugen. Die Liebe zum Vaterlande wirket bey geſundem Körper den Muth. Ueberlegung, Kenntniß, Weisheit, unbeſtändiges Glük, noch mehr aber, ein reines Gewiſſen, machen tapfer. Die ſtille Eitelkeit, der Durſt nach Ruhm, machen ſtreitbar.

Die dreyhundert Spartaner bey Thermopylä, auch der, der übrig blieb, waren muthig. Sokrates, der den Schierling trinkt, Regulus, der nach Carthago zurük geht; Titus, der ſich mit Thränen aus den Armen Berenicens reißt, oder der dem Sextus vergibt, waren tapfer. Perſeus, der die Andromede befreyet; Achilles, der Troja ſtürmt, und gewiß weiß, daß er da bleiben muß; dieſe brin-

gen die künftigen Jahrhunderte über ihre Herzhaftigkeit zum Erstaunen.

Wir würden, wenn wir unsere Begebenheiten aufzeichneten, und wenn sie in den Regimentern bekannter wären, wo sie vorgefallen sind, Leute finden, welche mit jenen Spartanern um den Vorzug im Muthe streiten könnten. Turenne und Catinat waren tapfer, Condé herzhaft. Wenn man das Schlachtfeld verläßt, so höret die Vergleichung des Muthigen, Tapfern und Herzhaften auf. Wir wollen den Muth und die Herzhaftigkeit in andern Lebensumständen mit einander vergleichen. Der Herzhafte kann den Muth verlieren, der Tapfere ist seines Herzens jederzeit gewiß; die Herzhaftigkeit dienet dem Krieger, der ins Gefecht gehet, die Tapferkeit aber allen Geschöpfen, die bey dem Leben auch allen damit verbundenen Ungelegenheiten ausgesezt sind. Wozu würde einem Vater, der seinen Sohn verliert; dem Vater, der einen unmündigen Sohn hat; dem Sohn, der weise wird; dem sterbenden Greise, der unglüklich ist, Herzhaftigkeit helfen? standhafte Tapferkeit ist hier vonnöthen.

Die Streitbarkeit bestehet nicht gegen die Leidenschaft; sie ist ihr Sklave, und die Tapferkeit ihr Meister. Der beleidigte Herzhafte rächet sich mit Geräusch; die Tapferkeit vergibt stillschweigend. Man kann endlich schließen: brav seyn ist die Pflicht des Soldaten, die Tapferkeit ist die Tugend des Weisen, des Helden, die Streitbarkeit des Ritters. *)

Man müßte eine sehr falsche und niedrige Idee von der Herzhaftigkeit haben, wenn man sie mit einer unvernünftigen Wuth, welche die Menschheit schändet, vermischen wollte. Eine wilde Seele, welche die Natur nicht fühlt, darf

*) Pariser Encyclopädie.

ſich nicht anſtrengen, um ſie zu überwinden. Eben ſo wenig iſt es Muth, Gefahren zu verachten, die man nicht kennet. Der ſchwächere oder ſtärkere Eindruk, den die Kenntniß der Gefahren auf unſre Seelen macht, entſcheidet allein unſre Tapferkeit. Unwiſſend und ungeſchikt, aus dem Schooſe des Luxus und der Vergnügungen, kann man wohl zu Schlachten hin, nicht aber zum Siege eilen.

Um ſich dem Tode auszuſezen, darf man ſich nur zu einem Schlachtfelde hinſchleppen können: aber um den Feind zu trennen, um in ihn einzudringen, um ſeinen Streichen auszuweichen, um ihn zu ſchlagen, dazu gehört ächte Tapferkeit, patriotiſche Ruhmbegierde, Behendigkeit, Thätigkeit, Geſundheit und Stärke.

Die Helden, welche Heinrich dem Großen, das Erbtheil ſeiner Väter ererben halfen, bezeigten ſo wie dieſer brave König, Heiterkeit und Fröhlichkeit mitten in den Gefechten. Ihre Tapferkeit war eine ruhige Tapferkeit, nicht prahleriſch, ſie hatte nichts von Entrüſtung und Wildheit an ſich.

Dieſe Stärke der Seele iſt es, die den Krieger bey dem Anblik der Gefahren und der Schwierigkeiten belebet, aber auch zugleich in ihm alle unbedachtſame Hize und alle ſtolze Kühnheit unterdrükt. Sie iſt es, die ſeine Gedult bey Beſchwerlichkeiten und Arbeiten unterhält, die ihn bewegt, gute Rathſchläge willig anzunehmen, ihn aber auch unbeweglich macht, wenn er einmal eine weiſe Entſchlieſſung genommen hat. Sie iſt es, die ihn alle Gefahren mit kaltem Blute betrachten läßt, die ihn in den Stand ſezet, ſeine Vortheile zu benuzen, und ſogar mitten im blutigſten Gefechte für alles zu ſorgen. Sie iſt es endlich, die ihn ſelbſt im Unglük ehrwürdig machen wird.

Die glänzenden Eigenschaften eines Herzhaften blenden aber zuweilen, und wir bemerken nicht allemal die Züge, welche die wahre Größe charakterisiren. Oft sind Bösewichter großen Männern ähnlich. So schimmernd auch, zum Exempel Sylla's Auftritte auf der Bühne der Welt waren; so berühmt auch die Rolle ist, welche Olivier Cromwell gespielt hat: sind deswegen Sylla und Cromwell weniger Ungeheuer, ist ihr Andenken weniger verabscheuungswerth?

Um ein großer Mann zu seyn, dazu gehöret mehr als außerordentlicher Muth: — dazu gehöret Ehre. Und wahre Ehre, woher fließt sie? Ihre Quelle ist Liebe zur Gerechtigkeit und würdige Erfüllung der Pflichten.

Unerschrokenheit, Muth oder Herzhaftigkeit und Kühnheit, sind eine nur gradweise unterschiedne Eigenschaft, welche, wenn sie ausgebildet und mit gehöriger Kenntniß und mit gehörigem Verstande verbunden ist, Tapferkeit genennet wird. Unerschrokenheit ist diejenige Eigenschaft, vermöge welcher uns nichts erschreken, nach aus unserer Fassung bringen kann. Ein mit Unerschrokenheit begabter Mann bleibt bey der größten Gefahr der nämliche. Er gehet ihr zwar nicht entgegen oder trozet ihr; allein, er erwartet sie mit standhaftem Fuße, und, da sich das Blut weder aus Angst nach dem Herzen zurük zieht, noch aus Hize und Kühnheit sich zu sehr in die Theile des Kopfs ausdehnet, so ist sein Verstand frey, und er kann alles, was er zu thun hat, übersehen und befolgen.

Man kann unerschroken seyn ohne Kühnheit, und kühn ohne Unerschrokenheit. Im leztern Falle ist Kühnheit mehr Betäubung als Heldenmuth, und man findet eine solche am meisten bey den Wilden, wie auch bey Ruchlosen und Verzweifelten.

Muth, Herzhaftigkeit und Tapferkeit ist eigentlich das, was den Soldaten zum Helden bildet und zu großen Unternehmungen geschikt macht. Sie sezt nicht allein Unerschrokenheit voraus, sondern verbindet sich noch mit einem warmen Blute. Man muß aber hier die Abwege auch betrachten, die man zu vermeiden hat.

Unerschrokenheit muß von der phlegmatischen Kühllosigkeit: — Standhaftigkeit vom Eigensinn: — und Tapferkeit von der Tollkühnheit unterschieden werden.

Die Kühnheit ist eine sehr zweydeutige Tugend. Sie ist, wie schon gesagt, zum öftern nichts als Betäubung und Unsinn; ist sie aber ächt und auf Herzhaftigkeit gegründet, so ist sie vorzüglich für die Reuterey, besonders die leichte, unvergleichlich. Bey einem Officier aber, der einen Ort oder Posten vertheidigen soll, würde ich sie doch weniger wünschen; denn sie macht den Geist übereilend und zur Ueberlegung unfähig. Wer blos aus Wuth und Verzweiflung, oder auch ohne Kopf und mit blinder Hize streitet, ist also, wenn man es genau nehmen will, nicht mit Recht ein tapferer Mann zu nennen. Als gemeiner und höchstens als niederer Officier, wird er sehr gut, als höherer Befehlshaber mittelmäßig, wo nicht gar unfähig seyn. Wenn dieses eine Ausnahme leidet, so ist es gewiß bey der Reuterey. Allein, man wird doch den Anführer lieber tapfer als blos kühn haben wollen.

Die Tapferkeit ist nicht unter allen Tugenden die größte. Sie waget aber am allermeisten und in ihrer Ausübung sind mehr Schwierigkeiten zu übersteigen, als bey irgend einer andern Tugend. Der Tapfere kennet keine Gefahr, und die Furcht des Todes ist ihm ein Gespenst. Darum sollte ein Tapferer vor allen andern Tugendhaften auch

glänzend belohnt werden. Diese Begriffe hatten die ersten nordischen Völker, durch die Zeit aber verderbte sie der Mißbrauch. Sie nennten das nicht mehr Tapfer, für das Beste des Vaterlands, für seinen Fürsten sein Blut vergiessen; sondern die Tapferkeit wurde eine Schimäre, und in der mittlern Zeit, kam das mißverstandene Point d'honneur, das seit dem so manchen auf Irrwege geleitet hat.

Die Natur hat ihre Gaben und Fähigkeiten nicht gleich ausgetheilet. Ein Officier, der auf einer niedern Stufe vortreflich ist, erfüllet vielleicht, wenn er zu einer höhern gelanget, die Erwartung nicht, die man sich von ihm gemacht hat.

Die Gegenwart des Geistes ist die nöthigste und herrlichste Eigenschaft eines Officiers, besonders eines Generals, und um so schäzbarer, je seltener man sie antrifft. Sie ist eine Tochter der Erfindungskraft, von dem Verstand und der Erfahrung erzogen. Sie verläßt ihre Lieblinge auch unter den Gefahren niemals, und zeigt ihnen, wo tausend andere vielleicht mit eben so viel Wissenschaft und Kenntniß, aber etwas langsamern Verstande begabte, keine Rettung noch Hülfsmittel sehen, den Weg dem Unglük auszuweichen, oder es wohl gar zum Vortheile zu kehren.

Die Gegenwart des Geistes sezt allezeit eine vollkommene Unerschrokenheit voraus, und kann ohne diese gar nicht seyn. Ohne persönlichen Muth vermag keine Kunst etwas, wann Noth an Mann gehet: denn die Furcht verstattet nicht, sich zu besinnen, und die gröste Geschiklichkeit ist ohne Tapferkeit nichts nüze. Wie sollte derjenige, der bey mißlichen Umständen sich fürchtet und blos an die Gefahr und ihre schrecklichen Folgen denket, Hülfsmittel gegen selbige erfinden können? Nein, hiezu gehört ein freyer

heiterer Geist, den nichts erschrecken, nichts aus seiner Fassung bringen kann, und welcher bey den größten Gefahren und dem Tode selbst, wo andre beben und zagen, noch mit einer Freyheit des Verstandes handelt.

Aus innerm Vertrauen des Tugendhaften auf Gott, entstehet ein solcher ächter Muth, der seine eigene Kräfte fühlet, und jene Zuversicht, jene Ruhe des Geistes, die eine Folge der leztern ist.

In dieser Gemüthsfassung mußte Heinrich IV. gewesen seyn, als er vor dem Gefecht bey Arques dem gefangenen Grafen Belin, der sein Erstaunen über die geringe Anzahl der Soldaten bezeugte, die um den König waren, mit Freudigkeit sagte: „Sie sehen sie nicht alle, denn sie zählen „nicht dazu Gott und meine gute Sache, die mir bey„stehen."

Diese Ruhe des Gemüths, diese Heiterkeit der Seele, alle diese Gaben, die den Helden ausmachen; dieser kalte und bedächtliche Muth, jener sichere und zuverläßige Blik, der in den größten Gefahren sich stets gleich bleibt, und die größten Thaten wirket, ist jedoch bey dem Tugendhaftesten nicht immer und auch nicht in gleichem Grade anzutreffen; sie ist ein Geschenk der Natur und angeboren. Höre, mein Sohn, was der unvergeßliche Thomas Abbt in seiner Abhandlung vom Verdienste hierüber sagt: „Man mag es ansehen, wie man will, so bleibt immer diese gänzliche Entfernung von allem Zagen, diese Fassung des Gemüths, darin nichts befremdet, darin man bey jedem Vorfall so ist, als ob man zu Hause wäre; dieses bleibt ein Geschenk der Natur. Die Wirkung der Seelenkräfte muß dazu vermuthlich so beschaffen seyn, daß die Lebhaftigkeit der alten Ideen immer gleich stark erhalten wird, um der Leb-

haftigkeit der neuen stets gewachsen zu seyn. Zwar strebet der Weise durch einen langen Kampf nach diesem Nicht-Entsezen: Vorschriften, Regeln, wiederholte Betrachtungen sollen ihm die Gleichmüthigkeit und Festigkeit verschaffen, die allein glüklich machen und auch glüklich erhalten kann. Unstreitig gelangt er endlich zu dieser Gemüthsverfassung; zwar leider oft erst, wann sie bald unnüz wird: jedoch gelingt es ihm in so weit, daß er sich aufrecht erhalten kann, und höchstens nur mit einer Hand noch stemmen darf. Aber die erste Anwandlung des Schrekens vermeidet er selten, die erste Bestürzung, die Abwesenheit des Geistes auf einen Augenblik, die einer Verfinsterung und Verdunklung aller Ideen so nahe ist. Es kann die Wiederholung, oder Wiederkunft der nämlichen Dinge, die sonst bey jeder gewöhnlichen Seele zuerst Schreken erregen, sie kann durch die bloße Macht der Gewohnheit einige Unerschrokenheit hervorbringen. Es ist nicht zu zweifeln, daß Erziehung, Beyspiele und Umgang mit herzhaften Menschen, die uns mit der Gefahr bekannt machen, zu einem Grad von Herzhaftigkeit erheben, die wir eigentlich von Natur nicht haben; aber obschon diese von jedem Mann von Ehre und Gewissen, das er mit seinen Pflichten stets vor Augen haben wird, gesucht werden soll, so ist sie doch mit jener angebornen gar nicht zu vergleichen. Die Tapferkeit des Bluts läßt sich von der Tapferkeit, welche aus standhaften Grundsäzen entsteht, nicht absondern: denn es ist zu begreiffen, daß wenn nicht in der Natur angeborne Fähigkeiten und Anlagen vorhanden wären, so würde es dem Menschen völlig unmöglich seyn, sie hervorzubringen: es muß also in jeder Tugend etwas angebornes seyn, und wenn der Mensch etwas dabey thun kann, so ist es nur die Wartung des Samens, welchen die Natur bey ihm ausgestreuet hat. Was wir in gewissen Seelenzuständen aus Vorstellungen nicht erklären, durch Vorstellungen nicht

veranlassen können, davon suchen wir die Ursachen im Körper, im Laufe der Säfte, in den Nerven, im Grundstoffe der Seelen — das heißt im Grunde, wir wissen nicht, wo sie ist.

Beyde Arten der Ursachen finden wir auch bey der Tugend des Muths und bey ihren verschiednen Arten vereinigt — Etwas von der Stärke, welche zur Geduld, und von derjenigen, die zur Tapferkeit nöthig ist, liegt nicht in den Ideen, nicht in den Grundsäzen. — Was es eigentlich vollständig sey, ist unbekannt. Aber das sehen wir, daß Stärke und Gesundheit des Körpers, auf Herzhaftigkeit, und eine gewisse nachgiebige Biegsamkeit der Fibern, auf Geduld und Ausdauern, Einfluß habe. Beydes kann durch gewisse Uebungen befördert, aber beydes kann schwerlich zugleich in hohem Grade erhalten werden. Wers auch sey, der sich rühmt, daß er dem Tod ohne Schreken in die Augen sehe, — er lügt. Jeder Mensch fürchtet zu sterben; das ist das große Gesez aller empfindenden Wesen, ohne welches, was nur sterblich ist, sehr bald in seiner Gattung vertilgt seyn würde. Diese Furcht ist ein ganz natürlicher Trieb, nicht allein unschuldig, sondern sogar seinem Wesen nach, gut, und der Ordnung des Ganzen gemäß. Alles, was sie schimpflich und strafbar macht, ist, daß sie uns zu Zeiten verhindern kann, recht zu thun, und unsre Pflichten zu erfüllen. Beförderte die Tapferkeit keine andere Tugenden, so würde Feigheit aufhören ein Laster zu seyn. Wer sein Leben mehr liebt als seine Pflicht, ist der Tugend nicht ernstlich zugethan. Aber was für eine Art von Verdienst kann darin liegen, dem Tode zu trozen, um ein Verbrechen zu begehen?

Ein bescheidener Officier gestund einst dem Marschall von Turenne offenherzig, daß es ihm allemal bange wäre

de, wenn er ins Feuer ginge: jedoch, fuhr er fort, halte ihn die Maschinenmäßige Bewegung nicht ab, mit Ehre seine Schuldigkeit zu thun.

Jeder Mensch, so herzhaft er auch immer seyn mag, wird sich bey dem Anblik einer augenscheinlichen Gefahr bewegt finden. „Wenn selbst die Tugend, sagt der weise Montagne, in menschlicher Gestalt erschiene, so würde ihr, glaube ich, der Puls stärker schlagen, wenn sie stürmen sollte.

Man zeigt mir eine Gefahr, die ich für nahe und wirklich halte, sagte der Lord Peterborough zu Leuten, die ihn wegen seiner Unerschrokenheit lobten, und ich werde mich eben so fürchten, als ein andrer.

Die Spanier, sagt man, pflegen Niemand ohne alle Einschränkung wegen der Tapferkeit zu loben. Sie sagen nicht: das ist ein tapferer, braver Mann; sondern heute hat dieser oder jener brav gethan; heute war er tapfer. Wenn dieses nicht ein bloßes Sprichwort seyn soll, so gehen die Spanier vielleicht hierin zu weit.

Es gehöret viel dazu, herzhaft zu werden, wenn man einmal zu fürchten sich gewöhnt hat. Man kann sich, sagt Solard, von der Furcht, der gemeinen Sage nach, nicht heilen. Aber ich glaube doch, daß Unterricht und Aufsicht sie verbessern, eingewurzelte Laster hingegen, die bis zu einer heftigen Leidenschaft gehen, durch Strafen nicht abgeschaft werden können. Es bleibt nichts übrig als den Therſites zu verbannen; denn der feige Taugenichts, den nichts bessert, wird seine Niederträchtigkeit auch andern mittheilen.

Der Verwegne ist jenem gerade entgegengesezt. Wer bey jedem Schuß auffährt, wen seine Hize fortreißt, wer sich

in die Gefahr kürzet, die er nicht kennet, nicht erforschet, daher nichts sieht und auch nichts vermeidet, wird ohne Kunst fechten und ohne Nutzen erlegt. Deswegen muß man aber das Feuer nicht auslöschen, das dem Feinde schädlich ist; man muß sich eines Verwegenen, so wie des Wett-Renners bedienen, welcher einen guten Zaum fodert, den eine gelinde Faust führet.

Eine andere Art Leute kann keinen Entschluß fassen; sie sehen die Gefahr, aber selten die wahre Größe und die Ursache derselben ein. Ein schweres Geblüt ist bey ihnen eine Art von Klugheit geworden. Sie wollen nichts wagen. Sie müssen angetrieben werden. Sie brauchen einen Anführer, welchem sie folgen. Sie sind wie Pferde, welche das Feuer scheuen und sich hineinstürzen, den Sporn zu fliehen.

Noch andre sind nur zuweilen herzhaft, sie werden sich heute in die Bajonnette stürzen und morgen vor einem Husaren fliehen. Diese und noch mehrere Arten Menschen, treffen wir in den Armeen an.

Die Tapferkeit ist bey den meisten weiter nichts, als eine, aus undeutlichen Begriffen entstandene Gemüthsbewegung, die sich zuweilen ungleich ist, durch hundert Nebenumstände bestimmt, und bey einem jeden nur alsdann nützlich wird, wann der Verstand sie regiert.

Der Herr von Aubigné erzählt in seinen Memoiren, daß er einst mit achtzig Soldaten auf Partie ausgegangen, unter denen sich viele von geprüfter Herzhaftigkeit befanden. Sie hörten eine schreyende Stimme, ohne zu wissen, woher sie kam. Sie stutzten, und auf einmal von einem panischen Schreken befallen, nahmen sie die Flucht. Hernach, fährt der Geschichtschreiber fort, als wir uns wieder ein

wenig erholt hatten, nahmen wir uns untereinander bey der Hand, und ein jeder sah in dem andern mit Erröthen, den Zeugen seiner Furcht und seiner übereilten schändlichen Flucht; und alle kamen miteinander in der Meynung überein: daß Gott dem Menschen die Herzhaftigkeit und Unerschrokenheit nicht schenke, sondern nur leihe.

Es ist nicht allemal ein Merkmal von Herzhaftigkeit und Unerschrokenheit, wenn ein Mensch mit Ungestümm auf eine Gefahr losgehet. Es ist bisweilen eine Wirkung der Furcht: eine gewisse Betäubung, eine Erschütterung der Seele, die sie aus ihrer ruhigen Fassung bringt. Ganz anders ist die überlegte Tapferkeit eines starken Geistes beschaffen, die man an der Ruhe des Gemüths erkennet, welche von der Weisheit gewirkt wird, und das Werk der Vernunft, Ueberlegung und Erfahrung ist. Eine Tapferkeit, die etwas gleichförmiges, etwas gleichgespanntes in allen Handlungen mit sich führt: und so hat jene Ruhe der Seele, auch Gegenwart des Geistes zur Folge. Der Cardinal von Retz erzählt in seinen Memoiren eine artige Geschichte, die ihm und dem Marschall von Turenne begegnete: „Sie reis'ten einmal in einem Wagen mit noch andrer Gesellschaft und ihren Bedienten, sehr früh vor Anbruch des Tages, nach Paris. Auf dem Wege dahin erblikten sie plözlich in der Ferne ein langes Gefolge von schwarzen Wesen. Allen stehen die Haare zu Berge, sie kreuzigen, segnen sich, und rufen: Ave Marie; die beyden Herrn aber, Turenne und Retz, springen aus dem Wagen, nehmen den Degen in die Hand und gehen auf die schwarzen Wesen los; Retz heftig, Turenne gelassener. Die unbekannten Geschöpfe erschreken nun weit gewaltiger, als sie erschrekt hatten. Menschliche, um Gnade flehende Stimmen lassen sich hören, und es entdekt sich, daß es das Gefolg eines

gan-

ganzen Klosters voll schwarzer Franciscaner ist, die bey warmen Sommertagen gleich mit Anbruch des Tages (damit sie nicht gesehen würden) herausgegangen waren, um sich zu baden. Nach dem ersten Ausbruch des Gelächters, fragt Retz den Turenne: Wie war Ihnen eigentlich zu Muthe? Ihnen schien etwas bange zu seyn, wenigstens gingen Sie sehr bedächtlich. Aber Sie, Retz, sagt Turenne, Sie waren so hastig. Sie haben sicher nicht die geringste Furcht verspürt? Wenn ich es Ihnen aufrichtig gestehen soll, versetzte Retz: meine erste Anwandlung war Furcht; aber ich überwand sie, und mußte eben deswegen hastiger thun. Dann will ich Ihnen, erwiederte der große Turenne, eben so aufrichtig gestehen, daß meine erste Anwandlung bey diesem Vorfall Freude gewesen ist: ich freute mich in der Vermuthung, daß mir mein alter Wunsch Gespenster zu sehen, dürfte gewährt werden, und um ja nichts dabey zu übersehen, war ich bedächtlich und ruhig. „So sah es, merkt Retz an, bey allen Vorfällen, wie sie auch seyn mochten, in der Seele dieses starken Mannes aus: immer war sie in gleicher Heiterkeit.

Die Herzhaftigkeit derjenigen, die bey drohenden Gefahren, oder in der Gefahr selbst, so besonders geschäftig und in Bewegung sind, kommt mir immer etwas verdächtig vor. Es soll Muth und thätige Vorsicht beweisen; aber gemeiniglich steckt etwas anders dahinter. Der Ritter Folard sagt irgendwo in seinen Commentarien über den Polybius: „er habe in einigen Schlachten und bey andern gefährlichen Begebenheiten gewisse Chefs von Corps, und Adjutanten voll Eifers und Geschäftigkeit überall gegenwärtig gesehen, nur an denen Orten nicht, wo sie nöthig gewesen wären, und nach ihrer Pflicht hätten seyn sollen.“ Alte, erfahrne und aufmerksame Officiere werden mich verstehen, und ihre

Erfahrung wird sie, so wie mich, an mehrere Beyspiele erinnern.

Es gibt Gesichter, denen man es genau ansehen kann, wie weit der Feind von der Armee ist. Sie sollten Masken tragen, oder man müßte sie als Kranke ansehen, und ihnen zur Ader lassen, wie die Römer in ähnlichen Fällen thaten. Ein Officier, der eine gefährliche Unternehmung unter dem Scheine der Unpäßlichkeit, die man ihm auf sein Wort glaubet, vermeiden kann, thut der Armee dadurch, daß er da bleibt, großen Dienst.

Der Krieg ist die beste Probe des Muths, aber, es wäre gut, wenn man diesen im Voraus zu erlangen trachtete. Gideon und Iphikrates suchten die Feigen von den wahrhaftig Tapfern zu unterscheiden, indem sie dem, der nicht fechten wollte, Erlaubniß gaben, fortzugehen.

Dieses Mittel ist aber nicht allenthalben zureichend, jedoch in einzelnen Fällen brauchbar.

Der Krieg nur, machet Soldaten, eine Anzahl hinter einander folgender Feldzüge haben uns die seltnen und erhabenen Männer gebildet, welche sich durch ihren durchdringenden Verstand, großen Muth und rühmliche Thaten hervorgethan haben. Ein langer Friede ist im Stande, sie, so zu sagen, aufzureiben, wenn Ueberfluß, Weichlichkeit und Pracht, die Stellen jener Tugenden vertreten, und alsdann das Licht, welches den Verstand wahrer Soldaten aufklärte, nach und nach verlöschen.

Die Herzhaftigkeit ist die vornehmste Tugend eines Soldaten. Denn im Gemenge hören alle künstliche Mittel auf, die Ordnung zu erhalten. Ich werde nicht drey Feige vor

dem Feinde in Ordnung ſtellen, aber hundert Herzhafte werde ich im Augenblik in ihre Glieder bringen. Ein Soldat taugt nur, wenn er herzhaft, gehorſam und geübt iſt, die Herzhaftigkeit eines Soldaten, darf aber nicht eine ſo erhabne Tugend ſeyn, als die, welche von dem General erfordert wird. Der Officier muß ſich niemals zu weit von dem Muthe dahinreiſſen laſſen, denn er hat die Ordnung zu erhalten, und Befehle zu geben. Die Gefahr nicht ſcheuen, ihren Anblik ertragen lernen, alles was ſie fürchterliches hat, einſehen, ihr Troz bieten, iſt die Tugend des Helden; aber nicht jeder iſt derſelben fähig.

Mancher Anführer hat bey der Herzhaftigkeit ſeiner Leute ein Hülfsmittel gegen die Gefahr gefunden. Jede Armee hat tapfere Leute, und je mehr eine hat, deſto vollkommener iſt ſie. Unerfahrne Leute, die ſich nie im Gewühle des Treffens befunden haben, können ſich weder von der Größe des Muths, auch bey ſolchen Leuten, die ſie täglich verächtlich anſehen, einen Begriff machen, noch über die Seltenheit und Menge der Tapfern urtheilen. Sie kennen weder die Gefahr, noch den Eindruk, den ihr Anblik auch auf ſie ſelbſt machen kann.

Die Herzhaftigkeit iſt eine Tugend, in der man wachſen kann. Sie iſt in Rükſicht auf den Soldaten, ohne ſie zu einer Heldentugend zu machen, das Verlangen zu fechten, die Begierde dem Feinde durch eigene Kräfte zu ſchaden, die Verachtung der Gefahr, die Unternehmung der Kriegsbeſchwerlichkeit in der Hoffnung, ſelbige zu überſtehen.

Sokrates, heißt es in den Denkwürdigkeiten, welche Xenophon von ihm aufgezeichnet hat, ward gefragt, ob die Herzhaftigkeit eine Gabe der Natur oder eine Frucht der Bemühungen wäre? Ich halte dafür, ſagte er, daß

eben, wie ein Körper stärker und dauerhafter ist, auch die Gemüther sich in der Standhaftigkeit in Gefahren übertreffen.

Wir sehen, daß Leute, die unter einerley Gesezе leben und einerley Erziehung gehabt haben, dennoch in Betrachtung des Muthes unterschieden sind. Es ist aber doch gewiß, daß die Gaben der Natur auch in diesem Stüke durch Unterricht und Uebung ausgearbeitet, vollkommener und gröſſer gemacht werden. Eine Regel des Vegetius sagt: wenig Leute werden tapfer gebören, der Fleiß kann durch gute Erziehung viele dazu machen.

Tapferkeit verlanget Uebung. Der äuſsre Körper muß abgehärtet werden: sonst halten die muthigen Gesinnungen nicht aus. Wer friert, hungert, leidet, der höret auf zu denken: und wer nicht mehr denkt, oder nicht scharf, lebhaft denkt, ist zur Ausübung schwerer Arbeiten nicht mehr fähig, er ist nicht mehr Geist — Es ist aber auch gleichsam eine Abhärtung des innern Nervensystems nöthig, um das geheime Zittern, welches von der Gefahr hervorgebracht wird, zu verhindern, und den Pulsschlag in Ruhe zu erhalten. Der ganze Körper muß in einen Zustand der Anstrengung und des Gegenstrebens gegen etwas versezt werden, welcher dem Widerstande, den die Seele leisten will, analog ist.

Wenn man einen Schmerz verbeissen kann, indem man die Zähne zusammenknirscht, die Faust schlieſst, die Muskeln steift: so muß eine ähnliche Anstrengung auch beytragen, die Furcht zu überwinden. Oefters Versuche dieser Art, unterstüzt auf der einen Seite durch Gesundheit und frisches Blut, auf der andern durch Grundsäze, können endlich den Muth in der Seele selbst befestigen.

Eine wohlgebildete Seele, die erhabener Begriffe fähig ist, und in einem gesunden Körper wohnet, fühlet den Ruf der Tapferkeit. Der Befehlende, der ihm folget, wird durch sein Beyspiel, seine Untergeordneten in allen Vorfällen aufmuntern, und in der Herzhaftigkeit, Gehorsam und guten Sitten ihnen vorgehen. Alle Ausschweifungen sind strafbar, alle gegen die guten Sitten verübte Thaten, zeugen von einer Seele, welcher die edle Art zu denken, die wir in einem Soldaten suchen, fremd ist.

Wen wollen wir höher schäzen, als einen ehrliebenden Mann, der seine Bemühungen darauf wendet, tugendhaft und herzhaft zu seyn, durch die gefährlichsten Unternehmungen für das Wohl seines Fürsten, Ehre zu erwerben, ohne Eigennuz, ohne Habsucht, seine Belohnung in der eigenen Ueberzeugung rechtschaffen zu seyn suchet, und den Beyfall der Redlichen, derer, die ihm vorgesezt sind, für das schäzbarste Gut hält, das er erwerben kann.

Spartens Phalanx, und die Siege der noch nicht ausgearteten Schüler Lykurgs sind bekannt. Woher kam die Herzhaftigkeit dieses Volks? Man sage nicht, daß sie in der Lage, in der Beschaffenheit des Landes ihren Grund gehabt. Misitra steht noch da, wo Lacedämon war, aber Cleomenes und Ageſilaus und jene bis zum Unglaublichen gestiegene Mannhaftigkeit sucht man vergebens daselbst. Man wage es nicht, die elenden Mainotten mit jenen Soldaten des Brasilas, noch ihre Anführer mit ihm zu vergleichen. Die Lacedämonier hatten ein eignes Gesez, daß die aus einer Schlacht Entflohenen, von allen Aemtern ausgeschlossen und jeder Mißhandlung ausgesezt seyn; zerrißne Kleider von einer besondern Farbe tragen, und zu keiner Heurath mit den Töchtern ihres Vaterlandes gelassen werden sollten. Lycurg

hatte es in seiner Stadt dahin gebracht, daß jeder den Tod einem schimpflichen Leben vorzog, und das Leben ward schimpflich, wenn man gegen die Feinde nicht das Aeußerste gethan hatte. Die pöbelhafteste Gesinnung konnte die Schande, die Erniedrigung und die beständigen Vorwürfe nicht ertragen. Ein Feiger ward von der ganzen Welt verlassen, in Gesellschaft würdigte ihn keiner, mit ihm zu reden, in den Uebungsplätzen war er bey öffentlicher Zusammenkunft allein, man floh vor einem solchen Menschen. *)

*) Darf ich es sagen? — Doch ich muß es sagen. Der ehrwürdig Herzhafte wird mit mir einstimmen und um den, der sich getroffen fühlt, bekümmere ich mich nicht. „Wären wir alle, allenthalben Spartanisch gesinnt, regierten uns aller Orten Spartanische oder Römische Kriegsgesetze, die eine solche öffentliche Abwürdigung und laute Verachtung erlaubte: — O wie oft würde mancher allein bleiben, und hinwiederum andere sich dieser oder jener Gesellschaft entschlagen müssen! Heut zu Tag verfolgt die Unehre und die öffentliche Verachtung nicht immer, auch nicht auf jeden Posten, den Feigen. Es ist ihm vergönnt in Abwesenheit der Gefahr bisweilen noch lauter zu seyn, als es die wahre Herzhaftigkeit ist. Poltronerie und Feigheit ist oft am sinnreichsten, besonders in Friedenszeiten, sich unter einem falschen Scheine von Herzhaftigkeit zu verstekken, und im Kriege Mittel zu erfinden, da ohne Gefahr zu entkommen, wo der Herzhafte gar keinen andern Ausgang, keinen Weg als durch den Feind sieht.

Ich kann mich nicht enthalten, hier einer sonderbaren Strafe Erwähnung zu thun, zu welcher ein gewisser Hauptmann Frangir, Statthalter von Fontarabien Anno 1525 verurtheilt wurde, weil er diesen Plaz den Spaniern übergeben hatte. Nachdem er seines Adels entsezt worden, wapnete man ihn von Kopf bis zu Füßen, und brachte ihn auf ein Gerüste, auf welchem zwölf Priester saßen. Nachdem man ihm sein Urtheil vorgelesen hatte, das ihn für einen

Die Gefahr, welche die Geſeze dem Flüchtlinge vorbereiten, iſt gewiſſer als die, welche ein Feind drohen kann. Der Verluſt der Hoffnungen, des guten Namens, der Frucht ausgeſtandener Beſchwerlichkeit, der Vorwurf, die

Eidbrüchigen, Ehrloſen und Verräther erklärte,' fiengen ſie an die Todtenmeſſe zu ſingen. Bey Endigung eines jeden Pſalms, machten ſie eine Pauſe, während welcher ihm ein Waffenherold ein Stük ſeiner Rüſtung abnahm, und dazu überlaut rief: Dies iſt der Helm des Feigen, hier ſein Schild ꝛc. Beym lezten goß man ihm ein Becken mit warmem Waſſer über den Kopf, und ließ ihn an einem unter die Achſeln gezogenen Seil vom Gerüſte auf eine Schleife herunter, die mit einem Leichentuche bedekt war. Man trug ihn in die Kirche, wo die Prieſter den Pſalm: Deus laudem meam ne tacueris, über ihn abſungen, und überließ ihn alsdann ſeiner Schande und ſeinem Schikſale. —

Eine andere Anecdote, die mit obiger ſeltſam contraſtirt, hat uns der Marquis von Feuquiere in ſeinen Denkwürdigkeiten aufbehalten. Er ſagt daſelbſt, nachdem er die Fehler bemerkte, welche vor und in der Schlacht bey Höchſtädt begangen worden; „Keiner von allen franzöſiſchen Generalen dachte nach der Gefangennehmung des Marſchalls von Tallard daran, die Infanterie aus dem Dorfe Blindheim zu ziehen; und ſelbſt diejenigen, denen ſie anvertraut war, verließen dieſe Infanterie, noch ehe ſie angegriffen worden, oder machten doch nicht die geringſte Bewegung, um aus dem Dorfe zu kommen. Es ſchien, als wären lezztere nur da geblieben, um ſich die Schande aufzuladen, dem Feinde 27 Bataillons und 12 Eſcadrons der beſten Truppen in die Hände zu liefern. Eine ſo ſchändliche, infame That, ſezt er voll Verachtung hinzu, daß ſie von der Nachkommenſchaft um ſo weniger wird geglaubt werden können, wenn ſie zugleich vernimmt, daß einem einzigen Brigadier von der Infanterie ausgenommen, der caſſirt wurde, alle andern Urheber oder Zeugen dieſer Zaghaftigkeit, belohnt und zu höhern Stufen befördert wurden!

Verachtung, der Haß und die empfindliche eigene Reue scheinen Einigen unerträglicher als der Tod. Man mache, daß alle unsere Soldaten so denken, so werden sie, wie die heilige Schaar der Thebaner, als Helden lieber sterben und nicht einmal leben wollen, wenn sie sich fürchten sollten. Man mache nur den Soldaten geschikt und fähig beym Vorwurfe einer unanständigen That roth zu werden, bey der Beschimpfung, die auf das Laster folgt, empfindlich zu seyn. Fürchtet er sich vor dem Tode, so zeige man ihm, daß er ihm nur durch tapfere Gegenwehr entgehen könne. Hat er Beschwerlichkeiten zu ertragen, so zeige man ihm bey den Fahnen des Feindes das Ende derselben. Dort ist Wasser, sagte Marius zu seinen Römern, die er nun mit den Cimbern bekannter gemacht, zum Treffen erhizet und nahe an ein von ihnen besetztes Wasser gelagert hatte.

Tapferkeit und Herzhaftigkeit sind bey den Griechen, wie bey den Römern, die am meisten geschäzte Tugend gewesen; aber es ist ein Vorurtheil, das sich noch nicht verloren hat, daß ein Officier weiter nichts als brav seyn, weiter nichts als vorwärts reiten, und wenn er von der Cavallerie ist, einen tüchtigen Säbelhieb zu führen wissen müsse. Käme es nur darauf an, Leute zum niedermezeln zu führen, so würden die guten Anführer gewiß weniger selten seyn. Das Kriegshandwerk erfordert noch mehr. Man muß einen gewissen Heroismus in die Corps zu bringen suchen, der, wenn er sich einmal eines Theils von ihnen bemächtiget hat, sich nicht blos an den ersten Anführern des Heers auszeichnen, sondern auch in den un-

Sollte wohl dies das einzige und lezte Beyspiel seyn, von belohnter Feigheit, und Verfolgung und Entfernung derjenigen, deren Anblik geheime und unerträgliche Vorwürfe erregen?

terſten Claſſen ſeine Züge hervorbrechen laſſen wird; Leute von gemeiner Herkunft und Erziehung werden mit der Zeit ihre Rohheit ablegen und nach den Muſtern, die ihnen vorſchweben, ſich zu heroiſchen Gefühlen erheben; Officiere, Soldaten werden nicht blos in Tapferkeit, einer ſehr oft mechaniſchen Tugend, ſondern auch in edelmüthigen Geſinnungen, ihren Generalen nacheifern; alles wird gleichſam Eine Bildung und Eine Farbe annehmen, alles wird zu Einem Geſchlechte zu gehören ſcheinen. „Wo willſt du hin?“ ruft der Herzog von Lurenburg in der Schlacht bey Nerwinden einem Soldaten zu, den er aus ſeinem Gliede treten ſieht. „Ich will vier Schritte von hier ſterben,“ antwortete dieſer, indem er ſeinen Rok auseinander ſchlägt, und eine tödtliche Wunde zeigt, aber ich danke dem Himmel, daß ich das Leben für meinen König verliere, und unter einem ſo würdigen General gefochten habe. Ich kann Ihnen jezt, da ich dem Tode nahe bin, die Verſicherung geben, daß unter meinen Kameraden kein einziger iſt, der nicht eben ſo geſinnt wäre.“

Bey dem Leichenbegängniſſe des General-Feldmarſchalls Moritz, Grafen von Sachſen, in der Hauptſtadt des Elſaſſes, kommen zwey Grenadiere, die unter ihm gedient hatten, in den Tempel, wo ſeine Aſche eingeſenkt war. Sie nähern ſich ſtillſchweigend, mit traurigem Geſichte, und mit Thränen in den Augen. An dem Fuße des Grabes bleiben ſie ſtehen, ſehen es an, benezen es mit ihren Zähren. Hierauf zieht der eine ſeinen Degen, ſezt ihn auf den Marmor des Grabmals, gleichſam, als ob die Aſche des Helden die Kraft hätte, Tapferkeit mitzutheilen. Seinen Kameraden ergreift eben dieſe Empfindung, daß er ſeinem Beyſpiel folgt. Sodann gehen ſie beyde, mit den Augen auf den Boden geheftet, weinend hinweg, ohne ein einzi-

ges Wort zu sagen. — Solche Ausdrüke der erhabensten Empfindungen werden sich in den verschiedenen Abtheilungen eines Corps — einer Armee, häufen, wenn man auf alle Art dahin trachtet, sie zum Gefühl ihrer Würde und ihrer Stärke zu weken. Wenn man ihnen bey jeder schiklichen Gelegenheit, oft vorhält, was sie gethan haben, und ihnen durch lebhafte Schilderungen der großen und verdienten Männer, die sie in ihrem Schooße hervorgebracht, und der Thaten, die sie verrichtet, Vertrauen zu sich selbst einpräget, einen edlen Stolz einflößet, und überhaupt überall die Begriffe der Ehre geltend zu machen sucht. Diese Hochschäzung der Ehre und aller militarischen Tugenden; dieses immer gegenwärtige Bewußtseyn des eigenen Werthes; diese sichere Erwartung eines höhern Ruhms, einer höhern Beförderung, wird allmählich der Denkungs-Art eines ganzen Corps eine gewisse Elasticität geben, vor dem Feinde einen glühenden Muth, in der Widerwärtigkeit eine unbesiegbare Standhaftigkeit; wird dasselbe bey jeder Veranlassung zu einer Menge der herrlichsten Thaten begeistern; demselben die Gnade des Fürsten, den Beyfall aller Herzen und die Achtung aller tapfern und ehrliebenden Soldaten zuweisen!

Ich will diesen Abschnitt mit einer Stelle schließen, in der sich Montluc, in seiner Soldaten-Sprache so kernhaft ausdrükt: „Ihr Befehlshaber, sagt er, die ihr Leute zum „Tode führet! denn was thut der Krieg anders? Wenn „ihr sehet, daß ein Soldat eine tapfere That begehet, so lo„bet ihn öffentlich: erzählt es denen, die sich nicht dabey befunden haben. Sizt ihm das Herz auf der rechten Stelle, so wird er dieses Lob über alles in der Welt schäzen; er wird bey dem ersten Vorfalle es noch besser zu machen suchen. Ich habe mit den Officieren, die unter mir gestanden, es allezeit so gehalten, ich habe den gemeinen

Soldaten auch Recht widerfahren laſſen; aber ich hätte ſie auch mit dem Kopfe gegen eine Mauer laufen laſſen, und ſie an dem gefährlichſten Orte ſtandhaft und in Ordnung erhalten können. Wenige Worte des Befehlenden, die Beyfall und Zufriedenheit zeigen, ſieht ein Ruhmbegieriger, als eine Belohnung an. Man muß öffentlich loben, und eben ſo ſtrafen. Iſt es wahr, daß die Zeiten ächter Ehrliebe beynahe vergangen ſeyn, daß ein Kaufmanns-Geiſt faſt alles erfülle? ſo glaube man nur, daß auch der Geiſt der Kriegszucht, der Tapferkeit, der Geiſt des Heldenmuths, bald aufhören werde.

IV. Abſchnitt.

Eigentlichere und nähere Beſtimmung der heroiſchen Tugenden. *)

Muth, Unerſchrokenheit, Standhaftigkeit waren natürlicher Weiſe die erſten Ausbrüche des Heroismus unter den alten Völkern; und wenn einige ſie darüber tadeln, daß ſie den Reiz der edlern Gattungen deſſelben, und die höhere Tugend nicht gekannt haben, ſo ſcheinen ſie weder die Schranken der Menſchheit in ihrem erſten Stande, noch die Gewalt der äußern Veranlaſſungen zu bedenken. Jezt müſſen freylich, Muth, Unerſchrokenheit, Standhaftigkeit, viel mehr ſeyn, als ſie bey ihrer erſten Erſcheinung auf dem Erdboden waren. Uneigennüzigkeit, Patriotismus, Wohlwollen, Großmuth, edler Stolz, zeigten ſich ſpäter unter den Menſchen, weil ſie eine größere Auswiklung der Erkenntnißkräfte, und eine Verfeinerung der Gefühle erforderten; und wir ſehen ſie auf eben den Stufen empor ſteigen, auf welchen die ſich immer mehr verbeſſernde Menſchheit ſich erhob.

„Aber, ſagt man, auch das, was man der Rohheit des erſten Standes der Menſchheit, und den Mängeln der

*) Betrachtung über die heroiſchen Tugenden.

Jahrhunderte verzeihen muß, nicht einmal gerechnet, so erscheinen doch auch in aufgeklärten Zeiten die heroischen Tugenden sehr oft vermischt mit großen Fehlern. Der Cardinal von Retz, und — Ja wohl! haltet nur ein! Wer wird es läugnen? Allein, wo hat die menschliche Natur eine rühmliche Eigenschaft, die nicht zuweilen durch eine beständige Fortschreitung sich bis an die Gränze der Unvollkommenheit verlieren sollte? Wenn heroische Seelen ihre Fehler haben, so entspringen sie gemeiniglich aus einem zu großen Vertrauen auf ihre Kräfte, aus der Uebertreibung ihrer Tugenden, oder aus dem Uebergewicht, das zuweilen wohl die Leidenschaften über die Vernunft erhalten: und wenn ihnen selbst in der Laufbahn der erhabensten Thaten ihre Schwachheiten zur Seite gehen, so bedeutt, daß sie den Zoll abtragen, den sie der Menschheit so lange schuldig sind, als sie ihr unterworfen bleiben.

Durch ihre Fehler sind die erhabensten Menschen mit den übrigen verbunden; wäre ihre Tugend ganz vollkommen, so würde sie berauben, und nichts als eine kurze Bewunderung hervorbringen. Der Schauplaz, auf welchem diese Fehler begangen werden, macht sie freylich in ihren Folgen groß: aber noch größer macht sie oft die Verwunderung, da man sie nicht vermuthete, und das Geschrey des gemeinen Haufens, der gern nach einem fallenden Riesen hinzuläuft. Nicht bitten sie um Nachsicht, sie fordern sie, weil dergleichen Fehler gemeiniglich bey verwikelten Unternehmungen sich ereignen, und weil sie so sehr durch große Tugenden vergütet werden. Und wenn heroische Seelen in ihrer öffentlichen Bahn nicht fallen, wenn sie da alles leisten, was sie nach der Beschaffenheit ihrer Zeit, und ihrer Situation, und nach der Erlaubniß der Natur leisten können, wenn sie so weit über die gewöhnlichen Schranken hinaus-

ſpringen, als vor ihnen keiner, oder nur wenige thaten; wer wollte denn ein ſo wenig edelmüthiger Beurtheiler ſeyn, daß er das Auge von ihren erhabenen Thaten herab nur auf ihre kleinen Schwachheiten ſenkte, nur hörte, was die Soldaten hinter dem Cäſar, bey ſeinem Einzuge in Rom ſingen, oder was für Anekdoten der leichtſinnige Franzoſe in ſeinen Memoires auskramt? „Marlborough war ein ſo großer Mann, daß ich ſeine Fehler vergeſſen habe,“ war Bolingbroke's Antwort, als man ihn fragte, ob die wider ihn angebrachten Beſchuldigungen wahr wären. Man weiß, und wer es weiß, wird nicht vergeſſen, wie freymüthig und mit welchem guten Erfolg vor etlich und zwanzig Jahren, einer der größten jungen Prinzen und Deutſchland zu Verſailles für den Herzog von Broglio redete, den er im Felde gegen ſich gehabt hatte. So urtheilen heroiſche Seelen; man vergißt nicht ſie zu loben, zu bewundern; aber auch immer ihnen nachzuahmen.

Laßt uns nun in möglichſter Kürze die Hauptzüge von den heroiſchen und erhabenen Tugenden angeben.

Wir denken uns unter dem Helden einen Mann von der erſten Claſſe der Menſchen, in welchem ſich alle großen Eigenſchaften, die in tauſend andern nur zerſtreut angetroffen werden, vereinigen; das heroiſche muß alſo das unter ſich begreiffen, was dieſem eigen iſt, wodurch er ſich von andern unterſcheidet. Eben ſo nennen wir das Erhaben, welches über etwas iſt, womit es in einer Vergleichung betrachtet wird. Daher verknüpfen wir mit dem Heroiſchen und Erhabenen einerley Ideen. Wir nennen das Erhaben, wo wir die lezten Stufen für die Menſchheit erblikken, wo ſie ſich gleichſam aus ihrer angewieſenen Sphäre in eine höhere, die ihr nicht eigen zu ſeyn ſcheint, hinaushebt, wo

wir nach dem Ausſpruch des Seneca in der Schwachheit des Sterblichen die Standhaftigkeit eines Gottes ſehen, wo die Grade ſo ſteigen, daß eine mittelmäßige Seele ſich keine Vorſtellung mehr davon machen kann.

So ſehr verlieren ſich die heroiſchen Tugenden aus dem Geſichtskreiſe gemeiner Menſchen weg in ihre eigene Höhe hinaus; unterdeſſen daß der Schwarm von Sommerinſekten in der Tiefe ſummſt, ſchwebt der Vogel Jupiters in der bekannten Bahn über die Wolken hinauf.

Zwiſchen Erhabenheit und Größe iſt ein Unterſchied. Eine Handlung kann groß ſeyn, ohne erhaben, und erhaben ohne groß zu ſeyn; eine Handlung kann aber erhaben und groß zugleich ſeyn.

Noch finden wir einen Unterſchied, vielleicht bemerkbarer, als der war, den wir eben anzeigten. Eine Handlung kann groß ſeyn, ohne zugleich tugendhaft zu ſeyn. Allein mit einer erhabenen Handlung verknüpfen wir immer den Begriff des Tugendhaften. Größe und Tugend können wir leicht in den Ideen trennen; aber die Begriffe der Erhabenheit und der Tugend geſellen ſich immer ſo geſchwind, als wenn ſie zuſammengehörten, und nicht anders, als verknüpft, gedacht werden könnten.

Man errege nicht den Einwurf, daß es auch heroiſche Laſter gebe. Dies iſt ein Ausdruk, womit man ſie bezeichnet, in ſo fern ſie eine nicht gemeine Kühnheit und Standhaftigkeit vorausſezen, wie beym Catilina, und der ſich nur auf theatraliſche Sittlichkeit bezieht.

Die Schaubühne hat ihre eigene Geſeze, und ihre eigene Sprache; und wie der Zwek des Trauerſpiels iſt, Lei-

denschaft zu erregen, so können dazu auch Laster von einem hohen Grade dienen, und diese pflegt man Heroische zu nennen. Nicht aber das, was theatralisch gut ist, ist deswegen auch sittlich gut. Und der Gebrauch des Ausdruks ist so eingeschränkt, daß er uns nicht hindert, mit unsrer Idee von Erhabenheit auch die Idee der moralischen Güte zu vereinigen.

Die Verwechselung des Niedrigen, und des Niederträchtigen, ist gewöhnlich; man unterscheide diese Wörter. Niederträchtig bezeichnet entweder ein Laster, oder hat doch einen Anstrich davon; nicht aber niedrig. Wie viele Denkungsarten, Gesinnungen, Handlungen müßten nicht lasterhaft seyn, wenn sie es wären, weil sie nicht erhaben sind? Das Niedrige verträgt sich noch immer mit der Tugend. Und wenn wir es als den Gegensaz des Erhabenen annehmen, so sind die Handlungen der meisten Menschen niedrig, oder von der gewöhnlichen Art; sie gehen in einer gewissen Bahn fort, mit mäßigen Schritten, ohne einen kühnern oder geschwindern Gang anzunehmen, ohne sich gleichsam über sich selbst zu erheben.

Der erste Zug in einer erhabenen Seele ist die **Uneigennüzigkeit**. Diese Gesinnung ist eine heitere Quelle, die sich in alle übrigen Empfindungen ergießt, und ihnen eine Lauterkeit mittheilt, die einen höhern, als menschlichen Ursprung zu haben scheint. Sie ist eine innere Reinigkeit der Absichten, und eine Spannung der Triebfedern durch sich selbst, ohne daß diese aus der Hoffnung persönlicher Vortheile entspringt. Sie ist eine göttliche Kraft der Seele, wodurch sie sich aus sich selbst zujedem guten Entschluß zu jeder guten That erhebt, begeistert allein von der Schönheit der Tugend,

und

und frey von dem Verlangen nach andern Belohnungen, als die das ſtille Bewußtſeyn der erfüllten Pflicht gibt. Von äußern Eindrüken unabhängig, und mächtig gebietend über jede niedrige Bewegung, ſtrebt die uneigennüzige Seele nach der Tugend, nur darum, weil ſie Tugend iſt: eben ſo unempfindlich gegen den Verluſt als gegen den Gewinn; eben ſo entſchloſſen zur Aufopferung der Güter, die ſie hat, als zur Verachtung derer, die ſie erlangen kann; eben ſo bereit einem Throne, als dem Leben, um der Pflicht willen zu entſagen.

Ohne das Verdienſt der Uneigennüzigkeit, verdunkelt ſich, ſelbſt bey allem Lobſpruch der Welt, der Glanz der Heldenthaten; ihr Werth fällt, und unſre Achtung gegen ſie, ſo bald das ungeblendete Auge ſie betrachtet. Uneigennüzigkeit iſt der Grundſtoff aller erhabenen Geſinnungen, und gibt den Tugenden die höchſte Würde, eine Würde, die ſo empfindbar iſt, daß jeder Menſch von einigem guten Gefühl, auch wenn er ſie nicht erreicht, ſie doch ſeinen Handlungen zuzueignen ſtrebt. Bekannt iſt die Unterredung des Fabricius und Pyrrhus beym Dionyſius von Halicarnaß; aber, wen rührt ſie nicht, ſo oft er ſie wieder lieſet? Wer die Hoheit der Geſinnung des Fabricius, von ſolchen Grundſäzen unterſtüzt, nicht empfindet, wer nicht durch Hülfe ſeines eigenen Herzens das weiß, was Pyrrhus nach der Antwort jenes großen Mannes, für ihn gefühlt haben müſſe; der verlange nicht, daß wir es ihm erklären. —

Wohlwollen mit Enthuſiaſmus iſt eine erhabene Geſinnung: ſie würde es nicht ſeyn, wenn ſie nicht Uneigennüzigkeit in ſich faßte. Iſt dieſes Wohlwollen allgemein, ſo hat es zugleich eine Miſchung von Größe; ſeine Erha-

heit wird durch das Uneigennüzige, und durch die Lebhaftigkeit, durch das Feuer bestimmt, womit es sich äußert.

Eine Gattung des Wohlwollens ist Patriotismus, gerichtet auf das Wohl des Vaterlandes. Nicht blos Liebe des Vaterlandes, entsprungen aus den natürlichen Verbindungen mit unsern Familien, die es in seinem Schooße trägt, aus seinen Vorzügen an Annehmlichkeit, an Macht, an Reichthum, woran wir Theil nehmen, oder aus den persönlichen Vortheilen, die uns seine Verfassung giebt; nicht blos Bereitwilligkeit zu einigen guten Verbesserungen, wobey ein vorhergesehener Zuwachs an Ehre, Vermögen, Bequemlichkeit belebt, macht den Patriotismus aus. Würde er alsdann wohl eine heroische Gesinnung seyn können? Also eine lebhafte und unwandelbare Empfindlichkeit der Seele gegen alles, was das Vaterland angehet, genährt aus richtigen Grundsäzen; ein feuriger Eifer, ausgebreitet über die Erhaltung seiner Gesezze, seiner Ordnung, seiner Sicherheit, über die Vermehrung seines Wohlstandes, seines Ruhms, seines Ansehens bey andern Staaten: eine immer gleiche Bereitwilligkeit, ihm in jeder Verlegenheit, mit Einsichten, mit Erfahrenheit, mit Mühe, mit Nachtwachen, selbst mit den liebsten Gütern beyzustehen, es gegen alle Anfälle gern zu schüzen, gern in seiner erforderten Vertheidigung Blut und Leben aufzuopfern, und dies alles aus herzlicher Liebe des Vaterlandes, ohne Rüksicht auf persönliche Befriedigungen, dieß ist Patriotismus. — Man wundre sich nicht, daß die Geschichtschreiber dem Patriotismus so große Lobsprüche beygelegt haben. Er war die mächtigste der Triebfedern, die jemals in einem freyen Staate gewirkt haben, die Stüze, der durch ihre eigenen Fehler oder unter feindlichen Angriffen sinkenden Republiken, der Schöpfer der Thaten, die nach den Wundern den ersten Plaz in der Geschichte ein-

nehmen. Welche Gemälde erscheinen hier, indem sie den Vorhang der Zeiten aufzieht! Wo sollen wir zu bewundern anfangen? wo zuerst unsre Blike heften? Auf jenen Jüngling, der, indem er in den Streit fliegt, und seine Geliebte alle Macht der Zärtlichkeit anwendet, ihn zurük zu halten, männlich stark gegen die zaubrische Gewalt der weiblichen Beredsamkeit, stark gegen ihre Thränen, sagt: „ehe ich dir zugehörte, gehörte ich meinem Vaterlande zu?“ Oder auf jene Edeln, die einem ganzen Heere sich entgegen sezten, dem gewissen Tode für das Vaterland so froh, als einem Feste, entgegengingen, deren Mütter bey der Nachricht von ihrem Fall ausrufen konnten: „Dazu haben wir sie geboren;“ sich mit Kränzen schmükten, und in die Tempel eilten, den Göttern für so brave Söhne zu danken? Oder auf jenen eben so Vorsichtigen als Tapfern, der, nach der unglüklichen Schlacht, entkräftet, mit seinem eigenen Blute bedekt, auf einem Steine sizt, alle Hülfe eines thränenden Mitleidens verbittend, seiner Schmerzen, und seiner Erhaltung uneingedenk, nur die Noth des Vaterlandes empfindet, und, nachdem er dem Senate sagen lassen, was noch zur Rettung Roms zu thun sey, sein sterbendes Haupt unter die um ihn erschlagenen Soldaten hinsenkt? Oder auf jenen Patrioten, der zu Syracus das eiserne Joch der Tyrannen zerbricht, dem Staate Freyheit, Frieden, Wohlstand und Reichthum, den zerstörten Städten wieder Häuser, Einwohner, und Geseze gibt, und für viele Jahre voll Arbeit und Gefahr keine andere Belohnung will, als, die geliebten Bürger zufrieden zu sehen; auf dich, unsterblicher Timoleon, der du im Leben die Liebe der Deinen, und im Tode der Gegenstand ihrer Thränen warst, der du in der Geschichte einen Lobspruch zurük gelassen, welcher alle Fürsten eifersüchtig machen sollte, die rühmlichste Aufschrift auf den Ehrensäulen und Grabmälern

der Könige: „Das Volk lebte nach seinen Einrichtungen, und lebte lange in einer großen Glückseligkeit!“ —

Mit diesem Patriotismus ist eine andere erhabene Gesinnung, die Großmuth verwandt. Allein, wenn gleich zur Idee des Patriotismus sich die Idee der Großmuth geselle; so ist doch dies ein unterscheidendes Kennzeichen, daß diese mehr auf das Allgemeine gerichtet, jener aber auf das besondere Interesse des Vaterlandes eingeschränkt ist. Man kann Großmuth haben, ohne Patriotisch zu seyn; aber den Patrioten denken wir uns immer als großmüthig. Das Wesen der Großmuth bestehet in einem hohen Grade eines reinen Wohlwollens, verbunden mit Ueberwindung solcher starken Begierden, die es sonst zu stören pflegen. Sie ist eine Art von Adel, die sich der Gerechtigkeit, Versöhnlichkeit, Liebe, Freundschaft, Wohlthätigkeit mittheilt, und ihnen eine Würde gibt, die sie vorher nicht hatten.

Der edle Stolz beschließt nach unserer Anordnung die Reihe der heroischen Gesinnungen. Er, das Eigenthum einer richtig denkenden, und wohlgearteten Seele, ist die gegründete Schäzung ihrer selbst, die sie aus der Empfindung sowohl ihrer Fähigkeiten, als auch der Würde der Bestimmung derselben schöpft. Das sichere und lebhafte Bewußtseyn, das die Seele von ihren Kräften und von den wahren Gegenständen hat, auf welche sie dieselben anwenden soll, macht die Grundsäule dieser Gesinnung aus; darauf erhebt sie sich zur Verachtung der Vorurtheile und Laster, alles dessen, was in den Gedanken, in den Begierden und Handlungen niedrig ist, zur beharrlichen Entschlossenheit, ihre Fähigkeiten nicht blos rühmlich anzustrengen, sondern sie auch nur auf die Betrachtung und Behandlung der würdigsten Vorwürfe zu richten, zum rechten Gebrauch ih-

rer Ueberlegenheit an Einsicht und Muth, zu einer Art der Ehrerbietung gegen sich selbst, zur Zuversicht in sich selbst und zum Unwillen gegen alles, was sie von der Höhe ihrer Tugend herabsezen will. — Belebt von diesem edlen Stolz will der Römische Senat weder durch Hülfe der Verrätherey, noch durch Betrug der Staatskunst siegen, sondern alles auf den Ausschlag der Waffen sezen; nicht bey Gewalt, sondern bey Unterhandlungen Vorschläge hören; und die Friedensbedingungen, die der siegende Feind von selbst anbietet, nicht eher annehmen, als bis er aus dem Gebiete der Republik weggezogen ist, und sie sodann durch eine Gesandschaft vortragen läßt.

Mit eben der Hoheit der Seele läßt **Marcian** dem König der Hunnen auf die Abforderung eines schimpflichen Tributs sagen, „daß er Geld für seine Freunde, für seine Feinde aber Stahl habe.“ „Ich will erscheinen, antwortete **Eduard**, Prinz von Wallis, aber mit sechzigtausend Mann,“ als **Carl** der Fünfte von Frankreich sich erkühnet hatte, ihn, als einen Vasallen, vor sein Parlament zu fordern; und er hielt sein Wort. Vornehmlich erhebt sich die Seele durch diesen Stolz über die Widerwärtigkeit empor; denkt, je mächtiger die Angriffe des Schikfals sind, nur desto lebhafter ihre ganze Stärke; will, wenn alles sie verläßt, sich doch selbst nicht verlassen; und aufgerichtet durch Zuversicht zu sich selbst, voll von dem Entschluß, sich bey ihrer innern Würdigkeit fest zu erhalten, will sie den Unfällen nicht auf niedrigen Wegen ausweichen, ihnen zwar Gut und Leben, nicht aber ihren Muth, nicht ihren Ruhm aufopfern. Den Thron nur, nicht die innere Majestät konnte die Raserey des brittischen Volks seinem König, **Carl** dem Ersten, nehmen.

Die Zusammenstimmung des äußerlichen Betragens mit dem edlen Stolz der Seele macht den heroischen Anstand aus; er ist das schikliche Verhältniß der Rede, der Miene, und der Stellung zu dem Gefühl der innern Würde. Diese Empfindung hat ihren eigenen Ausdruk, der ihr zugehört, wodurch sie sich ankündiget, woran man sie sogleich erkennt; eine Sprache, einen Ton, eine Miene, einen Gang, eine Stellung, die sie nie verläugnet, von welchen sie sich nie entfernen kann. Cäsar in den Händen der Seeräuber befiehlt und droht, als wenn er unter seinen Soldaten wäre; Carl, von dem Glük seiner Waffen verlassen, ohnmächtig auf den Boden des Ottomanischen Reichs hingeworfen, fremder Hülfe selbst bis auf die täglichen Bedürfnisse des Lebens benöthigt, spricht und fordert Gehorsam gebieterisch, als wenn er mit seinen Unterthanen zu thun hätte.

Dieser heroische Anstand zeigt sich: bald in einem beredten Stillschweigen, dessen Sinn von einem Blik, oder von einer Bewegung der Muskeln im Gesicht erkläret wird. Bald in dem Heftigen der Red: „Tyrannn, steige herunter vom Thron, laß deinen Herrn hinauf!“ spricht Pulcheria zu dem After-Kaiser Phocas. Bald in dem Zuversichtlichen der Medea: „wen habt ihr wider so viele Feinde? — Mich selbst. Bald in dem Nachdrüklichen der Antwort: „Wie willst du, fragt der Macedonische Sieger den König Porus, daß ich dir begegne? — Als einem Könige,“ antwortete der Ueberwundne. Bald in der schnellen Erwiederung, die gleich trifft, ohne lang überdacht zu scheinen; „ich würde,“ sagt Parmenio, das vom Darius angebotene Lösegeld für die Gefangenen annehmen, wenn ich Alexander wäre; „und ich auch, versezt der Prinz, wenn ich Parmenio wäre.“ Bald in dem muntern Gang, womit

Sokrates durch die Reihe weinender Schüler und Freunde seinem Gefängniß zueilt. Bald in der gesezten, feyerlichruhigen Miene, womit der seiner Unschuld sich bewußte Graf Straffort vor seine mRichter steht und sein Todesurtheil anhört. Bald in der Stellung des verwundeten Feldherrn Bayard, der beym Gefühl seines nahen Todes sich unter einem Baume so legen läßt, daß er seine sterbende Hand auf den Degen stüzt, und den Feind, vor dem er nie geflohen, im Gesichte behält.

Wenn der heroische Muth, indem er die gemeinen Wege verläßt, sich auf einer Bahn zeigt, worauf noch keiner ging; so wird ein Entschluß, der nichts mehr als kühn ist, oft von dem tief unten stehenden Haufen als verwegen betrachtet werden, und nur der glükliche Erfolg söhnt diesen mit dem Unternehmer wieder aus. Hannibal will von den Säulen des Hercules an, durch die wildesten Völker, über die Pyrenäischen Gebirge, die Rhone, und die Alpen mit seinem Heere ziehen, und die Römer mitten in dem Schoose Italiens überfallen. Die Eugene, die Friedriche, die Herzoge von Braunschweig erstaunen über ein solches Vorhaben nicht; sie loben den Helden, dessen Seele eines Entschlusses fähig ist, der, wenn ihm der Ausschlag entspricht, den ewigen Anfällen der Römischen Eifersucht auf einmal ein Ende machen kann. Aber wie manche mit Unternehmungen von dieser Art wenig bekannte Leser denken nicht bey der Geschichte: „Hannibal wagt eine unmögliche Sache! wie will er einen so weiten Weg vollenden, durch so viele barbarische Nationen, durch so viele Hindernisse der Natur sich durchschlagen? Bald wird er seine Verwegenheit mit dem Untergang seines Heeres bestraft sehen.“ Urtheilt nicht von der Bahn eines Helden; hört auf, ihn zu richten, sobald er sich aus euern Augen verliert. Er ist von seinem

Vorhaben voll; er kennt es besser als der Zuschauer; seiner Kräfte sich bewußt, weiß er, was er ausführen wird, und was er nicht ausführen kann. Seine Aussichten gehen da fort, wo die einigen aufhören; in seinem Geiste liegt eine Menge von Maßregeln, ein ganzer Vorrath von Entwürfen verschlossen, die sein Unternehmen unterstützen; und fehlen sie, so wird ihm schon seine unerschöpfliche Empfindsamkeit und Heiterkeit helfen.

Allein, wenn ein Entschluß so weit steigt, daß seine Unausführlichkeit gleich sichtbar in die Augen fällt; so mag auch jeder das von ihm sagen, was er ist. Wenn ein Entschluß einen Vorwurf hat, der über das Ziel der Kräfte hinausliegt, so hört er auf heroisch zu seyn, und wird — wie soll ich es nennen? — gigantisch.

Der Muth, der Entschlüsse heroisch macht, läßt gewisse Bestimmungen zu, mit welchen das Erhabene steigt: Schnelligkeit, Feuer, Beharrlichkeit. Die Schnelligkeit des Muths, diese glückliche Leichtigkeit der Seele, ein mit Schwierigkeiten und Gefahr verbundenes Unternehmen zu überdenken, und zu beschließen, ohne den langen Weg der Ueberlegung und der Berathschlagung zu gehen, ist mehr ein Geschenk der Natur, als eine Frucht der Bemühung. Diese Schnelligkeit des Muths treibt mit einem gewissen Ungestümm die Seele zu jeder Art der Unternehmung hin; belebt sie, sich Bahn zu machen, und die Gegenstände, die ihr entgegenstehen, durch ihre eigene Stärke umzuwerfen; entreißt sie dem Labyrinth fremder Rathgebungen, den langen Umweg der Ueberlegung, die oft das wichtigste Vorhaben in der Geburt erstickt.

Schon in der Schnelligkeit des Muthes liegt Feuer. Diese Ergießung der Lebensgeister, diese Erhizung der See-

le, dieſer heftig aufwallende Muth, der voll Ungeſtümm in der Bruſt der Helden pocht, und zum Siege hinreißt, verträgt ſich noch immer mit Heiterkeit des Geiſtes, mit kluger Bedachtſamkeit; fordert nach einer glüklich ausgeführten Unternehmung, wie der Marſchall Guſtav, von ſeinem Herrn keine geringere Belohnung, als dem Feinde noch einmal entgegengeſchikt zu werden; bricht, wo er Hinderniſſe findet, in den lauten Unwillen Guſtav Adolphs aus: „ihr ſeyd immer zu froſtig, und haltet mich in meinem Laufe auf;“ theilt in der Anrede des größten Königs in Frankreich, einem ganzen Heere Begeiſterung mit. — Unwille bey jeder Zurükhaltung, Betrübniß bey dem Mangel der Gelegenheit, Hindrängen an Oerter voll Gefahr, Frohlokken bey dem Anblik einer Situation, die eine heldenmüthige That zuläßt, begeiſterte Geſchäftigkeit und eine gewiſſe Trunkenheit der Seele auf einem Schauplaz, wo ſie ſich hervorthun kann, dies kündiget den feurigen Muth an, von dem man Wunder der Tapferkeit erwarten darf. Denn jene ſchlafloſe Eiferſüchtigkeit über die Siegeszeichen gekrönter Helden; jene Thränen über die Nachricht von gewonnenen Schlachten, die keine Nachärnte des Ruhms mehr übrig zu laſſen ſcheinen; jene ungeduldige Ausrufung: „O Vater Zevs! errette die Griechen, laß es helle werden, und bring uns lieber am Tage um!“ jener unruhige Kummer, in welchem Oſſian den jungen Fillan ſchildert, als ſein Vater Fingal einen Anführer des Heers ernennen will, und er mit allen umherſtehenden Helden auf dieſe Ehre wartet. Der junge Prinz, der in der Gallerie, umgeben mit den Bildniſſen ſeiner glorreichen Vorfahren, gern einſam, im betrachtenden Tiefſinn, umherwandelt, der das Geſchichtbuch oder das Gemälde, das eine That des Muths vorſtellt, nicht anbliken kann, ohne es mit einer heißen Thräne zu benezen, der an dem Tage der Schlacht über

seinen für die Waffen noch zu schwachen Arm seufzt, und von dem frischen Lorbeer der zurükkehrenden Sieger sein Auge voll Gram wegwendet, der den Ort, wo die Helden fielen, mit dem lauten Wunsch eines ähnlichen Ruhms betritt, und bey den feyerlichen Siegeszeichen, unter welchen die heiligen Gebeine der Epaminonden ruhen, voll Empfindung eines tiefen Schauers verweilt — welche Wunder verspricht er nicht dem Heere, das er anführen, welchen Glanz dem Reiche, das er beherrschen wird!

Die Beharrlichkeit des Muths erklärt sich sowohl durch seine lange Fortdauer bey einer Menge von Schwierigkeiten und Gefahren, als auch vornehmlich durch das Ausharren während der Zeit, in welcher er angespannt seyn muß. Sie, durch welche Thaten zu ihrer Vollendung, und Helden zum Ziel ihres Ruhms gelangen, ist eine Aeußerung der Stärke des Geistes, begleitet von Zuversicht, und von edlem Stolz; und es ist ein wichtiges Geheimniß erhabener Seelen, ihren Muth beharrlich zu machen, immer die Ideen in der Richtung zu erhalten, wodurch ihm seine Festigkeit gegeben wird; denn die wahren und unbeweglichen Grundsäze, woran sich der Verstand hält, machen den ächten Muth, und erheben ihn über den niedern Eigensinn weg. Rom, das niemals kühnere Entschließungen faßte, als bey den größten Gefahren, nicht damals von seinem Muthe wich, da Porsenna es aushungern wollte, nicht damals, da der in seinen Unternehmungen so glükliche König der Epiroter alle Armeen schlug; nicht, da die Gallier das ganze Land überschwemmet, die Stadt angezündet, das Capitol eingeschlossen hatten; auch nicht einmal, da Hannibal nach so vielen Siegen noch fünfzigtausend Mann der besten Soldaten aufrieb; nie sich für verloren hielt, nie dem Glüke nachgeben wollte, immer wieder wagte, immer

von neuem unternahm, selbst bey der unglüklichen Schlacht bey Cannä, wo die Republik schon ganz zu Grunde gerichtet schien, sogleich seine Kräfte zusammenraffte, um Syracusa, welches bundbrüchig war, und Capua, welches sich empört hatte, zu züchtigen — Dieses auf seinen Felsen unerschütterliche Rom zeigt uns an der Spize seiner Heere, und in der hohen Versammlung des Raths so viele Männer, die auf ihrem Vorhaben unbeweglich beharrten, daß man hier die Heimat des wahren Muthes nicht verkennen kann. Regulus, der unter der Reihe dieser Helden so sehr hervorglänzt, und den seine Siege weniger verherrlichet haben, als seine Zurükkunft nach Carthago, welche Festigkeit des Muths bewies er nicht bey einem Auftritt, in welchem sich alles zusammendrängte, was die Natur Rührendes und Schrekliches hat.

Bey der heroischen Geschäftigkeit der Seele äußern sich noch einige Eigenschaften und würdige Bestimmungen, Unerschrokenheit, Standhaftigkeit, Enthusiasmus.

Die Unerschrokenheit ist eine besondere Aeußerung der Seelenstärke; sie wird mehr von der Natur angelegt, als durch eigene Bemühung erworben; wohl aber bey dem öftern Aufenthalt in schrekklichen Gegenden durch die Macht der Gewohnheit erhöhet. Sie zeigt sich vornehmlich bey den Ueberraschungen der Schwierigkeit oder Gefahr, in den Situationen, die man nicht vorhersah, nicht vermuthete, und für welche man daher auch keine Maasregeln ersann. Sie ist nicht eine gänzliche Abwesenheit des Entsezens, nicht eine völlige Erhabenheit über alle Anwandlungen der Furcht; sie läßt noch eine geringe Erschütterung, einen körperlichen Schauer zu, und selbst der wakerste Kriegsmann darf, wie die Helden Homers, ein Mensch bleiben, er darf ohne Nach-

theil seiner Würde wohl einmal zittern, aber nicht sehr. Worin sie beſtehe, haben wir schon vorhin geſehen.

Noch eine Schilderung von Unerſchrokenheit liefert uns Boſſuet von der Königin Henriette von England. Wohin ich Kürze halber, den Leſer verweiſen muß.

Mit der Unerſchrokenheit hat die Standhaftigkeit eine nahe Verwandtſchaft; beyde ſezen Richtigkeit des Geiſtes und Stärke der Seele voraus; beyde überwältigen heftige Bewegungen, welchen der gewöhnliche Menſch zu unterliegen pflegt, beyde erhalten die fortdauernde Wirkſamkeit der bey einer Unternehmung angeſtrengten Kräfte. Die Würde der wahren Standhaftigkeit beſtehet darin, daß ſie fern von jener Verhärtung des barbariſchen Weltalters, der Natur ihr Recht läßt, und das Gefühl nicht erſtikt, ſondern es durch Grundſäze beherrſcht.

Der heroiſche Enthuſiaſmus, an welchem Ruhmbegierde keinen geringen Antheil hat, und welchen dieſe zwar nicht ſchafft; aber doch belebet, ſezt alles um ſich her in Bewegung. Wie ſehr der unſterbliche Condé dieſen Enthuſiaſmus beſeſſen, dieß hat uns der beredte Biſchof von Meaux erzählet.

Nicht alle Seelen erhalten in ihrer erſten Bildung unter den Händen der Natur eine ſolche Anlage und Miſchung der Fähigkeiten, wodurch ſie ſich zu der heroiſchen Höhe emporheben könnten; und nicht einmal die Wenigen finden immer die Hülfe der Erziehung, und die Veranlaſſungen, die ihnen zur Auswiklung ihrer Kräfte die hinlängliche Erſchütterung geben. Bey dieſer Seltenheit der heroiſchen Tugenden leidet das Syſtem der menſchlichen Glükſeligkeit nicht, weil ſie nicht allezeit die nothwendigſten ſind; ſo

bald aber die Welt nach dem Plan der Vorsehung gewisse Veränderungen, und wichtige Umwälzungen erfahren soll, so sehen wir auch heroische Kräfte zu der Zeit, an dem Orte, in der Richtung und mit allen den Beziehungen wirken, wodurch jedesmal die besondere Absicht am bequemsten erreicht werden kann. Wer hieran zweifelt, der lerne in der Schule eines Montesquieu, Hume, Abbt, die Geschichte mit ihrem philosophischen Geiste studiren.

Hier wird er zugleich erkennen, daß sie an kein Volk, an keine Regierungsform, an kein Clima, an keinen Stand, an keine besondere Classe der Menschen gefesselt sind. Die ganze Welt ist das Vaterland heroischer Seelen; sie sind für alle Oerter, für alle Zeiten, und äussern ihre Thätigkeiten in jeder Situation, die sie finden, in jeder Scene, wo ihnen keine unüberwindliche Hindernisse entgegen stehen.

Schon in der Tugendlehre der Alten machte die Tapferkeit und Großmuth einen beträchtlichen Theil aus, und man gab sich sehr viele Mühe, den Menschen diese Erhabenheit der Seele — freylich mehr durch Exempel, als durch trokene Lehren — zu empfehlen. Daher sezt Zeno, die Großmuth und die Tapferkeit unter die vornehmsten Tugenden. Plato nennt die Großmuth eine Fertigkeit des Gemüths, die uns über alle menschliche Zufälle, sowohl gute, als böse, emporhebe. Und in seinem Laches sagt er: Die Tapferkeit sey eine Tugend, welche sich auf alle Handlungen des Lebens erstrecke und alle übrige Tugenden in sich schliesse. Derjenige sey ein tapferer Mann, welcher, von der Klugheit unterstüzt, das Gute und Böse richtig beurtheile, dieses verabscheue, und nach jenem strebe, kurz, welcher tugendhaft sey. Aristoteles drükt sich hierüber also aus: Die Tugenden, welche den Leib betreffen, seyen die Tapferkeit, welche in schrecklichen Dingen die Mittel

straße beobachte, und die beyden Abwege der Kühnheit, und Zaghaftigkeit vermeide: und die Mäßigkeit, welche in der Erzögung des Leibes die Mittelstraße halte, deren Abwege die Unmäßigkeit und Unempfindlichkeit sey. Die Tugenden, welche mit der Ehre zu thun haben, seyen die Großmüthigkeit, welche in der Begierde nach hohen Ehren, oder hohem Stande, die Mittelstraße beobachte, und also den Hochmuth und die Niederträchtigkeit vermeide: und die Bescheidenheit, welche in dem Verlangen nach mäßigen und geringen Ehren die Mittelstraße halte, deren Abwege der Ehrgeiz und die Verachtung der Ehre seyen. Der sey großmüthig, der sich selbst großer Ehre würdig schätze: sich im Glük nicht erhebe, und im Unglük den Muth nicht sinken lasse. Tapfer aber sey derjenige, welcher sich vor Gefahren, ja selbst vor dem Tode nicht fürchte. — Cicero hat sich wohl über die Tapferkeit und Großmuth unter allen alten Moralisten am deutlichsten erklärt. Er sagt in dem ersten Buch seiner Pflichten: „Die Stärke und Größe der Seele zeigt sich vornehmlich in zwey Sachen: in Gesinnungen und in Thaten. Die Gesinnung ist die Geringschäzung aller äußern Dinge, die aus der festen Ueberzeugung entsteht, daß nichts der Bewunderung, der Wünsche und der Bestrebungen des Menschen werth sey, als innere Vollkommenheit des Geistes, und Regelmäßigkeit seiner Handlungen; und daß weder Menschen noch Zufälle fürchterlich genug seyn können, um sein Gemüth in Unruhe sezen zu dürfen. Wenn nun jemand mit diesen Gesinnungen und durch dieselben gestärkt, Unternehmungen wagt, und ausführet, die auf der einen Seite groß und nüzlich, auf der andern schwer sind; große Anstrengungen erfordern, und großen Gefahren ausezen, es sey des Lebens, es sey der Güter, die zum Leben gehören: so entstehet das zweyte, was den großen Mann ausmacht, — große Thaten. Unter diesen

beyden Stüken gibt das Lezere, dieser Tugend allen ihren Glanz, ihr Anſehen in der Welt, und ich ſeze auch noch hinzu, ihren Nuzen: aber das erſtere iſt die Quelle und die wirkende Urſache derſelben. Die Geſinnungen nämlich, von denen wir geredet haben, erhöhen die Kraft der Seele, und ſezen ſie über die Schwierigkeiten hinweg, welche andre abſchreken. Sie laſſen ſich aber ſelbſt unter zwey Hauptpunkte zuſammenfaſſen: Schäzung der Tugend über alles; und Ruhe und Freyheit des Gemüths. Beydes gehört zum großen Geiſte: ſowohl den Werth der Dinge kennen, und aus Einſicht in die Nichtigkeit der Güter, nach welchen die meiſten ſo eifrig ſtreben, ſie mit geſeztem und beharrlichem Muthe verachten; als auch das Unangenehme, das im menſchlichen Leben vorkommt, und das von mancherley Art iſt, ſo erdulden, daß weder das Gemüth ſeine Faſſung, noch das Betragen etwas von ſeiner Würde verliere. Es iſt aber ein Widerſpruch des Charakters, wenn der, welcher ſich nicht durch Gefahren zur Kleinmuth harte erniedrigen laſſen, ſich durch Scheingüter zur Lüſternheit verleiten läßt; oder wenn der, welcher dem Schmerz unüberwindlich geblieben war, von dem Vergnügen überwältiget wird.“ — Zur Ruhe und Heiterkeit des Gemüths, als dem zweyten Zug in dem Charakter des großen und tapfern Mannes, gehört: daß daſſelbe von heftigen Wünſchen, von Niedergeſchlagenheit, von ausgelaſſener Luſt und von Zorn gleich frey ſey; daß eine gewiſſe Stille und Sicherheit in demſelben herrſche, deren Folge immer Gleichheit und Würde des äußern Betragens iſt. Das Schwere und das Gefährliche im menſchlichen Leben, das ſind die beyden Gegenſtände, mit welchen die Tugend der Großmuth und der Tapferkeit zu thun hat. Erſteres wirkt nicht ſo auf die Seele als Lezteres. Jenes iſt dem Druk, dieſes dem Stoße ähnlich. Wer beydes vereinigt, jenen Druk auszu-

halten, dieſen zurük zu treiben, weſſen Seele zu ſolchem Widerſtande fähig iſt, der iſt der **wahrhaft-tapfere Mann**, nach dem alten Sinne des Worts.

Noch ein Haupt-Gedanke, welchen wir in dem Gemüthszuſtande des tapfern oder des ſtandhaften Mannes unterſcheiden können, iſt der: **Es iſt gut, ſo zu leiden, oder ſich dieſer Gefahr auszuſezen.**

Dieſer Gedanke hängt mit jenem Grundſaze zuſammen: Wer glaubt, daß die Tugend etwas Gutes iſt, der muß auch glauben, daß jede Gelegenheit zur Aeußerung oder zur Uebung der Tugend, ein Glük für den Menſchen iſt. Und wenn er alſo das gelaſſene Ertragen des Schmerzens, das Ausdauern in einer anſtrengenden Arbeit, die Unerſchrokenheit in der Gefahr, als Tugend erkennt: ſo wird mitten unter dem Gefühl der Unluſt, welche in einer ſolchen Lage unausbleiblich iſt, eine gewiſſe Freude darüber entſtehen, daß er dieſe Tugend habe, daß er ſie jezt ausüben könne. Dieſe Freude iſt das größte Stärkungs-Mittel: ſie wirkt rükwärts, um die Tugend, woraus ſie entſtand, zu erhöhen, oder mehr in Thätigkeit zu bringen.

Dies ſind nicht Chimären der Speculation: es ſind Erfahrungen jedes Großen, auch jedes nur guten Mannes. Wer niemals in dem Augenblik, wenn er dem Verdruß oder dem Schmerz unterliegen wollte, ſich durch den Gedanken — daß Gedult und ſtandhafter Muth, Tugend ſey; daß er ſich, durch Ausharren, als einen beſſern vollkommenern Menſchen beweiſe, plözlich geſtärkt, erheitert gefühlt hat: der kennt noch die Macht der Tugend nicht.

Die Principien der Tapferkeit alſo, welche in der Seele liegen, das heißt, die wir durch Vorſtellungen ausdrüken kön-

können, und denen sich zuweilen das Temperament widersezt, sind: Gefühl von der Würde der Menschheit; Gefühl von unserm eigenen Werthe; richtige Schäzung der Güter, welche wir aufopfern, der Unglüksfälle, denen wir uns aussezen müssen; Ueberzeugung, daß standhaft und beherzt seyn, eine Tugend, und Tugend Glükseligkeit ist; dann Eifer für das gemeine Beste, und für das Geschäfte, welches man treibt; Liebe des Vaterlandes und des Fürsten; endlich Hoffnung zu Gott.

V. Abſchnitt.

Beweiſe, daß Heldenmuth und Tapferkeit durch Gottesfurcht und Frömmigkeit erwekt, geſtärkt und beſtiget werden.

Das Vertrauen zu Gott, die Ueberzeugung, daß Er uns mit ſeiner Macht beyſtehe, daß alle Kräfte der Natur zu unſrer Abſicht beförderlich ſeyn müſſen, macht uns beynahe allmächtig. Wir verachten jede Gefahr, ſpotten jeder Schwierigkeit, weil wir überzeugt ſind, daß der Allmacht, die uns ſchüzt, nichts widerſtehen kann. Gottes Treue: ſeine nie irrende Weisheit, Alles vermögende Macht, unbegrenzte Liebe, und allergenaueſte Vorſehung, ſind die felſenfeſte Fundamente, worauf ſich ein Vertrauen bauen läßt, das auch der Umſturz der Welt nicht erſchüttert, das feſter iſt, als Erd und Himmel. Ein ſolches Vertrauen hatte David. Mit dir (ſo redet er ſeinen Gott 2 Sam. 22, 30. an) kann ich Kriegsvolk zerſchmeiſſen, und mit meinem Gott über die Mauern ſpringen. Du lehreſt meine Hände ſtreiten, und meinen Arm einen ehernen Bogen ſpannen. Du kannſt mich rüſten mit Stärke zum Streit, du kannſt unter mich werfen, die ſich wider mich ſezen! Du gibſt mir meine Feinde in die Flucht, daß ich verſtöre, die mich haſſen ꝛc.

Soll aber das Vertrauen auf Gott heldenmüthig werden, so muß es wohl geordnet seyn. Man muß nicht mehr von Gott erwarten, als er versprochen hat, und dieses nur unter der von Ihm gesezten Bedingung erwarten. Plutarch erzählt in dem Leben des Aemilius Paulus: „daß der macedonische König Perseus sich vor der Schlacht bey Pydna voller Furcht in die Stadt begeben habe, unter dem „Vorwande, dem Hercules zu opfern. Aber, merkt er da„bey an, dieser Gott nimmt furchtsame Opfer von furchtsamen Menschen nicht gnädig an, und erhört nicht unbillige Gebete. Und unbillig ist es, daß der treffen „soll, der nicht wirft, und der siegen soll, der nicht in der „Schlacht zugegen bleibt, und daß überhaupt der feige „Mann seinen Wunsch erreichen, und der Böse glüklich seyn soll. Aber des Aemilius Gebet erhörte dieser Gott, „denn er betete mit der Lanze in der Hand um Sieg und „Sieg, und rufte fechtend den Gott zum Helfer."

Man muß in Ausübung jeder Pflicht so geschäftig seyn, als müßte alles blos von uns, und nichts von Gott geschehen. Man muß aber auch Gott so fest vertrauen, als thäte Gott alles, und wir nichts. Man muß jedes erlaubte Mittel, sein Unglük zu hindern und sein Glük zu befordern, sorgfältig gebrauchen. Denn diese Mittel kommen auch von Gott. Man muß sich endlich auf dem Wege seiner Pflicht keine Gefahr, keine anscheinende Unwahrscheinlichkeit oder Unmöglichkeit, keinen noch so langen Verzug der Hülfe schreken lassen, sondern auch da, wo man nichts als Finsterniß und Abgründe vor sich siehet, dennoch fest versichert bleiben, daß Er alles wohl mit uns machen werde.

An den Fahnen und Standarten des unvergeßlichen Königs Gustav Adolph, stund mit goldnen Buchstaben:

Iſt Gott für uns, wer mag wider uns ſeyn? Dieſes Vertrauen zu Gott iſt beſonders bey einer Niederlage und im Unglük nöthig, wo es ſcheint, als wenn uns Gott verlaſſen hätte. Der wahre Chriſt — und dieſer iſt immer der beſte Krieger — iſt von dem großen Gedanken überzeugt: daß Gott die allgemeinen und beſondern Schikſale der Menſchen ordne, und regiere; daß die Rathſchlüſſe deſſelben nichts als das Glük der Menſchen zur Abſicht haben, auch wenn ſie nicht mit unſern Wünſchen übereinſtimmen; daß Gott den Tugendhaften nicht verlaſſen könne; — daher vertraut er ihm auch im Unglük, und iſt feſt verſichert, daß er ihn eben ſo gewiß wieder mit ſeiner Hülfe erfreuen werde, als ein gütiger Vater ſeinen gehorſamen Sohn. Wenn mir Angſt iſt, ſagt ein großer König, ſo rufe ich den HErrn an, und ſchreye zu meinem Gott, ſo erhört er meine Stimme — und rüſtet mich mit Kraft — und gibt mir meine Feinde in die Flucht. Gott iſt meine Zuverſicht und Stärke — darum fürchte ich mich nicht — wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer ſänken: der Herr Zebaoth iſt mit uns, der Gott Jacob iſt unſer Schuz! Und allemal iſt ſein Vertrauen aufs herrlichſte belohnt worden. Wer ſo wie David, Gott zum Freunde hat, der darf in keiner Noth verzagen. Als Kaiſer Rudolph im Anzug wider den König Ottokar begriffen war, fragte ihn der Herr von Klingen, wer ſeinen Schaz in Verwahrung habe? Der Kaiſer antwortete: ich weiß von keinem Schaz, hab' auch weiter kein Geld in meinen Händen, als fünf Schillinge ſchlechter Münze. Wie wollen Sie denn Krieg führen, fragte ihn der Edelmann? Rudolph gab ihm hierauf zur Antwort: Mit dem Gelde, das wir gewinnen werden. Wie mir Gott bisher Vorſehung gethan, ſo wird er mir auch in dieſem Zug thun können. So ſtund er in einem grenzenloſen Vertrauen auf eine höhere Unter-

ſtüzung. Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig rief in der Schlacht bey Crevelt ſeinen, wider einen weit überlegenen Feind kämpfenden Soldaten zu: „Seyd gutes „Muths, Kinder! Gott iſt mit uns!“ Als ſeine Officiere ihm auf der Wahlſtatt zu dem erhaltenen Siege Glük wünſchten, antwortete er ihnen: „Wünſchen Sie mir nicht Glük, betrachten Sie aber dieſen Anblik. Es iſt das Zehntemal, daß ich es mit anſehen muß. Ich wünſche aber, daß es nun das Leztemal ſeyn möge!“

Guſtav Adolph, der gröſte Held und Meiſter in der Kriegskunſt ſeiner Zeit, ſagte: Der beſte Chriſt iſt allezeit der beſte Soldat! und warum denn wohl? weil er überzeugt iſt, daß es Gottes Wille ſey, den Befehl ſeines Regenten zu vollziehen, weil er hoffet, daß ihn Gott auf dem Wege ſeiner Pflicht unterſtüzen werde: weil er weiß, daß Gottes Vorſehung alle Schikſale der Menſchen anordne, regiere und zum Beſten der Tugendhaften wende: weil ers für Gottes Befehl hält, für ſeinen Fürſten und für ſein Vaterland auch ſein Leben zu laſſen: weil er gewiß iſt, daß Gott der gerechten Sache den Sieg geben werde. Im Gefechte, ſagt daher auch ein heydniſcher General, (Xenophon) ſind diejenigen, welche die Götter fürchten, am wenigſten bange vor den Menſchen. In einer andern Stelle (Cyropäd. 1. B.) ſagt er: Demjenigen wird viel leichter, ſo wie von den Menſchen, alſo auch von den Göttern ſeine Bitte gewähret, welcher denſelben nicht nur dann, wann er in Noth iſt, ſchmeichelt, ſondern im höchſten Glüke vielmehr an die Götter gedenket.“ Hieraus erhellet, daß nur die Soldaten nur dann recht brauchbar im Kriege ſind, wenn ſie entweder die Hölle nicht fürchten dürfen, oder, wenn ſie weder vom Himmel noch Hölle etwas wiſſen, das heißt, wenn ſie Vieh ſind. Hier, denkt ein chriſtlicher Soldat

beym Anblik des Treffens, hier fordert mich mein zeitlicher und ewiger Beherrscher auf, eine Probe meiner Rechtschaffenheit zu geben. Der allweise Gott hat diesen Tag der Gefahr für mich gemacht. Ich kann darin umkommen, aber gewiß nicht ohne besondre gütige Absichten meines Schöpfers. Unterstüze mich, mein Gott! Ich will in meinem Berufe getreu seyn. Verlieren kann ich heute nichts. Entweder werde ich nach wenigen Stunden siegreich dir danken, oder siegreich bey dir seyn, mein Gott und mein Erlöser!

Ein Soldat, der in solcher Fassung steht, kann allein nur sagen, was Racine in seiner Athalie den Joab sagen läßt:

Je crains Dieu, cher Abner, je n' ai
point d'autre Crainte!

Wäre es wohl möglich, daß dieser Gottfürchtende Soldat nicht ein guter und bey gleicher Fähigkeit, Thätigkeit und Fleiß, nicht auch ein besserer Soldat seyn sollte, als jeder andre? Das unfehlbarste Mittel also unsern Muth und unsre Tapferkeit zu stärken und zu verdoppeln, ist, ein guter Christ, ein rechtschaffener Mann zu seyn.

Muth und Gedult hängt unter allen Tugenden vielleicht am augenscheinlichsten mit der Ueberzeugung von dem Daseyn eines Gottes zusammen. Die Geschichte lehret, daß die Enthusiasten immer tapfer gewesen sind. Mit welchen Irrthümern auch ihre Religion, mit welchen Ausschweifungen auch ihre Tapferkeit verbunden gewesen seyn mag: so beweißt doch ihr Beyspiel, daß die Furcht vor der Gefahr, durch eine lebhafte Vorstellung von Gott vermindert wird. Es ist natürlich, daß der, welcher Anstalten und eine Fürsorge für seine Glükseligkeit glaubt, weiser handelt, als

derjenige, welcher, ob er gleich seine Schwäche und die Uebermacht andrer Dinge einsieht, doch sich blos auf sich selbst verlassen muß. Das Kind wird beherzter, wenn seine Wärterin in der Nähe ist: der Soldat ist beherzter, wenn er einen Feldherrn hat, auf den er sich verläßt; mit dem Tode desselben hört oft auf einmal seine Tapferkeit auf.

Wie sehr muß es die Tapferkeit oder die Geduld eines vernünftigen Mannes stärken, wenn er sich mit dem ganzen Weltall verbunden, und einen Regierer von der höchsten Einsicht und Güte, an der Spize desselben denkt? Der Patriotismus stärkt mich nur da, wo ich im Angesichte meiner Mitbürger für sie handle und leide. Der standhafte Glaube an eine Vorsehung, stärkt und erhöht den menschlichen Geist zu allen Zeiten. Eine jede Verfassung der Seele, die durch die Religion und gesunde Vernunft regiert wird, ist dadurch nur desto fester und unbeweglicher. Zaghheit und Furchtsamkeit vergrößert die Gefahr, und benimmt den Gebrauch der Ueberlegung. Die Furcht, die sich des Zaghaften einmal bemeistert, stürzet ihn gewöhnlich in ganz unvermeidliche Gefahren, und sogar in weit größere als diejenigen sind, die ihn Pflicht und Ehre vergessen machten. Man muß daher die Gefahr vorher kennen lernen, ehe man sich hinein waget. Wenn sie uns nicht unbekannt ist, so werden wir dadurch so viel unerschrokener seyn. Man muß sein Leben bis zu dem Augenblik schonen, da es nothwendig seyn wird, es zu wagen, oder zu verlieren, und so werden wir dem Staat nur desto besser dadurch dienen. Eine wahre durch vernünftige Religion erzeugte Frömmigkeit und Rechtschaffenheit vermehret die Herzhaftigkeit: denn weder Unglaube noch Aberglaube lassen das Gemüth zu derjenigen Heiterkeit und Zuversicht kommen, welche der Tapferkeit nöthig ist. Der vortreffliche Ritter Zimmermann sagt in sei-

nem schönen Buch über Friedrich den Großen: „Eben diese Abhänglichkeit von Gott, die uns auf der einen Seite so sehr erhöhet, uns in eine beständige Verbindung mit Ihm sezet; eben dieß und sonst nichts in der Welt, keine Geisteskraft, keine menschliche Gewalt und Größe, keine Krone, kein kaiserlicher und königlicher Purpur, stärket so sehr den menschlichen Muth, belebet so sehr die menschlichen Kräfte, erwekket in uns immer von neuem, diesen unbezwingbaren Menschen Trus, der doch immer an uns wieder bemerklich und kennbar wird, so wir auch wissen denselben da, wo es der Wohlstand erheischet, zu verbergen. Wir reden mit Gott, werfen uns hier vor seiner Allmacht nieder, erkennen, daß sie alles und wir nichts sind, und allein durch ihn seyn können und seyn werden, erwarten Hülfe allein von ihm: und dann, so lange uns dieser Glaube an Gott (der uns nie verlassen sollte) nicht verläßt, überwinden wir die größten und schrecklichsten Gefahren.

Die größten Männer hielten es für eine nothwendige Pflicht, die Gottheit zu verehren. Viele der größten Feldherren haben vor der Schlacht gebetet; nach selbiger dem Gott der Heerschaaren gedanket, und dadurch sowohl die Abhänglichkeit von ihm, und woher wahrer Muth, Tapferkeit und Sieg komme, öffentlich bezeuget. Da Beyspiele mehr Macht über das menschliche Herz haben, als die triftigsten Gründe, und aufs stärkste zur Nachahmung reizen, so ist es nöthig, daß ich einige vorzüglich anführe, und damit beweise, daß nicht allein Vaterlandsliebe und das Gefühl der Ehre, sondern vielmehr Gottesfurcht und Religiosität, den Heldenmuth und die Tapferkeit zu allen Zeiten erwekt, gestärkt und befestigt habe. Die Kriegsgeschichte alter und neuer Zeiten hat uns eine Menge großer Feldherren und tapferer Officiere hinterlassen, die sich die Ausübung der Religion zur Pflicht und Ehre gemacht haben. Ein Held, der

keine Religion hat, ſagt Coen in ſeinen kleinen Schriften, hat auch keine wahre Ehre, und wo dieſe mangelt, da wird aus dem Helden gar leicht ein Unmenſch und ein Tyrann. Die heilige Schrift iſt voller Beyſpiele tapferer Helden und großer Feldherren, die das Zutrauen zu Gott, unüberwindlich gemacht hat. Auch die klügſten von den Heyden waren ſo ſehr überzeugt, daß das Vertrauen zu den Göttern die Tapferkeit und Kühnheit vermehre, daß ſie allemal vor der Schlacht ihre Soldaten den Lobgeſang anſtimmen ließen. „Nichts beobachte ſorgfältiger, ſagte Cambyſes zu ſeinem Sohne Cyrus, als die Pflichten gegen die Gottheit. Unternimm nicht das geringſte, ohne ſie vorher um Rath zu fragen! Fange alle deine Verrichtungen damit an, daß du ihren Beyſtand erfleheſt, und nach verrichtetem Geſchäfte ihnen dankeſt. Sie allein können dich beſchützen.“ Cyrus befolgte dieſen Rath ſeines Vaters auch ſo genau, daß er nichts anfieng, ohne vorher die Götter um ihren Beyſtand zu bitten. Eh' er den Crœſus angrif, rief er den Gott ſeiner Väter an, daß er ſein Führer und Beyſtand ſeyn möchte, — ſtieg zu Pferd, befahl ſeinen Leuten, ihm zu folgen, lieferte ein Treffen und trug den Sieg davon. Als er den Aſſyrern das Haupttreffen lieferte, ſo gab er dieſe Loſung aus: Jupiter, unſer Helfer und Anführer: und nachdem dieſe Loſung wieder zurükkam, zum Cyrus, ſo ſtimmte er dem Caſtor und Pollux zu Ehren, den gewöhnlichen Lobgeſang an, welchen das ganze Heer andächtig und mit lauter Stimme mitſang: denn, fügt Xenophon noch dabey an, man hat angemerkt, daß diejenigen, welche bey einer ſolchen Gelegenheit Gottesfurcht bezeugen, deſto weniger Menſchenfurcht empfinden. Der große Carthaginenſiſche Feldherr Hannibal ſelbſt, der doch ein Barbar war, gab große Beweiſe von ſeiner Hochachtung gegen die Götter. Denn er gieng nach Cadix, in der

Absicht, vor seinem Feldzuge nach Italien, dem Herkules zu opfern, und bewies während seines ganzen Lebens die besten Religions-Gesinnungen; als er den Sieg bey Cannä seiner Stadt melden ließ, so empfahl er ihr insbesondere, daß sie dafür sorgen möchte, daß man den unsterblichen Göttern, wegen des erhaltenen Sieges öffentlichen Dank abstatte. Als Scipio aus Sicilien nach Africa überschiffte, so ließ er vor der ganzen Armee öffentlich beten. Jeder Athener, wann er das erstemal in die Rolle der Bürger eingetragen ward, mußte in dem Tempel der Agraula schwören: „Ich schwöre," sagte der neue Bürger, daß ich das Waffenhandwerk nicht entehren, noch mich schimpflich in die Flucht begeben werde, um das Leben zu retten; daß ich zur Vertheidigung meines Vaterlandes mit meinen Mitbürgern, und wann es erfordert wird, auch einzeln bis auf den lezten Hauch des Lebens fechten will, Agraula, Mars und Jupiter seyn Zeugen.

Als nach der Niederlage bey dem Flusse Trebia Fabius Maximus zum Römischen Dictator erwählt worden war, so machte er mit Beobachtung der Religions-Gebräuche den schönsten Anfang seines Feldzugs, und lehrte das Volk, wie die Truppen wegen der vom vorigen Feldherrn bewiesenen Geringschäzung und Vernachläßigung der Religion, und nicht wegen Zaghaftigkeit der Soldaten, wären geschlagen worden. Er ermahnte die Bürger, sich nicht vor den Feinden zu fürchten, sondern stärkte die Tapferkeit durch Religion, und benahm durch die Hoffnung auf die Hülfe der Götter die Furcht vor den Feinden. Fabius wandte also die Gedanken des Volks auf die Götter, und erweckte dadurch freudigere Hoffnungen auf die künftigen Vorfälle. Er selbst aber, bemerkt Plutarch, sezte alle Hoffnungen des Sieges auf sich selbst, überzeugt, daß

daß die Gottheit nur der Klugheit und der Tapferkeit Glük verleihe.

In dem Kriege wider die Insubrier, ein celtisches Volk, welches in Italien an den Alpen wohnete, versicherten die Priester, welche bey der Wahl der beyden Consuln Flaminius und Furius, die Vögel zu beobachten hatten, daß die Wahl der Consuln fehlerhaft und mit unglüklichen Zeichen der Vögel geschehen wäre. Sogleich schikte der Senat Befehl an die Armee, daß die Consuln ihr Amt niederlegen, nichts als Consuln wider den Feind unternehmen, und nach Rom zurükeilen sollten. Kaum konnte Flaminius, der diesen Befehl nicht eher eröffnete, bis er den Feinden eine Schlacht geliefert und sie geschlagen hatte, den Triumph erhalten. Gleich nach diesem, mußte er, nebst seinem Collegen, das Consulat und alle öffentliche Aemter niederlegen. So sehr unterwarfen die Römer alles ihrer Religion, und übersahen auch nicht bey den glüklichsten Begebenheiten die Vernachläßigung ihrer Religions-Gebräuche, denn sie glaubten, daß es mehr zur Wohlfahrt ihrer Stadt gereiche, wenn ihre Obrigkeiten die Götter verehrten, als wenn sie die Feinde schlügen. Wem sind die Dankfeste der Römer, die oft mehrere Tage dauerten, unbekannt?

Heydnische und christliche Feldherren haben zu allen Zeiten gar wohl eingesehen, daß die Pflichten der Soldaten zu schwer sind, und ihr Einfluß auf den Staat zu wichtig ist, als daß es diesem gleichgültig seyn könnte, ob in der Armee Gottesfurcht herrsche oder nicht; daher als Sobieski Wien entsezen wollte, wohnte er vor dem Treffen dem Gottesdienste an der Spize seines Heeres bey und stimmte selbst das Te Deum laudamus -- an. Man kann sich nicht ohne Rührung des Gebets erinnern, welches

Heinrich IV. König in Frankreich im Angesicht seiner Armee mit lauter vernehmlicher Stimme einen Augenblik vor der Schlacht bey Contras betete, wo er einen herrlichen Sieg über die Ligue erhielt. „O Gott der Heerschaaren, rief er aus, dessen Auge den dikken Schleyer durchdringt, und die verborgensten Falten des Herzens durchschauet! Du, der du in das Innerste meines Herzens siehest, und die geheimsten Absichten meiner Feinde kennest; Du, der du alle menschliche Schiksale, die vor deinen Augen gegenwärtig sind, in deiner Gewalt hast; wenn du siehst, daß meine Regierung zur Beförderung deiner Ehre und zur Wohlfahrt deines Volks dienen kann, und daß ich keinen andern Ehrgeiz in der Seele habe, als an der Verherrlichung deines heiligen Namens und an der Erhaltung dieses Königreichs zu arbeiten, so stehe, o großer Gott, der Gerechtigkeit meiner Waffen bey, und nöthige alle Aufrührer, denjenigen zu erkennen, welchen deine heiligen Rathschlüsse und die Rechte einer rechtmäßigen Thronfolge, zu ihrem Beherrscher gemacht haben. Aber, wenn deine gütige Vorsehung es anders beschlossen, wenn ich einer von den Königen seyn solle, die du in deinem Zorn dahin gibst, so nimm mir, o Gott der Barmherzigkeit, nimm mir meine Krone und mein Leben; mache mich an diesem Tage zum Opfer deines Willens, und durch meinen Tod dem Elende von Frankreich ein Ende; mein Blut müsse das lezte seyn, das in diesem Streit vergossen werde!“ Hierauf wandte er sich zu der Escadron um, an deren Spize er angreiffen wollte, und wies ihr seinen weissen Federbusch, den sie immer auf dem Wege der Ehre und des Siegs erbliken würde, zum Wiederversammlungszeichen an, wenn sie etwa in Unordnung gebracht werden sollte.

Der große unsterbliche Gustav Adolph verfertigte selbst Gebete, welche man bey den täglichen Betstunden im La-

ger beten mußte. Dieser große König wendete sogar unter dem Geräusche der Waffen täglich einige Zeit in seinem Zelte zu Lesung der heiligen Schrift an. Als er im dreyßigjährigen Kriege seinen bedrängten Glaubensgenossen in Deutschland zu Hülfe kam, fiel er, so bald er nur das Ufer betreten hatte, vor den Augen seines ganzen Heers auf seine Knie, und dankte Gott in einem herzlichen Gebet, für die Erhaltung seiner Flotte und Armee, und bat ihn, sein Vorhaben zu segnen. Seine Officiere konnten sich bey diesem Anblik der Thränen nicht enthalten. Er aber sagte zu ihnen: weinet nicht, meine Freunde, sondern betet mit aufrichtigem Herzen. Je mehr Betens, je mehr Siegs: denn fleissig geberet, ist halb gesiegt. Der beste Christ ist immer der beste Soldat!" Carl der XII. König von Schweden, hielt während seiner Feldzüge und selbst auf dem Marsche, die Stunden der Andacht so regelmäßig, daß, wann die gesezte Stunde schlug, die ganze Armee im freyen Felde Halt machen, Gott ehren, und seinen Schuz erflehen mußte.

Nach dem Ueberfall von Rathenow, worauf die merkwürdige Schlacht bey Fehrbelin erfolgte, ritt der siegende große Churfürst Friedrich Wilhelm, wieder aus der Stadt, in ein nahe gelegenes Holz, und ließ daselbst unter einer Laube eine Betstunde halten, welche der Inspektor Voitus verrichten, und zu welcher auch die Schüler aus der Stadt herauskommen, und allda singen mußten.

Da der große Condé die Spanier überwunden hatte, beugte er seine Knie, und gab auf dem Schlachtfelde dem Gott der Heerschaaren den Ruhm wieder, den er ihm zusendete. Auch Vauban, Berwik, Turenne zeigten bey vielen Gelegenheiten ihre religiösen Gesinnungen.

Einer der größten deutschen Helden (der regierende Herzog Carl Wilhelm Ferdinand, zu Braunschweig) sagte zu seinem Feldprediger: predigen Sie ja fernerhin die Moral Jesu, denn sie ist die beste Moral, die am zufriedensten macht. Ihm haben wir des Abts Jerusalem Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion zu verdanken. In dem wichtigsten Feldzuge, mitten unter dem Geräusche der Waffen, unter den glorreichsten Unternehmungen, und unter den Glükwünschen von Europa, dachte Er an seine Befestigung in der Religion, und trug dem würdigen Jerusalem die Ausarbeitung dieser Schrift für Ihn auf. Aus der edelmüthigen Absicht, daß auch andre durch sein Exempel erweckt, zu einer genauern Erkenntniß der Religion geleitet werden möchten, erlaubte Er ihm, sie druken zu lassen.

Diese und viele andre Beyspiele mögen uns lehren, daß man, ohne sich zu erniedrigen, einen Gott demüthig anbeten, Ihn fürchten und Ihm dienen könne. Wen sie nicht von der Nothwendigkeit des Gebets um den Sieg, und der Gottesfurcht überhaupt überzeugen, bey dem möchten alle andre Beweise ohne Wirkung seyn! — Wenigstens waren die Helden, die wir zur Nachahmung ihrer Gottesfurcht und gewissenhaften Ausübung ihrer Pflichten aufgestellt haben, doch gewiß keine Schwärmer, oder blöde einfältige Menschen, für welche die sogenannten starken Geister, bey denen Verzagtheit, Schwachheit, Schwärmerey und Religiosität einerley Bedeutung hat, alle diejenigen so gern ausgeben möchten, bey denen man in ihren Handlungen feine Gefühle für die Religion entdekt. Vielerley Erfahrungen lehren uns aber, wie viel gegründetere Ursachen man haben könne, gegen ihre eigene Herzhaftigkeit und Tapferkeit hin und wieder Verdacht zu schöpfen.

Ihr, die ihr in einem Jahrhundert, wo der Unglaube nur allzugroße Fortschreitungen gemacht hat, lächerlich zu erscheinen befürchtet, wenn eure Namen das Verzeichniß der sogenannten starken Geister nicht vergrößern: sollte euch wohl unbekannt seyn, daß Pascal zum Besten der Religion geschrieben, daß Malebranche sie vertheidiget, daß Bernoulli Zeugnisse seiner Ergebenheit für dieselbe hinterlassen, daß Newton sie als Wahrheit betrachtet, und Descartes von derselben allemal mit Ehrerbietung gesprochen hat?

Ich kann mich nicht enthalten, noch ein Beyspiel anzuführen, das zeigen soll, wie stark und mächtig religiöse Empfindungen auf den Muth eines Soldaten wirken. Es wird auf den Leser desto mehr Eindruk machen, wenn ich diese rührende Scene, von dem verdienstvollen in der Litteratur so rühmlich bekannten Herrn Nicolai selbst erzählen lasse." Ich kannte einen jungen Edelmann, sagt er in den Anekdoten von König Friedrich II., der im November 1757, in seinem fünfzehnten Jahre, zur Armee in Sachsen als Fahnenjunker abging. Er kam kurz nach der Schlacht bey Roßbach an, und mußte sogleich den beschwerlichen Marsch nach Schlesien mitmachen. Es ist leicht zu erachten, daß einem Jünglinge, der von der Schule kam, und noch wenig in der freyen Luft gewesen war, eine solche Expedition mitten im Winter sehr hart vorgekommen seyn müsse. In der Schlacht bey Leuthen war er unter den 10 Bataillonen der Avantgarde, welche bey Borna vier sächsische und zwey österreichische Cavallerie-Regimenter über den Haufen warfen. Er gestand nachher: als es zur Attaque aus dem Walde herausgegangen, habe er beynahe alle Besinnung dermaßen verloren, daß er am ganzen Leibe gezittert, und mit aller Anstrengung kaum Kraft genug gehabt habe, die Fahne zu halten. Als aber das erste Treffen den feindlichen lin-

ken Flügel, jenseit Lobositz, angreiffen sollte, kam der König gerade zu dem Bataillon geritten, bey dem er stand, hielt neben den Fahnen still, und rief: „Nun, Kinder! frisch heran, in Gottes Namen!“ Dieß wirkte auf den Jüngling, wie ein elektrischer Funken. Alle Furcht war bey ihm weg, und alle Bewegungen und Gefahren des ganzen Tages ging er nun mit freudigem Muthe durch, blieb auch bey allen Attaquen unversehrt. Als die Schlacht vorbey war, und die Armee auf dem Schlachtfelde sich im Dunkeln in Ordnung stellte, schien die Natur dem fünfzehnjährigen Jüngling einigen Tribut abfordern zu wollen. Er spürte jezt erst, wie sehr ermüdet er war. Er legte sich mit einer Fahne auf das kalte Erdreich. Ihn fror bitterlich. Er hatte seit dem frühen Morgen nicht gegessen, und ob er gleich etwas Kommißbrod hervorholte, so war doch nichts zu trinken da; und der arme Jüngling verging beynahe vor Durst und Frost. Nachdem er so eine Viertelstunde gelegen hatte, und mißmuthig war, fing aus dem Fahnenzuge ein Soldat an laut und langsam anzustimmen: Nun danket alle Gott! Die Feldmusik stimmte gleich ein, und in einer Minute sang die ganze Armee dieses Lied. Der Jüngling richtete sich von der Erde auf, sang aus Herzensgrunde mit, und ward, wie er versicherte, dadurch so gestärkt, daß, wenn er nun nochmals in die Schlacht hätte gehen sollen, er neuen Muth und Kräfte genug dazu gehabt haben würde. Es läßt sich kaum etwas feyerlicheres und rührenderes denken, als dieser Gesang. Man denke an die Worte des Lieds! Man stelle sich dieses Danklied vor, langsam und im Dunkeln gesungen von mehr als 20,000 männlichen Stimmen, von mehr als 20,000 Männern, welche diesen ganzen Tag den Tod in so mancherley Gestalten gesehen hatten, und nun noch lebten! Man stelle sich Männer vor, die gestern noch über

äußerst unglükliche Vorfälle, wodurch beynahe alle Hoffnung abgeschnitten wurde, niedergeschlagen waren; jezt aber eben einen so großen Sieg erfochten hatten, der die äußerste Erwartung jedes preußischen Patrioten übertraf. Mit welcher Herzenserhebung mußten diese Männer folgende Worte singen:

Nun danket alle Gott!
Mit Herzen, Mund und Händen!
Der große Dinge thut,
An uns und allen Enden!

Ein solcher treuherziger Gesang des Dankes an die Gottheit ist erhabener als alle Schlachtgesänge des Alterthums, die zum Blutvergießen aufmunterten. Tyrtäus hat keinen Dankgesang nach der Schlacht. Man stelle sich lebhaft vor, mit welchen Empfindungen Männer, welche die Mühseligkeiten des Krieges in so überschwenglichem Maaße gefühlt hatten, in dieser feyerlichen Stunde folgende Worte singen mußten:

Der ewig gute Gott
Woll' uns, so lang wir leben,
Ein immer fröhlich Herz
Und edeln Frieden geben!

Religiöse Gesinnungen, wenn sie lebhaft genug empfunden werden, geben also den edelsten, den größten Heldenmuth, und die aufrichtigste Todes-Verachtung. Keine Furcht von irgend einer Art, kommt in den bedenklichsten Umständen unsers Lebens, gegen die Kraft religiöser Gesinnungen in uns auf. Mit dieser Kraft, die allein von Gott kommt, und allein aus unserm Vertrauen zu Gott fließet, gehet der Christ jeder Gefahr mit unerschrocknem Sinn, und innerer Ruhe, wenigstens doch gar viel unbe-

fangener entgegen, als jeder andre, der hierüber anders denkt.

Vergeblich aber ermahnet man einen Krieger zur Tapferkeit, und zum Tod fürs Vaterland, wenn er nicht von der Unsterblichkeit seiner Seele überzeugt ist. Denn sobald er glaubt, mit dem Leben auch sein Daseyn zu verlieren, so hört er auf ein bloßes Mittel zu seyn, er wird der Endzwek, das lezte Ziel unsrer Wünsche, das höchste Gut, wornach wir streben können, das um sein selbst willen gesucht, geliebt, und verlangt wird, und kein Gut in der Welt kann mit ihm in Vergleichung kommen, vielweniger ihm vorgezogen werden. Das Vaterland hat zwar ein Recht, von jedem Bürger zu verlangen, daß er sich dem Wohl des Ganzen aufopfere. Aber der Bürger hat das gerade entgegengesezte Recht, sobald das Leben sein höchstes Gut ist. Wenn aber dennoch die alten Helden, die doch wenig, oder nichts von der Unsterblichkeit der Seele wußten, den Tod so großmüthig verachteten, wie viel mehr sollten es christliche Helden thun, da sie überzeugt sind, oder doch überzeugt seyn können, daß ihre Seele unsterblich sey, und sie folglich im eigentlichen Verstande, gar nicht sterben. Denn, wenn sterben heißt, alle Empfindungen, alles Leben verlieren, (und so versteht es jeder Vernünftige) so stirbt in der That, und als Philosoph geredet, gar kein Mensch. Denn nicht der eigentliche Mensch, die Seele, stirbt, sondern nur der Leib des Menschen. Der Tugendhafte stirbt also gar nicht, sondern geht durch den Tod des Leibes erst in das wahre, ewig glükliche Leben. Und wer sollte dieses fürchten? Wem sollte diese Ueberzeugung nicht das sicherste Mittel wider die Furcht des Todes seyn? Sokrates bey aller seiner Ungewißheit von einem andern Leben, sagt beym Plato: der Tod gleicht ei-

ner Reise von hier nach einem andern Orte, und ist die Sage wahr, daß dort alle Verstorbene sind, welches grösere Gut läßt sich denken, als dieses? Denn kommt man zur Tiefe hinab, und findet, statt dieser Afterrichter, die wahren Richter, die wie es heißt, noch dort richten, den Minos und Rhadamantus, und Aeakus und Triptolemus, und die andern Götter-Söhne, die im Leben gerecht waren, wie kann man die Reise noch traurig nennen? Und dann mit Orpheus und Musäus, und Hesiodus und Homerus umzugehen, wie theuer würde einer von euch dieses Glük erkaufen? Ich für meinen Theil will mehr als Einmal sterben, wenn das wahr ist. — Auch Virgilius versezt diejenigen in die seligen Oerter, die fürs Vaterland gestorben sind. Und sein Freund, Horatius, bestätigt es, mit folgenden Worten: den Himmel selbst schließt Tapferkeit würdigen Söhnen auf. Als Kleombrotus, ein junger Athener, den Phädon, oder Plato's Gespräch von der ewigen Dauer der Seele, und einem bessern Leben las, wurde er so davon eingenommen, daß er sich, aus Begierde, bald in dies bessere Leben zu kommen, ins Meer stürzte. Ehe sich Cato zu Utica entleibte, las er eben diese Abhandlung noch zweymal aufmerksam durch, erstach sich dann selbst, und starb. So wenig nun diese Handlungen zu billigen sind, so beweisen sie doch augenscheinlich, wie wenig man den Tod fürchte, wenn man ein anderes Leben auch nur zweifelhaft hoffet. Daher nahm auch Titus (in der Anrede an seine Soldaten vor der Zerstörung Jerusalems, den lezten Beweggrund zur Tapferkeit von dem Zustande nach dem Tode her. Und man mag zusehen, sezt der einsichtsvolle und scharfdenkende Schrökh hinzu, ob es einem christlichen Feldherrn unanständig sey, den Muth seiner Soldaten durch Aussichten in die künftige Welt zu stärken. Nach Robertson glauben die Amerikaner, daß die

kühnsten Krieger in den seligen Gegenden, wohin sie nach dem Tode kämen, die besten Stellen erhielten. Eben dieses versprachen sich die alten Deutschen. Ihre Jünglinge suchten den Tod, damit sie von den Barden möchten besungen werden. Der Tapferste ward nach seinem Hinscheiden ein Gott, und seine Nachkommen genossen die Vorrechte der Fürsten: man machte ihnen Geschenke, räumte ihnen ganze Striche Landes ein, und sie behielten diese Vorrechte, so lange sie ihrer Voreltern nicht unwürdig lebten. Müßt ihr auch fallen in Erin, (sagt Oskar beym Ossian zu seinen Helden) dennoch schauen wir uns wieder. Bald werden unsere blasse frostige Schatten einander finden, und die Hügel von Rona hinschweben. Odin beredete die Scandinavier, daß eine glükliche Unsterblichkeit nur denen zugedacht sey, die ihren Vätern gleich, mit den Waffen in den Händen sterben. Sich in die Schwerter stürzen, und die versprochene Belohnung genießen, waren zwey Empfindungen, die nach seiner Lehre unmittelbar auf einander folgten. —

Losbrog, ein Nordischer König, ruft aus: was regen sich in mir für neue Freuden? ich sterbe: ich höre Odins rufende Stimme: schon öffnen sich die Pforten seines Pallastes ꝛc. Auch die Muhammedaner wurden durch die Erwartung der paradiesischen Freuden zu dem Grade der Tapferkeit erhoben, den sie so oft in ihren Gefechten zeigten. Was für eine größere und vernünftigere Freudigkeit im Tode die gewisse Ueberzeugung von einem andern seligen Leben den Christen wirke, beweisen die Apostel, Märtyrer und andere Glaubenshelden, die ihrem Tode so freudig und standhaft entgegengingen, daß sich selbst die Heiden, ja sogar ein stoischer Antonin und Epictet darüber wunderten. Hätten aber diese Philosophen wirklich nachgefragt und sich sagen lassen, was es für Hoffnungen seyen, welche den Christen

solche Unerschrokenheit gegen die Drohungen der Gewaltigen, und solchen Heldenmuth im Martertode gäben, so würden sie nicht haben läugnen können, daß dem christlichen Märtyrer, dessen Standhaftigkeit sie Eigensinn und Schwärmerey nannten, seine Religion einen ungleich herrlichern Ersaz nach dem Tode, als dem stoischen Märtyrer seine Philosophie verspreche. Wenn denn nun aber die falschen Religionen mit ihren blendenden Versprechungen ihre Anhänger zu dem heldenmüthigsten Tod entzükt haben, wie sollten die Verheißungen der wahren Religion nicht viel mehr wirken? Die Reichthümer und Schäze verlassen uns, oder wir verlassen sie; die mächtigen Reiche werden zerstört, oder zerfallen durch sich selbst: die schönste Herrschaft läuft mit unserm Leben zu Ende: nur die Tugend allein begleitet uns über dieses Leben hinaus. Sie allein erwirbt uns die Gnade unsers Schöpfers, und verspricht uns eine selige Unsterblichkeit zur Belohnung: denn die Tugenden entspringen aus der Unsterblichkeit. Ist diese Wurzel ausgerottet, so verwelken und sterben auch sie. Die Unsterblichkeit ist es allein, die mitten unter den Mühseligkeiten des Lebens unsre Seelen stärken, erhöhen und erfüllen kann. Sie ist es allein, die uns wahrhaftig glüklich und groß macht. Aber möchte man vielleicht sagen: der Einfluß der Ehre in einem Kriegsheer scheinet ein Beweis zu seyn, daß die Meynung allein, ohne Wirkung einer andern Triebfeder, hinlängliche Stärke habe, alle Gemüther zu einem vorgesezten Ziel hinzuneigen. Dieser Einwurf scheint mir nichts zu entscheiden. Die Ehre behält unter den Soldaten deswegen ein so starkes Uebergewicht, weil es unmöglich ist, mitten unter einer so großen Anzahl versammelter Menschen, der Schande und der Strafe der Feigheit zu entgehen. In dem Krieg vereinigen die Gewalt des Ansehens und die Meynung alle ihre Kräfte; weil sie da ihre Herrschaft über Menschen, die

einem Geist und einer gemeinschaftlichen Handlung unterworfen sind, durch das Gesez der Unterordnung aller Glieder untereinander oder der Kriegszucht ausüben. Als in dem Anfang des Römischen Freystaates das Kriegsheer noch mehr von dem Geist seiner Freyheit an sich hatte, und noch nicht unter das Joch des Soldatenstandes gebeugt war; konnten es die Feldherren nur durch die Feyerlichkeit des Eides, und die Hülfe der Religionsbegriffe dahin bringen, daß ihnen ihre Soldaten getreu in den Krieg nachfolgten. So groß also auch heut zu Tage die Gewalt der Ehre und ihr Einfluß unter einer Armee und auf dem Schlachtfelde seyn mag, wo die Kämpfer, die Zeugen und die Richter so nahe beysammen sind, und nur eine einige Tugend auszuüben, zu bemerken und zu loben haben: so kann man doch daraus keine Folge herleiten, die sich als Beyspiel, auf unsre gesellschaftliche, in ihrem Umfang unermeßliche, und in ihrer Verschiedenheit unendliche Verhältnisse anwenden ließe. Ueber das fehlt sehr viel daran, daß die allgemeinen Grundsäze der Sittenlehre, und folglich die Religions-Meynungen, die ihre stärksten Stüzen sind, gar nicht bey dem Triebe der Ehre unter den Soldaten wirken sollten; denn alle unsere Gesinnungen, wo es auf irgend eine Art auf die Vorstellung einer schönen Aufopferung ankommt, würden unendlich viel von ihrer Stärke verlieren, wenn die allgemeine Grundlage unsrer Pflichten eine Erschütterung litte. Ja! wäre einmal die Achtung für die Religion ganz ausgetilgt, und diese so natürliche unverkünstelte Meynung, die so viele Verbindlichkeit zur Folge hat, so vielen Pflichten Stärke giebt, ohne Stüze; so würde der Begriff der Ehre selbst, bald schwächer werden, alle Bande der Einbildungskraft, die unsrer Persönlichkeit ein Gewicht in der Gesellschaft und in unsern eigenen Augen geben, würden unvermerkt hinwegfallen, und wir selbst einen so rohen und

unbiegsamen Charakter annehmen, daß unsre Eindrüke und Verhältnisse gegen andere, durchaus nicht mehr die gleichen wären.

Wir dürfen annehmen, daß ein ruchloser, leichtsinniger Mensch zwar tollkühn, aber niemals wahr tapfer seyn könne. Nichts ist der Herzhaftigkeit so sehr entgegen, sagt der Graf Basta in seiner Abhandlung über die Reuterey, als ein beflektes Gewissen. Denn da es einmal gewiß ist, daß jeder Böswicht bestraft wird; da jeder für seine Wohlfahrt besorgt ist: so muß sich in den Lebensgefahren, auch die Gefahr unserm Geist vorstellen, in welcher die unlautere Seele schwebet. Muß dieß nicht das Schreken vermehren und unsern Muth niederschlagen? Muß es nicht weit vermögender seyn, die Soldaten zaghaft zu machen, als jenes Gespenst, das sich dem Brutus bey Philippi darstellete? Dergleichen Soldaten haben Ursache zu sagen: „Nicht eure Wildheit schreket uns, ihr Barbaren; sondern der unter unsern Feinden gegenwärtige Gott.“ (Virgilius Aeneid. XII. § 894.) Daher ist es ein barbarischer Irrthum, wenn man sich einbildet, daß ein Böswicht mit besserer Art, als ein rechtschaffener Mann, den Todesstreichen entgegengehe, und daß es gefährlich sey, solche Menschen, die zur blinden Subordination gewöhnt sind, zuviel aufzuklären.

Die Religion verbietet Weichlichkeit und Wollust: es ist also die höchste Thorheit ihre Hülfs-Mittel nicht zu kennen, und auf die Beobachtung ihrer Vorschriften nicht ernstlich zu dringen. Je größer die Beschwerlichkeiten und Gefahren der Kriegsleute sind, um desto mehr haben sie Rechtschaffenheit, Frömmigkeit und Zutrauen zur göttlichen Hülfe nöthig. Leute, die jeden Augenblik dem Tode ausgesezt sind, müssen sich bey Zeiten mit demselben bekannt machen, und

sich befleißigen, ein gutes Gewissen zu haben, um ihm gesezt entgegengehen zu können. Dessen ungeachtet glauben zum Theil nicht allein rohe Kriegsleute, sondern auch andre, daß der Soldatenstand mit der Frömmigkeit nicht bestehen könne. Diese, besonders die Lehre von der Sünde und ihren Strafen, soll das Gemüth furchtsam, niedergeschlagen und zu heldenmüthigen Unternehmungen unfähig machen; Krieg und Barmherzigkeit oder christliche Liebe, sollen sich nicht miteinander vertragen. Das Christenthum mag aber noch so streng seyn, als es will, so trennet es doch nur den Stolz von dem Herzen des Menschen, ohne uns unserer Tapferkeit, unserer Standhaftigkeit und der Begierde nach einem tugendhaften Ruhm zu berauben. Wir leben nicht mehr in den unmenschlichen Zeiten, wo die Kriegsleute zugleich Henkersknechte vorstellten, und nicht allein mit den feindlichen Soldaten, sondern zugleich mit den Bürgern, Bauern, ihren Weibern und Kindern, ja sogar mit leblosen Dingen, Krieg führten, und auch auf Befehl ihrer Obern die verabscheuungswürdigsten Handlungen vornahmen. Jezt wird der Krieg unter Christen meistentheils mit möglichster Menschlichkeit geführt, Krieger streiten nur gegen Krieger, und auch diese sind, nach der Entwaffnung ihre Freunde. Unnöthige Härte und Grausamkeit wird von ehrliebenden Soldaten selbst getadelt und von den Befehlshabern geahndet. Sehr selten wird sich der Vorfall ereignen, daß ein Officier einen besondern harten Befehl zu befolgen hat; allein auch hier wird die Frömmigkeit dem Herrendienste nicht hinderlich seyn. Kann er, so wird er der Unglüklichen Elend erträglicher machen, aber dessen ungeachtet seine Pflicht, und zwar mit gutem Gewissen erfüllen, weil nicht er, sondern der, welcher den Befehl gegeben, es zu verantworten hat. Nicht nur gegen Freunde und Mitbürger wird ein frommer Kriegs-Mann, menschlich

und liebreich seyn, sondern sogar gegen die Feinde. Sobald der Feind überwunden und entwaffnet ist, so ist er sein Bruder, und hat, wie jeder andre, Anspruch auf seine Liebe und seinen Beystand. Seine Thränen mischen sich auf dem Schlachtfelde mit dem Blute seiner Feinde, und sobald der Endzwek erreicht ist, so legt er seine Waffen ab, und er ist wieder der leutseelige, der liebenswürdige Menschenfreund, der er vorher war. Der Römische Feldherr Camillus weinte, als er nach der Einnahme von Veji, von dem Schlosse herab, der Plünderung zusah. Bey einer andern Gelegenheit sagte dieser große Mann: der Krieg ist ein Uebel, und mit vielen Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten verbunden, aber auch im Kriege gibts für rechtschaffene Männer gewisse Gesezze.

Grausamkeit gegen Ueberwundene entehrt allezeit den Sieger, und wenn er auch ein Heide wäre, und wie vielmehr den Christlichen! Dieser wird die Seufzer der unschuldig Unterdrükten, mehr fürchten, als die Waffen seiner Feinde; und wiewohl er die Befehle seines Monarchen, ohne ihre Gerechtigkeit allemal zu untersuchen, ausführen muß, so mildert er sie doch in der Ausführung durch seine Gütigkeit. *) Diese Art zu denken, macht ihn deswegen nicht weichherzig, wohl aber erfinderisch; sie lehret ihn die Kunst zu siegen, ohne grausam zu seyn. Und warum wollte ich die wichtige Wahrheit nicht wiederholen? Der volk-

*) Dieß ist das Bild des Marquis d'Armentieze und seines edeln und menschenfreundlichen Verhaltens in Zelle 1758, das ihm so viele Bewunderung und Liebe erworben hat, und wovon der Marquis de Voyer d'Argenson in Halberstadt und Wolfenbüttel gerade das verhaßte Widerspiel war. Hannover wird sich des Duc de Randan, und Cassel des M. de Broglio allezeit mit Hochachtung und Dankbarkeit erinnern, so oft es an sein trauriges Schikksal denken wird.

kommne Officier muß von einer erleuchteten Gottesfurcht durchdrungen seyn. *) Denn gewiß! nichts benimmt mehr die Furcht des Todes, nichts stärkt mehr unsre Tapferkeit und erleichtert uns mehr die Ausübung unsrer Pflichten, als die Religion; eine Religion, die von Gott kommt, und lauter große, edle, und wohlthätige Seelen bildet. Niemand schikt sich also besser zum Kriege, als Christen: eine Art Menschen, die die Mäßigkeit und die Gedult ausüben und in beständiger Bereitschaft stehen zu sterben. Wäre es möglich, ein ganzes Heer zu wahren Christen umzubilden, so würde man vors erste von so vielen Unordnungen, Gewaltthätigkeiten, Desertion und Marodiren, nichts wissen, sondern es würde auch dasselbige aus lauter Helden bestehen. Wer hat mehr Gelegenheit, Großmuth, Mitleiden und Menschenliebe auszuüben, als der Soldat? Wo findet man eine schönere Tugendbahn, als bey der Armee? Gibt es nicht in einem mit so vielen Widerwärtigkeiten verknüpften Leben als der Officier-Stand ist, Trübsal genug auszustehen, die uns in der Gedult üben, und dabey viele Gelegenheiten geben, gute Handlungen zu thun. Man opfert dem HErrn an allen Orten, wenn man sich Ihm unterwirft, und wenn man ein ehrlicher Mann ist. Weihe Ihm, mein Sohn! Weihet Ihm meine lieben jungen Freunde, wenn ihr den Militär-Stand wählet, schon zum voraus alle eure Geduld zum Opfer, heiliget Ihm; bald die Beschwerlichkeiten einer Belagerung; bald die lange Dauer eines mühseligen Feldzugs; bald eure geheimen Bedürfnisse und den Kummer eurer Seele. Diese Opfer müs-

*) Wer sich überzeugen will, wie edel und tapfer auch fürstliche Herzen, in den Händen der Religion gebildet werden können, der lese des Abts Jerusalem Rede, die er bey der Confirmation des liebenswürdigsten Braunschweigischen Prinzen gehalten.

sen Ihm gefallen! Was muß man für einen großen Vorrath von Tugend besizen, wenn man seinen Stand beständig lieben, und in der Ausübung seiner Pflichten niemals ermüden will! Unsere Religion heischet von uns allen, wo ich nicht irre, daß wir insbesondere das Gute, welches sich zu unsrer Lebensart am meisten schiket, thun sollen; ein vernünftiger Mensch muß daher täglich dasjenige zu erfüllen trachten, was Gott in dem Stande, den er auf der Welt bekleidet, von ihm verlanget. Denn der wahre Werth unserer Tugend bestehet in der Ausübung der Pflichten unsers Amts. Nach jungen und unerfahrnen Officieren, nach solchen nemlich, welche schlecht erzogen, sich den Ausschweifungen ergeben, entweder durch den Umgang ungesitteter, lasterhafter Menschen, oder durch giftige Lektüre, unchristliche Grundsäze eingesogen haben, muß die Religion der Soldaten nicht beurtheilt werden. Man höre hingegen gediente und erfahrne Officiere von der Religion und den wahren Pflichten eines Soldaten reden, man lasse sich ihre Thaten und glüklich überstandene Gefahren erzählen, so wird man überzeugt werden, daß sie ihre Erhaltung der göttlichen Gnade, ihren bezeugten Heldenmuth aber, dem Zutrauen zu derselben zuschreiben. *)

Sie werden bekennen, daß bey der Herzhaftigkeit zwar große Ausschweifungen vorgehen können, die Religion aber,

*) Gott hat indessen meine Treue belohnet; (so edel redet Puysegurs, der im Harnisch grau gewordene ehrwürdige Greis in seinen hinterlassenen Memoires) indem ich in meinem fünf und vierzigjährigen Dienste, da beständig Krieg gewesen, über 120 Belagerungen gesehen, wo man Kanonen aufgeführt; 30 Schlachten und Scharmüzeln beygewohnet; von der Musquete an gedient; und dennoch niemals krank oder verwundet gewesen bin.

welche uns die Vorschriften unseres Standes, den Willen Gottes und die Nothwendigkeit zu streiten vor Augen stellt, davon zurükhalte.

Der christliche wahrhaft tapfere Soldat muß sich also zu allen Zeiten mit einer Frömmigkeit, welche die Quelle seiner Herzhaftigkeit ist, allem demjenigen unterwerfen, wozu ihn die Vorsicht bestimmt hat. Wer ihm widersteht, ist sein Feind, und wer die Waffen niederlegt, ist sein Nächster. Was für eine Nation ist die Ihrige, sagte der Graf von Solms zum Chevalier du Rosat, nach der Schlacht bey Neerwinden! Sie fechten wie Löwen, und begegnen ihren besiegten Feinden, als ihren besten Freunden.

Wie schön ist der Anblik eines Weisen, welcher in die Gefahr dringet! Die Ruhe des Gewissens stärket seine Hand; die Gegenwart seines Geistes läßt ihn mitten in der Verwirrung den Weg zum Siege erkennen, und seine Unerschrokenheit sezt ihn in den Stand, demselben zu folgen. Wenn alles sich beugt, so heisset ihn seine Menschlichkeit stille stehen, und sein Herz selbst hält seinen Arm zurük. Die Feinde fliehen; er weihet den Verwundeten seine Sorgen, und dem verwirrten Schauspiele der Sterbenden und Todten seine Thränen, und in seinem Herzen danket er Gott, als dem einzigen Urheber des Sieges, der denselben durch Umstände, die er selbst anordnet, wohin es ihm gefällt, zu lenken weiß.

Dritte Abtheilung.

I.) Von dem Duell insbesondere.

II.) Von der Nothwendigkeit einer guten Erziehung.

III.) Etwas über die militärische Erziehung, mit Anmerkungen für Anfänger in der Kriegskunst.

IV.) Auf welche Art und durch welche Mittel die Duelle, wo nicht gänzlich vertilget, wenigstens doch vermindert werden können.

I. Abschnitt.

Von dem Duell insbesondere.

Besiege dich zuerst und jede Leidenschaft;
Dann siege, sey ein Held! Sey mehr, sey tugendhaft!
Cronegk.

Wenn wir annehmen, daß die meisten Duelle, wenige Fälle ausgenommen, aus falschen Grundsätzen und aus unrichtigen Vorstellungen entstehen, die wir uns von den erhabenen Tugenden der Ehre und der Herzhaftigkeit, machen; besonders, wenn eine allzuempfindliche und rachgierige Ge-

mürhsart, von falschen Meynungen, des so verführerischen Point d'honneur eingenommen ist. Wenn wir uns erinnern, was in der zweyten Abtheilung hierüber gesagt worden, so scheint es, als bliebe nicht viel mehr hierüber zu sagen übrig. Christen, und das wollen doch alle, wenigstens die allermeisten seyn, haben es ja schon von Jugend auf gelernet, daß ihnen ihre Religion, tödtlichen Haß, Selbstgenugthuung, Rache und Todschlag verbiete, dagegen aber Verträglichkeit, Freundschaft, Menschenliebe und großmüthige Vergebung erlittener Beleidigungen, predige. Auch wird Niemand läugnen, daß die Selbst-Bestrafung unsers wirklichen oder vermeinten Beleidigers, den Fall der Nothwehr ausgenommen, den bürgerlichen Gesezen zuwider, in keinem gesitteten Staate geduldet werden könne. Die Vertheidiger der Duelle, welche alle jene Wahrheiten eingestehen müssen, mögen sich dann auch darnach prüfen und untersuchen, ob die Gründe die sie zur Vertheidigung der Duelle angeben, und dasjenige, was dieselben meistentheils veranlaßt, sich mit den Begriffen vereinbaren lassen, die wir von Ehre und Herzhaftigkeit festgesezt haben. Sie mögen sich prüfen, ob ihnen die Vertheidigung der wahren Ehre, jedesmal den Degen in die Hand gebe, und ob sie bekennen dürfen, was sie für beleidigte Ehre halten; was ihre Streitigkeiten veranlaßt, und um welcher Ursachen willen sie nöthig gefunden, ihre Herzhaftigkeit durch die Verlezung der natürlichsten Pflichten zu beweisen, oder ihre Rachsucht zu befriedigen.

Anerkannte Wahrheiten wiederholen, und sie hier unter einer andern Gestalt vor Augen legen wollen, möchte eben so überflüssig als für den größten Theil der Leser, eine unnüze und verdrüßliche Sache seyn; und dies um so mehr, da der Fehler nicht sowohl darin zu liegen scheint, daß man

jene Wahrheiten läugnet und nicht eingestehen will, als darin, daß man sich, troz derselben, von einem angeerbten, weit ausgebreitetem Vorurtheil, meistens mit Widerspruch der Vernunft und des Gewissens, dahin reissen läßt. Man hält denjenigen geradezu für einen schlechten Kerl, der die göttlichen und menschlichen Geseze durch einen, meistentheils aus nichts entstandenen Zweykampf, nicht verlezen will. Man hält denjenigen für feig und niederträchtig, sollte er auch seine Herzhaftigkeit und Tapferkeit, selbst im Dienste des Staats, dem er dient, vielmals auf die unzweydeutigste Art bewiesen haben, der Bedenken trägt, einen Diener des Landesherrn, einen Freund, einen Neben-Menschen zu morden, oder sich der Gefahr auszusezen, selbst ermordet zu werden. So lange diese Meinung bestehen, so lange es scheinen wird, als sey man darin stillschweigend übereingekommen, daß derjenige, der sich ohne Selbstgenugthuung beleidigen lassen, Zeichen der Feigheit und Furchtsamkeit von sich gebe, und dadurch seine Ehre befleke, und ihn würdig mache, aus der Gesellschaft seines gleichen ausgestoßen zu werden: so lange dieses Vorurtheil seine Macht behalten, und in die Gestalt der Tugend eingekleidet, geduldet werden wird; so lange wird auch alles Moralisiren, alle Gründe der Vernunft und der Religion, gar wenig fruchten. Der mächtige Eindruk, daß man mit der Ehre auch die zeitliche Wohlfahrt darüber verlieren könne; das Schrekbild der Schande und der Verachtung, wird stärker und überwiegender als alle andre Betrachtungen wirken, besonders auf den, der wirklich Ehrliebe hat, oder auch auf den, der von einem heftigen und rachgierigen Temperament ist.

Unstreitig würde mancher, von sanfterer Gemüthsart und besserer Ueberzeugung, seinem Beleidiger großmüthig verzeihen, und sich gern von seiner sonst edlen Denkungs-

art regieren lassen; er würde seinen Grundsäzen nicht mit Gewalt untreu werden, wenn nicht das Irrlicht des falschen Point d'honneur ihn verführete, wenn nicht die allgewaltige Stimme unabläßig in seinen Ohren tönete: Was werden die Leute dazu sagen, für wen werden sie dich halten, wenn du dieß oder jenes auf dir sizen lässest? Welchen Nachtheil würde es deinem Glüke bringen? Derjenige bleibt immer zu bedauern, der in die unglükliche Nothwendigkeit gesezt wird, das Entweder — Oder, bey sich zu entscheiden. Er wähle das eine oder das andere, so ist er unglüklich, nur mit dem Unterschied, daß die Beweggründe für das, was sein Gewissen gut heißt, ungleich wichtiger sind, als diejenigen, welche von einem blendenden Point d'honneur angegeben werden. Das Beste, vielleicht das Einzige, das man, so lange dieses Vorurtheil noch herrschend bleiben wird, thun kann, ist wohl lediglich dieses: daß man trachte, in allen Gesinnungen und Handlungen, wahre, auf Tugend gebaute Ehrliebe und Rechtschaffenheit, von sich bliken zu lassen, und daß man sich bestrebe in allen und jeden Gelegenheiten, wo es die Ehre und der Nuzen des Dienstes erfordert, Merkmale von unbezweifelter Unerschrokenheit und Herzhaftigkeit zu geben; daß man die edle Entschlossenheit zeige, selbst das Leben, wenn es nothwendig ist, für das Wohl des Vaterlandes gern hinzugeben. Endlich, daß man durch ein sittlich-gutes, gerechtes, liebreiches, anständiges und vernünftiges Betragen, alle Gelegenheiten zu Verdrießlichkeiten vermeide, und dadurch die Gefahr, in Widerspruch mit seinen Grundsäzen gesezt zu werden, vermelde. Wir werden in dem folgenden Abschnitte uns über die Nothwendigkeit einer klugen Benehmung weitläufiger ausdehnen, vorher aber, nur noch die Haupt-Gründe vor Augen stellen, die man für und gegen die Duelle anzuführen pflegt.

Es

Es ist sonderbar, daß dieses schädliche Vorurtheil, der Gebrauch nämlich, die beleidigte Ehre durch ein Duell abzuwaschen, nur unter Christen herrschend ist, denen die Religion, zu der sie sich bekennen, die Sittenlehre, die sie selbst als eine heilsame Regel für das Wohl der Menschen anerkennen, und die durch beyde gereinigtere Philosophie, zumal in Zeiten, wo Aufklärung und Duldung die Lieblingsmaterien geworden, von der man spricht und schreibt, ganz andre, der gesunden Vernunft angemeßnere Grundsäze an die Hand geben könnten; sonderbar, daß Christen ihre Ehre gegen die Angriffe eines jeden, auch noch so unmoralischen Menschen, wäre auch gleich seine eigene Ehre noch nicht von allen Flecken gereiniget, nicht anders in Sicherheit stellen können, als dadurch, daß sie wagen, entweder einen Mord zu begehen, oder selbst gemordet zu werden. Diesen Sieg hat Christenthum und Vernunft noch nicht durchgängig erhalten. So mächtig sind die mit der Muttermilch eingesogene von den alten Deutschen, unsern barbarischen Vor-Eltern ausererbte, und noch immer auf unsere Kinder fortgepflanzte Vorurtheile und Gewohnheiten! Niemand wird läugnen können, daß die alten Römer und Juden Muth und Herzhaftigkeit genug bewiesen, und daß ihre Officiere auch für Leute angesehen seyn wollten, die Herz hatten, und die sich gewiß nicht für feige Memmen wollten halten lassen: Dessen ungeachtet, bey allen ihren öffentlichen und Privat-Streitigkeiten, die in und außer der Armee so unzählige Male entstanden, wußten sie nichts vom Duelliren oder von jenen falschen Maximen der Ehre, welche die Duelle veranlassen und ihre eigentliche Nahrung sind. Kein hochherziger Römer, der willig sein Leben für die wahre Ehre hingab, erkannte eine solche Ehre an. Wir müssen uns hier einer Geschichte aus dem Leben des Themistocles erinnern, und dieser eine Anmerkung beyfügen.

Eurybiades, der Spartaniſche Admiral über die vereinigte Griechiſche Flotte in dem Kriege wider die Perſer, konnte es nicht ertragen, und war ſehr aufgebracht, daß Themiſtocles, der junge Athener in einer der Berathſchlagungen, ſeine Meynung ſo ſtandhaft gegen die ſeinige vertheidigte. Eurybiades vergaß ſich ſo weit, daß er unter drohenden und beißenden Worten den Stok gegen ihn aufhob. (Was würden in einem ſolchen Fall unſere jungen Officiere wohl gethan haben?) Themiſtocles, ohne ſich aus der Faſſung bringen zu laſſen, ſagte weiter nichts, als: „Schlag nur zu, aber höre mich an. Dieſe bewundernswürdige Herzhaftigkeit und Moderation machte auf den Eurybiades einen ſolchen Eindruk, daß er der Meynung des jungen Atheners nachgab, ſeinem Rath folgte, und hernach den berühmten Sieg bey Salamin davon trug, der Griechenland befreyete, und dem Themiſtocles einen unſterblichen Ruhm erwarb. *)

*) Es wird beſſentlich Niemand glauben, daß ich der Meynung ſeyn könne, daß man gegen Stokſchläge unempfindlich ſeyn und ſie wie ein Compliment annehmen ſolle. Mein aber daß ein Officier, oder jeder andere, der einen wichtigen Auftrag hat, und deſſen Perſon für dieſe Zeit, dem Staate beſonders zugeeignet und gewidmet iſt, eine Privat-Beleidigung nicht achten, oder doch wenigſtens die Genugthuung dafür aufſchieben müſſe, und nichts vornehmen dürfe, das dem Intereſſe des Dienſtes Nachtheil bringen könnte, das erkenne ich allerdings für Pflicht: denn die Beleidigung, die einem ſolchen widerfährt, geſchiehet eigentlich nicht ihm, ſondern dem Staat, ohne deſſen Erlaubniß er an keine Privat-Satisfaction denken darf. Man ſey ein Themiſtocles, man erwerbe ſich ſeine militäriſchen Tugenden, man beweiſe ſeinen Muth, und gewiß man wird das, Großmuth und Herzhaftigkeit nennen, was man bey einem andern, der keine ähnliche Tugenden beſizt, für Feigheit halten würde. Wir werden Gelegenheit finden, an einem andern Orte noch Mehreres hierüber zu ſagen.

Die Duelle in beſter Form waren in England ehedem, ſo wie in andern Ländern gebräuchlich, ſie kamen aber ſeit der puritaniſchen Adminiſtration ganz aus der Mode. Da dieſe Religionsenthuſiaſten keine andere Richtſchnur als die Bibel, ſelbſt bey ihren Sitten, anerkennen wollten, und in dieſer keine Beyſpiele von eigentlichen Duellen gefunden werden, ſo verabſcheuten ſie ſolche. Man hat vielleicht kein Beyſpiel in der Geſchichte, daß der Fanatiſmus je eine ſo gute Wirkung hervorgebracht hätte.

Nur erſt ſeit der leztern Hälfte dieſes Jahrhunderts iſt dieſe alte Mode wieder etwas in England aufgekommen, nach dem Maaſe, als man das Baren aufgegeben hat. Da aber ſo manches hier anders als in der übrigen Welt geſchiehet, ſo hat dieſer nur den höhern Volksklaſſen eigenthümliche Gebrauch auf dieſer Inſel keine Schranken gefunden. Man hat Prediger, Krämer und Kaufmannsdiener ſich duelliren geſehen, und zwar beſtändig auf Piſtolen, weil die Engländer nicht fechten lernen; ja vor einigen Jahren hat man die lächerliche Scene erlebt, daß ſich zwey Neger, beyde Livreebediente, im Hyde-Park mit Piſtolen herumgeſchoſſen haben. Solche Vorfälle und die ſatyriſchen Gemälde, die täglich davon auf der Bühne geſehen werden, dürften wahrſcheinlich die Fortſchritte dieſes Gebrauchs hemmen. Zeigt jemand die Abſicht eines Zweykampfs bey einem Friedens-Richter an, und die Kämpfer werden mit Waffen auf dem Plaze gefunden, ſo werden ſie in Verhaft genommen und zum Friedens-Richter geführt, wo ſie, für ſechs, acht, auch zehen Jahre, Bürgen für ihr friedfertiges Betragen ſtellen müſſen. Dieſe Bürgen müſſen nach Beſchaffenheit der Umſtände mit einer größern oder kleinern Summe Geldes die gute Aufführung des Beklagten aſſekuriren. Im Uebertretungsfalle müſſen die Bürgen ſogleich bezahlen, wo-

gegen kein Proceß Statt findet. Will Niemand Bürge leisten, so muß der Friedensstörer ins Gefängniß wandern, bis ihm jemand diesen Freundschafts-Dienst leistet. Dieses ist nicht allein der Fall bey Duellen, sondern bey allen Handlungen, wodurch die öffentliche Ruhe gestört wird.

Die Begriffe von Ehre und Schande sind bey den Engländern sehr verschieden von denen, die in ganz Europa angenommen sind. Der Verhaft eines Mannes gereicht hier nicht zum Schimpf, so wenig wie die Hinrichtung eines Delinquenten der hinterlassenen Familie Schande bringt. Ein Mann von Stande wird von einem andern geschimpft, er schimpft wieder, oder verzeiht ihm, ohne sich zu rächen, oder sich mit ihm zu schlagen, welches Leztere verhältnißweise in England nur selten geschieht. Der lezte Herzog von Bedfort, nachdem er die höchsten Ehrenstellen des Staats bekleidet hatte, erhielt bey einem Wettrennen tüchtige Prügel. Diese hinderten aber nicht, daß er bald darauf im Jahr 1762 den ehrenvollen Auftrag erhielt, den berühmten Frieden zu Versailles zu schließen. Der Pöbel der Ausländer, der von der Ehre ganz andre Begriffe hat, schreibt alles dieses ohne Bedenken dem Mangel an Delicatesse und rauhen Sitten zu; der Philosoph hingegen, der diese Delicatesse in andern Dingen hier nicht vermißt, sondern sie vielmehr oft aufs Höchste getrieben findet, und der nichts weniger als rauhe Sitten bey diesem so aufgeklärten tapfern und muthigen Volke gewahr wird, sieht diese Ehrensachen in einem ganz andern Lichte. In einer Monarchie zittert ein jeder für alles, was nur im geringsten seiner Ehre nachtheilig seyn kann. Eine unbedeutende Handlung, ein Wort, ein bloßer Verdacht sind oft vermögend, ihn um sein Brod, ja um Vermögen und Leben zu bringen. Seine Existenz, das Wohl seiner Familie hängt

bisweilen von einem geringfügigen Umstande ab, der nach der angenommenen Meynung die Ehre kränket. Man ist immer bedacht, sich selbst zu verwahren, ist aufmerksam auf andere, beunruhigt sich bey einer übeln Nachrede, und sucht sich zu rächen, oder sich zu rechtfertigen. Hieraus entstehen sehr natürlich die verfeinerten Begriffe von Ehre. In einem Freystaate aber ist es ganz anders, wo die Begriffe bey weitem nicht so groß sind, und wo der Bürger viele Rüksichten nicht kennet, die der Monarchische Unterthan nicht einen Augenblik aus den Augen sezen darf. Ich berufe mich hier wieder auf Griechen und Römer, die zur Zeit ihrer höchsten Verfeinerung ganz gleichförmig mit den Engländern über den Artikel der Ehre dachten. *)

Die Alten spielten und machten sich zum Kämpfen geschikt, ohne das Leben ihrer Mitbürger in Gefahr zu sezen. Wir kennen die Isthmischen, die Pythischen, die Olympischen Spiele der Griechen. Die Römer übten sich täglich, besonders ihre Jugend, um den Gefährlichkeiten des Kriegs sich herzhaft aussezen zu lernen; unter sich aber wußten sie nichts von einzelnen Kämpfen, und die Geschichtskunde wird uns kein Beyspiel geben können, daß ein Bürger den andern, auf diese Art, thätlich beleidiget hätte. Damals als die Welt noch voll Helden war, war eine Herausforderung etwas unerhörtes. Die tapfersten Männer des Alterthums dachten nicht daran, persönliche Schmähungen durch Zweykämpfe zu rächen. Cäsar schikte dem Cato kein Cartel, auch nicht Pompejus dem Cäsar für so manche gegenseitige Kränkungen; und einer der größten Feldherren Griechenlands hielt sich nicht für entehrt, weil er sich, wie ich

*) England und Italien. Ein in allem Betracht sehr schönes und lehrreiches Buch, das seinem edeln und philosophischen Verfasser eben so viel Ehre als jedem verständigen Leser grosses Vergnügen macht.

vorhin sagte, mit dem Stok hatte drohen lassen müssen. Man weiß, daß Alcibiades dem Hyponikus eine Maulschelle gegeben; Hyponikus suchte diesen Schimpf nicht zu rächen. Alcibiades that ihm, weil das Volk murrete, ein Genüge und Hyponikus gab ihm seine Tochter Hipparete dafür zur Ehe. Themistocles und Aristides waren beyde tapfer, und Feinde, und dennoch beleidigten sie sich nicht thätlich. Der barbarische Gebrauch, sich wegen eines zweydeutigen Wortes untereinander, nach gewissen Gesezen zu ermorden, und eine vermeinte Beleidigung oft in dem Blute des besten Freundes abzuwaschen, dieser barbarische Gebrauch, den wir bald Hoheit der Seele, bald Herzhaftigkeit, Ehrliebe und Bravheit zu nennen pflegen, war jenen berühmten Helden und Eroberern gänzlich unbekannt. Wollten sie ja Zweykämpfe haben, so suchten sie Helden oder berühmte Männer bey Schlachten in dem Gedränge der Feinde auf, und bewiesen da fürs Vaterland eine Tapferkeit, die allein diesen Namen verdient. Sie behielten, sagt Sallustius, ihren Haß, ihre Feindschaft und ihre Empfindlichkeit für die Feinde des Vaterlandes auf; und mit ihren Mitbürgern stritten und wetteiferten sie nur in der Tugend der Ehre und des Ruhms. Die Ehre von einer herzhaften aber unmenschlichen Geschicklichkeit, sich einander Hände und Gesicht zu zerfleischen, überließen sie ihren Gladiatoren.

Daß ein Fürst, ein Feldherr, sein Leben nie auf die Waage sezen oder in die Schanze schlagen darf, als wenn entweder alles verloren oder alles gewonnen werden solle, befiehlt wirklich das Gesez der Natur. Fast in der ganzen Geschichtskunde finden wir, daß, ich nehme die Schlacht bey Lützen aus, der Tod des Feldherrn, den Verlust der Schlacht nach sich gezogen habe. Pyrrhus ging

zwar aus Verdruß den Zweykampf mit einem großen Mammertiner ein, und zeigte, wie in allen seinen übrigen Handlungen, daß er ein Soldat, aber kein König sey: er vermengte, so wie Alexander, sein Amt mit dem eines gemeinen Soldaten. Nach dem Tacitus waren die alten Nordischen Fürsten mehr Fechter als Fürsten. Daher kam es auch, daß Gottfried, König in Dänemark, kühn genug war zu sagen, man sollte ihn an der Spize seiner Armee vor Achen erscheinen und den Kaiser zum Kampf herausfodern sehen. Carl der Große aber kannte die Pflicht eines Fürsten und sein Heer den Verlust eines Heerführers besser, als der dänische König. Aus eben diesen Gründen, hielt schon lange vorher das Heer den Pipin ab, sich mit dem Könige der Hunnen in einen Zweykampf einzulassen.

Pelopidas und Marcellus, zwey große tapfere Männer, die beyde als Feldherren ihrem Vaterlande die herrlichsten Siege über die furchtbarsten Feinde erwarben, verloren beyde ihr Leben auf eine unbedachtsame Art zu einer Zeit, da man die Erhaltung und Anführung solcher tapfrer Männer am meisten nöthig hatte.

Metellus hatte Recht, wenn er nur darüber lachte, als seine Soldaten, die über die Vortheile des Sertorius mißvergnügt waren, mit Geschrey verlangten, daß er den vom Sertorius ihm angebotenen Zweykampf annehmen solle, weil doch ein General mit einem General und ein Römer mit einem Römer fechten würde. Er dachte wie Theophrast, der sagt: ein Feldherr muß wie ein Feldherr, und nicht wie ein gemeiner Soldat, sterben. *)

*) In unsern Zeiten, möchte dieser Ausspruch in gewissen, obgleich seltenen Fällen, eine Ausnahme leiden. Ein Beyspiel davon ist der unsterbliche F. M. Graf Schwerin, dessen Todesart jedermann bekannt ist.

Marius ließ dem verwegnen Cimbrer sagen, der ihn herausforderte: Wenn er gern sterben wolle, möchte er sich aufhängen. Cäsar antwortete den Abgeordneten des Antonius, die ihn zu einem Zweykampf herausforderten: dem Antonius stünden viele Wege zum Tode offen. Kaiser Carl der Fünfte und König Franz I. forderten sich, aber sie schlugen sich nicht. Fast eben so ging es zwischen Pierre d'Arragon und Charles d'Anjou, zwischen Eduard dem Dritten und Philipp von Valois. Turenne überschwemmte die Pfalz mit seiner Armee, verwüstete alles mit Feuer und Schwert. Der Churfürst, in Verzweiflung darüber, forderte ihn zu einem persönlichen Zweykampf heraus, erhielt aber von Turenne die Antwort, daß er sich nur raufete, wenn er eine Armee von 20,000 Mann vor sich hätte, und daß ihm sein König zum Zweykampf keine Erlaubniß gegeben hätte. Man würde noch viele Beyspiele anführen können, daß auch große Helden, bey empfangenen Beleidigungen das Duell nicht haben eingehen wollen, denn sie wußten, daß ein General, und ein jeder andrer Officier, dem eine wichtige Sache anvertraut worden, sich aus der Weisheit und Klugheit seines Betragens eine Ehre machen müsse, und nicht aus irgend einer That, welche blos allein ein Starker, Unerschrokener verrichten kann. Ein commandirender Officier macht sich allezeit doppelt strafbar, wenn er, es sey unter welchem Vorwand es wolle, eine Aufforderung annimmt, wenigstens so lange er einen Posten zu vertheidigen hat, oder sonst zu einer Expedition commandirt ist. Denn in solcher Lage kann er über seine Person, die ganz dem Staate gehört, durchaus nicht disponiren. Aus eben dem Grunde sollten während eines Feldzugs alle Duelle, und noch insonderheit vor einer Bataille, desto ernstlicher verboten, und, wenn sie doch vorfallen, aufs strengste bestraft werden. Denn hier, auf dem Felde der Ehre, kann

ſie, die Ehre, die ſchönſten Früchte tragen, man braucht ſie ſonſt nirgends zu ſuchen, als hier im Dienſte des Vaterlandes. In Friedenszeiten ſind die Gelegenheiten, ſich wahrhaft tapfer zu zeigen, freylich ſeltener. Die falſche Herzhaftigkeit kann einen blendenden Schein annehmen, man kann leicht, wo keine Gefahr vorhanden iſt, die Maske des Helden vornehmen und ſich mit kriegeriſchen Tugenden brüſten, die man nicht beſizt. Nichts iſt leichter, und viele wiſſen auch dieſe Rolle ſo lange ganz vortrefflich zu ſpielen, bis einmal der Zufall ihnen die Larve vom Geſichte reiſſet und ſie in ihrer wahren Kleinheit darſtellet.

Ich habe ſchon vorhin geſagt, daß weder die Griechen noch die Römer von dem Duell etwas gewußt haben: auch den Morgenländiſchen Völkern insgeſamt z. E. den Türken, Perſern und Chineſern iſt es gänzlich unbekannt. Die Soldaten im Königreich Tunquin, die ſich nicht vor ihren Feinden fürchten, halten das Duelliren für etwas barbariſches. Die Türken, die in Gefechten ſo viele Unerſchrokenheit zeigen, betrachten den Zweykampf als eine unedle Handlung.

Die Duelle gehören unter diejenigen Dinge, wider welche beſtändig geeifert wird, und welche dennoch kein Fürſt, kein Staat abzubringen bisher vermögend war. Nirgends werden ſie unmittelbar begünſtiget, und es fehlt uns nicht an Geſezen, die gegen die Ausbrüche der Rache und der gewaltſamen Selbſt-Genugthuung ſchüzen ſollen, aber uralte Vorurtheile, die ſich auf irrige Begriffe von Ehre und Schande gründen, untergraben und zernichten ſie; ſie ſind mächtiger als die Geſeze, welche zum Theil hin und wieder dunkel, und mit gewiſſen Einſchränkungen untermiſcht ſind, die Duelle zwar ausdrüklich verbieten, doch aber auch den Zweifel übrig laſſen, ob der beleidigte Theil, wenn er dem

Geſeze gehorſam iſt, fort dienen und als ein Mann von Ehre angeſehen bleibe? *) So viel hat leider nur allzu oft die Erfahrung gelehrt, daß, obgleich in allen Militär-Dienſten die Duelle verboten ſind, man dennoch in den meiſten, vielleicht in allen, keinen Officier dulden will, der wegen einer ihm zugefügten Beleidigung, anſtatt durch ein Duell, ſich auf die von den Geſezen vorgeſchriebene Art Genugthuung zu verſchaffen ſucht. In einigen Dienſten haben zwar richtigere Begriffe von wahrer Ehre und Herzhaftigkeit, jene Vorurtheile vermindert: man hat ſich vielleicht hier mehr als an andern Orten durch die Erfahrung überzeugen laſſen, daß der ehrlichſte Mann, der braveſte, rechtſchaffenſte Officier, von jedem Säufer, deſſen Verſtand und Ueberlegung ſo oft umnebelt iſt, von jedem Verzweifelten, der nichts zu verlieren hat, von jedem unartigen, ſchlecht erzogenen jungen Menſchen, beſchimpft werden könne, wenn je ein ſolcher beſchimpfen kann, und daß die Brutalität eines ſolchen, oder die übertriebene Empfindlichkeit eines aufbrauſenden leichtſinnigen Menſchen, den Staat nach Willkühr in Gefahr ſezen könne, einen nüzlichen Bür-

*) Das merkwürdige Churfürſtlich-Brandenburgiſche Edict wider die Duelle, vom Jahr 1688 — ſo Anno 1693 erneuert und 1713 theils wiederholt, theils erklärt, erläutert und geändert worden, macht eine Ausnahme. Es iſt eben ſo deutlich, als ernſthaft abgefaßt. Hingegen heißt es, in der Verordnung des höchſt-ſeligen Friedrichs II. „Wir verbieten alles Duelliren.“ Unterdeſſen wird ſich ein Officier bey vorfallender Gelegenheit jederzeit als ein braver Officier betragen. Auch Ludwig der 14te gab ſcharfe Geſeze wider die Duelle, und der Cardinal Richelieu, um der Duellir-Wuth Einhalt zu thun, ließ ſchon vor ihm die an Duellen Theilhabenden mit dem Tode beſtrafen. Die Duelle wurden zwar in jenen Zeiten ſeltener, aber die Geſeze in den neuern immer weniger beobachtet.

ger oder einen tüchtigen Officier zu verlieren. In dem Zeitvertreib eines Soldaten, wird von einem französischen Reuter erzählt, daß ihn ein anderer herausgefordert habe. Er erscheint auf dem Plaze und läßt zuerst auf sich schießen. Darauf sagte er zu seinem Gegner: Wenn du ein würdiger, tapferer Soldat bist, so beging ich eine Grausamkeit an meinem Vaterland, es deiner Dienste zu berauben; bist du aber ein schlechter Kerl, so sind meine Hände zu gut dazu, dem Henker in sein Amt zu greiffen, und indem er dieses sagte, schoß er sein Pistol in die Luft, und ließ seinen Feind beschämt zurük.

In denen Ländern, wo die Geseze am strengsten gegen die Duelle sprechen, fallen sie am häufigsten vor. Der ehr- und ruhmbegierige Franzose, oder ein jeder, der ihm hierin gleichet, hielt sich für infamirt, wann er eine Ausfoderung abschlagen und seine Sache dem Richter zur Entscheidung übergeben wollte. Er weiß zwar, daß er vor dem Gericht, wo er hin gehört, nicht würde abgewiesen werden; aber er weiß auch, wie es andere wissen, daß seine Kameraden, dieser, obgleich an sich vernünftigen That wegen, ihn nicht mehr würdigen, Dienste mit ihm zu thun, und er also durch allgemeine Verachtung genöthiget werden würde, sein Regiment zu verlassen, und, wenn er kein Vermögen hat, ein besseres Glük in der weiten Welt zu suchen. Die Alternative ist allerdings schrekklich. Entweder mit Widerspruch des Gewissens, die Hand zum morden oder zum verstümmeln auszustreken; Gefahr zu laufen, selbst getödtet zu werden, oder aber Glük und Ehre, nach dem einmal angenommenen Vorurtheil zu verlieren. Der Herr von Pontis merkt in seinen Memoires an, daß man nur allein während der Regierung der Königin Anna von Oesterreich 930 Edelleute gezählt habe, welche in den verschiedenen Provinzen Frank-

reichs im Duell umgekommen, ohne diejenigen zu zählen, deren Todesart man geheim gehalten, oder andern Ursachen beygemessen habe. — In der Minderjährigkeit Louis XIV. wurden über 300 Edelleute erstochen, und der berühmte Streit La Frette Anno 1663 bewog diesen König, keinem Duellanten mehr das Leben zu schenken; nachdem er, wie schon gesagt, bereits lange vorher im Jahr 1643 ein Edict wider die Duelle ergehen lassen. Die falschen Grundsäze der Ehre, woraus alle Duelle entstehen, wurden aber deswegen doch in ihrer völligen Kraft gelassen. Die Rache wegen einer zugefügten Beleidigung wurde getragen und entschuldigt, wenn nur keine sogenannte Ausforderung vorhergegangen war. Die Sache wurde zu einem Rencontre gemacht. Der König schien zwar auf das Ansehen seiner Verordnungen zu halten, aber im Grunde war es ihm nicht entgegen, wenn der Adel in den Provinzen auf die Vertheidigung der Ehre hielt.

Bey dem bisher, aller und jeder Verordnungen ungeachtet, unausrottbar gebliebenem Uebel also nahmen die Vertheidiger der Duelle zu sagen Anlaß: es müsse den Obrigkeiten gar nicht wahrer Ernst seyn, die Uebertreter nach den Duell-Gesezen zu bestrafen, und die geheimen Absichten derer, welche dergleichen harte Verordnungen gegen die Duelle gegeben, wären meistens und eigentlich diese, daß die Maximen der Ehrbegierde, sonderlich unter dem Adel und im Militär-Stande, desto sorgfältiger beobachtet werden sollten: Denn warum duldet man, daß diejenigen, die einen Duell ausgeschlagen, für schlechte Kerl erklärt, als solche aus den Regimentern verdrängt, zuweilen gar weggejagt und unglüklich gemacht werden? Was heißen Gesezе, wenn die Uebertreter derselben nicht gestraft werden, und wenn die Schande, die doch unter allen Uebeln das

gröſſeſte iſt, nur auf die fällt, welche die Geſeze beobachten? Warum verfolgt man diejenigen nicht, die, wenn ſie einen Mord begangen haben, ſich aus dem Gebiete desjenigen Herrn entfernen, in deſſen Lande die That geſchehen iſt? und warum laſſen diejenigen Herren, in deren Lande ſich die Duellanten begeben, ſie ihres Schuzes genieſſen, ob ſie gleich ſelbſt allerley harte Edicte gegen die Duelle herausgegeben haben? Wenn man nur weiß, daß das vorgefallene Duell eine ſogenannte Affaire d'honneur geweſen iſt, ſo darf der Mörder frey und öffentlich ſich ſehen laſſen, ſich ſeiner Heldenthat rühmen, und ſie andern erzählen. Man verſaget ihm nicht allein keine Bedienung am Hofe, oder unter der Armee, wenn er ſonſt nur ein Mann iſt, den man brauchen kann, und der in der Kriegs- und Staats-Wiſſenſchaft einige Erfahrung hat. Man würde es gewiß nicht ſo halten, wenn es mit den Geſezen und Verordnungen gegen die Duelle ein rechter Ernſt wäre. Sie führen auch ferner zur Vertheidigung dieſer Meynung an: Wenn ihrer Zwey aus einem Staate ſich mit einander herumſchlagen, und doch die Noth vermeiden wollen, ſich durch die Flucht in ein anderes Land zu retten, falls ihr Handel der höchſten Obrigkeit bekannt werden ſollte; ſo dürfen ſie nur ein benachbartes Gebiet zu ihrem Kampfplaz erwählen. Derjenige Staat, darin der Zweykampf vorgefallen, zieht keine Erkundigung ein, weil die Thäter nicht mehr gegenwärtig ſind; und derjenige Herr, unter welchem ſie ſtehen, thut es auch nicht, weil der Handel auswärts vorgefallen iſt. Kann man nun wohl, ſagen ſie weiter, deutlicher zu Tage legen, daß groſſe Herren am Duell kein Mißfallen haben? würde man auch auf gleiche Weiſe gegen zwey Mörder verfahren, die in einem fremden Gebiete ihre Hände mit Blut befleken und ſich hernach wieder einſtellten, als ob ſie nichts Böſes gethan hätten? Würden ſich nicht vielmehr beyde

Staaten vereinigen, sie aufzusuchen und zu bestrafen? Sie wenden ferner ein, daß es großen Herren zu einem großen Verdruß gereiche, wenn sie sich genöthigt sähen, gegen diejenigen zu verfahren, die ein Duell miteinander gehabt, und die Flucht nicht ergriffen: daß man sich so lange drehe und kehre, als man könne, ehe man sie greiffe; ja, daß man sie wohl unter der Hand erinnern lasse, das Weite zu suchen. Können sie es dahin bringen, daß ihr Duell als ein Rencontre *) angesehen wird; so sind sie vollends vor aller Strafe sicher. Man untersucht nicht einmal die Beweise genau, die sie zu ihrer Vertheidigung anführen. Und das ist die gewöhnliche Ausflucht, deren man sich bedient, um in völliger Sicherheit zu seyn.

Ferner sagen sie: man bedenke doch nur, wie es demjenigen gehet, der sich, wenn er herausgefordert worden, nicht schlagen will, oder dem, welcher denjenigen nicht herausfodert, von dem er beleidigt worden ist? Alle Officiere, von dem größten bis zum kleinsten, kehren ihm den Rüken zu, halten ihn für halb infam, und wollen keine Dienste mit ihm thun. Dem Hofe ist solches auch nicht unbekannt. Er weiß, daß man seine Gesetze übertritt, und daß man diejenigen verächtlich behandelt, die so verzagt sind, die Landes-Gesetze zu beobachten. Wenn dem nicht so wäre, würde man nicht ganz anders handeln? Würde man nicht denjenigen Officier loben, der aus Ehrerbietung gegen Gott und dem Fürsten ein angetragenes Duell ausgeschla-

*) Es wird ein Unterschied zwischen einem Rencontre und einer förmlichen Ausforderung zum Zweykampfe gemacht. Unter dem erstern versteht man: Wenn die beleidigte Person, dem Beleidiger irgendwo von ungefähr oder verabredet, begegnet, den Degen zieht, angreift, und sich mit ihm schlägt. Gegen diese Art Duelle sind die Gesetze milder, sie werden als eine Art von Nothwehr angesehen.

gen? Würde man seinen Gehorsam gegen die Gesetze nicht bey Gelegenheit belohnen, um dadurch viele andere zur Nachfolge zu reizen? Wenn der Fürst die Verweigerung des Duells für etwas Tugendhaftes hielte, würde man nicht diejenigen bestrafen und beschimpfen, die sich erfrechet hätten, gegen die gegebenen Gesetze zu handeln? Gewiß würde man diejenigen, welche jener Männer spotten, oder mit ihnen keine Dienste thun wollen, als Feinde der allgemeinen Ordnungen betrachten, als Aufwiegler zum Ungehorsam, als Lehrer des Mords und des Todschlags. O gewiß! wenn man es so hielte, wenn man diejenigen öffentlich lobete, die ein Duell ausgeschlagen; wenn der Schimpf und die Schande auf diejenigen zurükfiele, die über Mäßigung derselben glossiren und spotten: so würde gar kein Zweifel statt finden, daß es mit den Duell-Mandaten ernstlich gemeynet sey, und daß ein jeder diese falsche Maxime der Ehre könne fahren lassen. So lange wir aber sowohl bey der Armee, als am Hofe, und in den Städten, für geschimpfte Kerl gehalten werden, wenn wir bey dieser oder jener Gelegenheit nicht eine Privat-Rache ausgeübet haben, so lange man es duldet, daß man unser deswegen spottet, und uns des Degens unwürdig erkläret: so lange können wir auch nicht glauben, daß das Duell unserm Landesherrn mißfällig sey.

Mancher Officier wird dem Gesagten noch dieses beyfügen, Insolenz ist in der menschlichen Gesellschaft so unerträglich, als kriechende Demüthigung für die Würde der Menschheit schimpflich und erniedrigend ist. Wenn man nun von einem Narren, den die Obrigkeit nicht unter Vormundschaft oder ins Tollhaus gibt, wenn man von einem ungezogenen und bösgesitteten Menschen persönliche Beleidigung und Insolenzen zu besorgen hat: wie will man sich Recht schaf-

sen, oder wie will man den Ungezogenen im Zaum halten, als eben dadurch, daß er in Gefahr ist, gefordert zu werden.

Gar oft würde es einem despotischen Officier einfallen, seinen untergeordneten Officier im Dienste auf die erniedrigendeste Art zu mißhandeln, weil der untergeordnete Officier sich alles im strengsten Gehorsam muß gefallen lassen, so lange er im Dienste ist: Aber die Erinnerung, daß der Officier nach überstandener Beleidigung den Dienst quittiren, und alsdann, wann er Cavalier ist, den hochmüthigen Ober-Officier fordern kann, ist ein gewaltiger Beweggrund zur Mäßigung und zur Bescheidenheit.

Andere, die religiöser und gewissenhafter über die Duells urtheilen, wollen behaupten, daß sie an sich keine ungerechte That seyen, sondern es blos durch die damit verknüpften Umstände werden. Ein Christ, sagen sie, kann, ohne wider Pflicht und Gewissen zu handeln, sich in ein Duell einlassen, wenn sein Herz von Haß und Feindschaft befreyet ist, wenn er nicht vorsezlicher Weise dazu Anlaß gegeben, sondern allein eine Nothwehr thut, um seine Ehre, die ihm so lieb als sein Leben ist, zu erhalten. Es folget also, die Entscheidung, ob ein Duell eine üble oder eine erlaubte Sache sey, kommt auf eine innerliche Gewissens- und Herzens-Prüfung allein an. Diese kann kein Richter anstellen, weil er blos äußerliche Thaten zu bestrafen hat, und ihre Gerechtigkeit muß der Allmacht gelassen werden. Freylich ist eine große Ausnahme zu machen. Händel, die beym Trunke, beym Spiel, oder von andern nichtswürdigen Ursachen herrühren, sollten auf ganz andere Weise als nach Duell-Edikten gestraft werden. Der erweislich schuldige Theil sollte allein, nicht aber der, welcher seine Ehre zu retten, das Duell eingegangen, gestraft werden. Ein Beleidi-

leidigender und ein Beleidigter schaffen das Duell. Der Beleidigende beleidiget entweder mit Vorsaz oder ohne Vorsaz. Geschiehet die Beleidigung ohne Vorsaz, so sind die Fälle sehr selten, daß vernünftige Menschen nicht die Folge unterdrüken sollten. Derjenige, welcher dennoch übertrieben denken, seine Ehre für verlezt halten, und auf das Duell, wider die Vernunft, dringen will, wird ein Beleidiger aus Vorsaz. Kann ein solcher Mensch allein als ein Rachsüchtiger betrachtet werden? Er wird ein Mensch, welcher durch seine böse Thaten, sich den Haß, die Verachtung und den Fluch der Redlichgesinnten zuzieht. *) Entspringt die

*) Viele Beyspiele und Erfahrungen haben gelehrt, daß die Duelle sehr oft, und man darf fast sagen, meistentheils, aus den unbedeutendsten Kleinigkeiten und oft selbst zwischen friedliebenden und gutgesinnten Menschen, entstanden sind. Ein unüberlegtes, in der Hize des Streits entfahrnes Wort; ein unschiklicher Ausdruk, dessen wahre Bedeutung und Stärke derjenige, der ihn gebraucht, vielleicht nicht verstanden, ist dem Allzuempfindlichen, dem Rach- und Händelsüchtigen, dem vom Wein Erhizten, oder dem, der von einem übertriebenen Point d'honneur eingenommen ist, schon genug, um sich für beleidiget und daher für verpflichtet zu halten, mit Entrüstung eine Erklärung hierüber zu verlangen. Der andere, ebenfalls von einem falschen Ehrgefühl gereizt, hält es für schlecht und niederträchtig, das ihm, ohne Vorsaz zu beleidigen, entwischte Wort zurükzunehmen, oder demselben doch wenigstens eine andere Auslegung zu geben. Anstatt nun, daß er, ohne seine Ehre im geringsten zu beflekken, sehr vernünftig sagen könnte: „Mein Herr, ich hatte nicht den Vorsaz, Sie zu beleidigen; ich bedaure, daß Sie diesem Ausdruk eine widrige Auslegung geben: wäre es anders, ich hätte das Herz, es Ihnen zu bekennen; laßt uns Freunde bleiben — u. dgl. so erfolgt gemeiniglich die Antwort. Wenn Sie sich dadurch beleidiget glauben, so stehe ich zu Dienſten, und

Beleidigung, welche mir angethan wird, aus einem feindseligen Herzen, freuet mein Beleidiger sich niederträchtig des Schadens, welchen er mir anzubringen hoffet; sehe ich, daß meine Ehre von einer solchen Mißgeburt gekränket worden; daß ich dieselbe nicht wieder erlangen kann, ohne mich in ein Duell einzulassen: so übe ich keine Selbstrache, sondern eine Nothwehr aus. Jedem ehrlichen Manne muß die Ehre so lieb als das Leben seyn. Man kann zwar wider diesen Saz einwenden: „Die Ehre könne von der Unvernunft nicht geraubet werden; die Obrigkeit in dem Staate sey die Rächerin solcher Beleidigungen; diese müßte mich schüzen und nicht meine eigene Gewalt. Dieses sind aber allgemeine Säze. Man nehme die Verbindung des Vorurtheils weg, so fällt auch die Kraft der Schlüsse weg. Ich gebe zu, daß kein Mensch in der Welt vermögend ist, meine Ehre durch seine Handlung zu schmälern, wenn ich die Sache genau betrachte. Es würde auch dieser Saz vollkommen gültig seyn, wenn die grösseste Anzahl Menschen der Vernunft und der Billigkeit ihren Beyfall gönnten. Wären Verläumder, Spötter und Tadler so selten, als die Narren, die man binden und ins Tollhaus einsperren muß; da diese mitleidig angesehen, jene aber verachtungswürdig und gefährlich sind: so würde die Beleidigung eines Spötters und Verläumders nicht ehrenrühriger als die Beleidigung eines Narren seyn. Allein so ist es nicht auf unserm Erdboden. Kein Monarch kann böse Zeugen, Verläumder, Spötter,

und bin bereit, Ihnen Satisfaction zu geben. Und damit hat die Sache seine Richtigkeit: Man rauft sich, man bringt sich Wunden bey, ja man begeht einen Mord, ohne daß eine vorsezliche Beleidigung vorangegangen wäre, und das alles — um eine mißverstandne Ehre zu retten, oder blos allein, um zu zeigen, daß es nicht unterm linken Knopfloch fehle.

mit Gesezen zwingen. So lange dieses unmöglich ist, so lange dieses Uebel nicht gehoben werden kann, so lange wird ein Fürst nicht vermögend seyn, das Duelliren gänzlich zu vertilgen. Jeder wird mit mir übereinstimmen, daß der abscheulichste, der verächtlichste Charakter derjenige ist, der — mit der Freyheit den Trieb zum spotten, verläumden, stolzes Bezeugen und die Verachtung anderer, verbindet. Wie unerträglich würde ein solcher Mensch nicht in der menschlichen Gesellschaft seyn, wenn er sein bösartiges Gemüth stets auslassen könnte? Die Gesezе mögen so scharf seyn, als sie wollen, so können sie diesem Zaghaften keine Lebensstrafe auflegen. Andere Gesezе, sie mögen so schmählich seyn als sie wollen, werden ihn nicht bändigen. Der Tod ist das einzige Uebel, das er scheuet und fürchtet. Wie könnte aber ein stiller und vernünftiger Mensch sich aus den Klauen solcher Unthiere reissen? Es ist kein besseres Mittel dagegen zu erdenken als das Duell. Der Niederträchtige, Zaghafte, fürchtet sich dermaßen vor dem Duelle, daß er entweder seine böse Neigung zwinget, oder dafür eine solche Begegnung erduldet, die ihn aus der Gesellschaft ehrliebender Leute herausstößt. Der Nuzen ist gedoppelt. Alle friedliebende Beherzte werden vor den Bissen der Bosheit gesichert; auch die, welche nicht beherzt, aber doch friedliebende Bürger sind. Diese Bürger sind ehrliche Männer, der feigherzige Spötter aber nicht. Er ist der verachtungswürdigste Charakter von der Welt. Ein friedliebender Feigherziger kann nur diejenigen Verbindungen mit dem Staate, in welchem er lebet, vermeiden, zu deren Ausübung Muth erfordert wird. Wird er ein feigherziger Soldat, so kann er kein ehrlicher Mann bleiben, weil er dem Staate Pflichten verspricht, welche er nicht kennet, und zu deren Ausübung er nicht fähig ist. Aus allen diesen Säzen will man behaupten, daß ein hochmüthiger und feiger Spötter

durch kein Gesez, wohl aber durch das Duell sehr im Zaume gehalten wird; daß ein ehrlicher, tapferer und friedliebender Mann, wenn er stets mit seinen Beleidigern zu Felde ziehen wollte, keinem andern Geschäfte vorstehen könnte. Man würde so viel Processe und Streitigkeiten übernehmen müssen, daß man keine andre Arbeit zu verrichten vermögend wäre. Die frevelhaftesten Spötter, der Schaum der menschlichen Gesellschaft, der unnüzlichste Theil derselben, würde den zum Frieden geneigten Theil, dergestalt beschäftigen, daß der nüzlichste Mann dem Staate und der Welt nicht dienen könnte. Ein zanksüchtiger oder allzuempfindlicher, und zugleich boshafter Mensch, ist wirklich eine Last der menschlichen Gesellschaft. Sie ist in gewissen Umständen allezeit verpflichtet, ihn von sich zu stoßen, oder wenigstens zu entfernen. Es gibt überdieß Arten von Beleidigungen, die nicht einmal auf eine gerichtliche Art erwiesen, und folglich nicht bestraft werden können. Niederträchtige Seelen hätten also den völligen Vortheil in Händen. Es würde ihnen keine Mühe kosten, das, was sie dem ehrlichen Manne zum Schaden gesagt oder gethan haben, abzuläugnen, oder wenn sie keine Ausflucht mehr wüßten, ihre begangene Bosheit auf das verachtungswürdigste mit einer Entschuldigung zu bedeken, die den Vorsaz verbürge, neue Beleidigungen auf eine weit künstlichere Art auszuführen. —

Nun wollen wir hören, was noch ein andrer zur Entschuldigung der Duelle vorbringt; er sagt: Die Ehre verbindet mich zu allen meinen Schuldigkeiten, zu allen meinen Pflichten, zu allen meinen Verbindungen. Der Ehre wegen verehre ich die Tugend, und um der Ehre willen verabscheue ich das Laster. Ich werde keine Falschheit, keine Unwahrheit bekräftigen. Ich hasse alles, was niederträch-

tig heißt, und der Betrug flieht vor dem Manne von Ehre. Ein Mann von Ehre darf und kann nicht den geringsten Schimpf ertragen, und wer meine Ehre beleidiget, der nehme mir eben so lieb das Leben. Die Ehre muß bey dem Adel und Militärstande noch ganz besonders beobachtet und erhalten werden. Die Welt hat eine gewisse Art Leute ausgenommen, denen der Schimpf keine Schande ist; allein der Mann von Ehre, einer von Adel, der Soldat, sind Zeitlebens verworfene Menschen, wenn sie den, ihnen angethanen Schimpf nicht mit dem Blute ihres Beleidigers abwischen. Ein Mann von Ehre muß wie Polinice denken:

— Si je suis Cruel, on me force de l'être,
Et de mes Actions je ne suis pas le Maitre,
J'ai honte des horreurs, où je me vois contraint.

Ein Mann von Ehre sagt, wenn ich einen, der mich an meiner Ehre beleidigt, nicht zum Duell auffordern kann, so erhält ein jeder übelgezogener Mensch die Gewalt, mir mit Worten übel zu begegnen, welches er jezt, aus Furcht, daß ich ihm die Spize bieten kann, unterläßt. Er würde mir allerley Grobheiten ins Gesicht sagen, die ihm nur einfielen, wenn er nicht durch die Betrachtung, daß ihn mein Degen Höflichkeit lehren kann, zurük gehalten würde. Artige Gesellschaften werden durch grobe Menschen verdorben. Die Glieder der menschlichen Gesellschaft werden wegen der Duelle besser in einander geschlungen. Der Tapfere nimmt sich in Acht, grob zu werden, weil er stets seines Gleichen findet. Er wird sich also der Klugheit, der Mäßigung und aller möglichen Vorsicht in der Gesellschaft befleißigen. Wenn es auch keine Furcht vor der Degen-Spize ist, welche dennoch mehrentheils der wilden Jugend unangenehm bleibet, so ist es doch eine Furcht, den Wohlstand zu be-

ledigen, und einem Tapfern in die Hände zu gerathen, welche tausend junge Herren, artig, höflich und ehrbar macht, die sonst unerträgliche und muthwillige Jünglinge seyn würden. Wenn der Mann von Ehre keine Genugthuung für einen empfangenen Schimpf fordern könnte, so würde in der Gesellschaft wirklich mehr Unglük geschehen, als jezt in der That geschiehet. Die Geseze könnten unmöglich alle Fälle bemerken, wodurch der ehrliche Bürger des gemeinen Wesens von närrischen Stuzern, albernen Jünglingen, tollen Prahlern und thörichten Greisen, angegriffen würde. Wollten sie auch alle Fälle bemerken, so müßte jede Stadt mehr Bürgermeister, mehr Rathsherren, Advocaten und Häscher haben. Und alle diese Unkosten und Beschwerlichkeiten wehret der Mann von Ehre ab. — So wird ungefähr derjenige sprechen, der ein Mann von Ehre heißt. Wenigstens werden die mehresten von seiner Denkungsart, das Duell als ein nothwendiges Uebel ansehen und behaupten, daß ein Soldat, dem seine Ehre lieb ist, ein Gut, das er höher als sein Leben schäzen soll, das Duell zwar oft und vielfältig verhüten, niemals aber gänzlich vermeiden könne. Man wende dagegen ein, was man welle, werden sie sagen, es ist alles bey jeziger Einrichtung nicht möglich. Es ist wahr, das Leben gehört nicht uns, sondern dem Staate. Es ist auch nicht allemal ein Beweis der Tapferkeit, sich mit einem andern zu schlagen; es ist sogar lächerlich, um eine Beleidigung zu ahnden, sich einer neuen auszusezen. Es ist in göttlichen und weltlichen Gesezen verboten, und alle Fürsten haben die Lebensstrafe darauf gesezt. Alles dieses ist sehr wahr und richtig; allein der Officier (wer weiß es nicht) der eine Beschimpfung auf sich sizen läßt, muß seinen Abschied nehmen, weil seine Kameraden nicht mehr mit ihm dienen, oder seine Untergebenen sich nicht mehr von ihm befehlen las-

sen wollen. Er findet bey keiner Armee wieder Dienste, er ist verachtet — was soll er thun? Macht er hingegen seine Sache aus, und sein Gegner bleibt auch auf dem Plaz, so findet er, wenn ihn auch sein Fürst nicht begnadiget, allenthalben Dienste. Sprechet, ist der Tod wohl fürchterlicher, als ein Leben ohne Ehre und ohne Brot?

Auf diese Art werden wichtige und zum Theil sehr auffallende Gründe zur Vertheidigung und zum Beweis der Nothwendigkeit mancher Duelle angeführt. Wir haben sie, um allem Verdacht der Partheylichkeit auszuweichen, nicht verhehlen wollen. Indeß wird man uns aber auch nicht übel nehmen, wenn wir sagen, daß uns dieselben nicht entscheidend vorkoæmen, und daß es diesen Vertheidigern nicht schwer fallen werde, unsrer Meynung beyzutreten, wenn sie so viel Liebe zur Wahrheit haben, als sie bisher zu dem ehrgeizigen Gespenst gehabt, das ihnen gefallen hat, und von welchem sie sich beherrschen lassen.

Da die Vertheidiger der Duelle selbst eingestehen, daß sie sich weder mit den göttlichen noch mit den weltlichen Gesezen reimen lassen, und da durch die einmal festgesezten Begriffe von Ehre und Herzhaftigkeit erwiesen ist, daß die wahre Ehre nicht blos durch ein Duell gerettet werden könne, und daß das Duell kein untrügliches Zeichen ächter Herzhaftigkeit sey, so wird uns zur Entkräftung dieses Vorurtheils, wenig mehr zu sagen übrig bleiben. Wir wollen nur in möglichster Kürze, noch einige Hauptwahrheiten wiederholen, und sie ihrer Vernunft und ihrem Herzen, zu weiterer Prüfung vorlegen.

Wenn es auch wahr wäre, wie die Duellanten vorgeben, daß die Absicht der Landesherren, die so vielerley harte Befehle gegen die Duelle herausgegeben, mit welchen es

jedoch weder aufrichtig noch ernstlich genug gemeinet wäre, nicht eigentlich sey, die Adelichen und Kriegs-Bedienten daran zu binden; so würde es deswegen doch wahr bleiben, daß das Duelliren eine ihrer Natur nach unmenschliche und von Gott verworfene That sey. Die Natur dessen, was gerecht oder ungerecht, gut oder böse ist, hängt nicht von der Gewohnheit, von den Gesezen oder von dem freyen Willen des Menschen ab. Die guten und bösen Handlungen haben eine innerliche und unveränderliche Sittlichkeit. Was einmal in seiner Natur ungerecht ist, das kann nimmermehr gerecht werden, und die Tugend kann niemals das Wesen einer unerlaubten und lasterhaften That bekommen. Die Regenten mögen zwar, aus gewissen bewegenden Ursachen, nicht alle gegen das natürliche Gesez begangene Handlungen strafen; aber sie haben deswegen kein Recht, die Menschen vom Gehorsam gegen Gott los zu machen. Ausserdem zeuget es von einem großen Mangel an Ehrerbietigkeit, gegen Könige und Fürsten, wenn man sie beschuldiget, daß sie mit ihren Gesezen keine aufrichtige Absicht verbänden.

Wie viele Duellanten sind nicht schon zur härtesten Strafe gezogen worden, ob sie gleich hohes Standes waren, und die kräftigsten Fürbitten für sie eingelegt wurden? Glaubt man dann, daß die Fürsten gesonnen seyn, ihre Unterthanen zu independenten Leuten zu machen? Die Menschen sind ohnedieß schon geneigt, das Joch abzuschütteln, wenn diejenigen, welche die Gesetze aufrecht erhalten sollen, die Uebertretung derselben lehreten. Die gesunde Staats-Klugheit erfordert, daß man sich nicht ohne Nuzen des Lebens dieser und jener Unterthanen beraube, das dem gemeinen Wesen auf mancherley Weise ersprießlich seyn kann. Nein! es muß vielmehr den Regenten ein großer Ernst seyn, wenn sie alle Selbst-Rache verbieten und alle Thätlichkeiten bey

höchſter Strafe unterſagen. Sie haben hiezu ſehr große Beweggründe vor ſich. Es iſt viel ſchöner, Mittel zu finden, das Leben und den Wohlſtand der Unterthanen zu erhalten, als viele Schlachten zu gewinnen und Provinzen zu bezwingen. So lange man leidet, daß die Maximen der Duellanten in einer Armee ſtatt finden, daß man nämlich eine Beleidigung mit dem Blute des Beleidigers abwaſchen müſſe; ſo entfernt man alle diejenigen von den Kriegsdienſten, die der Vorſchrift der Religion von Herzen zugethan ſind. Iſt das aber nicht dem Dienſt eines großen Herrn nachtheilig, wenn ſich nur diejenigen Perſonen, die am wenigſten Gewiſſen beſizen, darein begeben? Iſt es wahr, daß man kein Soldat ſeyn könne, ohne die Abſicht zu haben, den erſten, der uns beleidiget oder herausfordert, recht tüchtig anlauffen zu laſſen; ſo folgt daraus, daß man nicht zugleich ein Soldat und ein Chriſt ſeyn könne. Schikt es ſich aber, daß ein Regent keine andere als Religions-Verächter zu Bedienten oder Soldaten haben wolle? Iſt dieß das ſicherſte Mittel, den Segen Gottes über eine Armee zu bringen, wenn man unter derſelben die göttlichen Gebote öffentlich mit Füßen treten läßt, und diejenigen als verzagte und halb infame Leute anſiehet, die dieſelben in Ehren halten? Es iſt demnach ſehr wichtig, ja höchſtnothwendig, daß diejenigen, in deren Händen es ſtehet, keine Sorge ſparen, jene gräulichen Maximen zu vertilgen. Man ſagt, es ſey nöthig bey Officieren und Soldaten den gehörigen Muth zu unterhalten und zu vermehren; und dazu ſey nichts dienlicher als die gangbaren Maximen der Ehre, wodurch der Muth ſeine Uebung finde, und ſich Gelegenheit verſchaffe, ohne alle Schreken in Gefahren zu gehen. Aber wenn es auch wahr wäre, daß dergleichen ſchädliche Lehrſäze das ſicherſte Mittel wären, den Muth der Soldaten zu unterhalten und zu vermehren; ſo würde man doch

ein solches Mittel nicht begünstigen müssen, weil man zu Erreichung eines guten Zwek's sich keiner bösen Mittel bedienen darf. Und was ist im Grund ein Muth ohne Tugend, und eine Ehrenthat, die Schmach ist? Man irret sich gar sehr, wenn man glaubet, daß die Grundsäze der Religion, wenn sie dem Herzen recht tief eingedrükt worden, nicht eben so wirksam wären, als die Maximen der Duellanten, wahren Muth einzuflößen, und edelmüthige Verachtung des Lebens zu erzeugen. Hier zeugen Vernunft und Erfahrung für die Vorzüglichkeit der Religionsgrundsäze. Die Wenigsten machen auch diesen Vorzug der Religion streitig; aber die Ehre, die Ehre! — Elendes und trauriges Vorurtheil! kann denn die Ehre mit der reinen Vernunft in Widerspruch stehen? Kann die Verwegenheit eines tollen Menschen uns beschimpfen und erniedrigen? Kann das Verbrechen eines andern uns die Ehre nehmen? Raubet es uns unsere Tugend, oder gibt es eine Art von Ehre, welche nicht die Tugend zur Grundlage haben müßte? Man vermenge doch ja nicht den geheiligten Namen Ehre mit dem rohen Vorurtheile, das alle Tugenden auf eine Degenspize stellet, und nichts taugt als muthige Böswichter zu erzeugen. Mag denn die Sitte, wenn man will, Behelf für mangelnde Rechtschaffenheit seyn; wo die Rechtschaffenheit selbst herrscht, da braucht es eines solchen Behelfes nicht. Und was soll man von dem halten, der sich dem Tode ausseze um sich der Mühe zu überheben, ein rechtschaffener Mann zu seyn? Keinem Stande stehet es weniger an, den Degen in der Republik zu ziehen, als den Soldaten. Sie haben sich verpflichtet, ihr Blut für ihren Monarchen und für das Wohl seiner Unterthanen zu vergießen, nicht aber alle bürgerliche Verfassung zu zerstören. Ziehen sie den Degen wider einen andern Stand, so werden sie Feinde des Staats, und verlieren mehr an ihrer Ehre, als sie daran gewinnen. Sie

fallen diejenigen an, welche sie zu beschützen schuldig sind, und beleidigen in diesem Anfalle, den, welchem sie hold, treu und gehorsam seyn sollen, und werden strafbarer, weil sie als Beschützer der Ruhe dieselbe stören. Ziehet ein Soldat gegen einen andern den Degen, so beschimpft er sich wahrhaftig mehr, als er seiner Ehre Vortheil verschafft. Er soll sein Blut für den vergießen, dem er sich verbunden hat. Er soll die Feinde seines Fürsten mit Muth angreifen, und alsdann der Furcht des Todes keinen Raum lassen. In der Schlacht unter dem Brüllen der Kanonen und dem Gewinsel der Sterbenden muß der Soldat sich des Don Diegue erinnern. Dieser sagt zu seinem Sohne, wie er die Mohren angreifen soll:

Là, si tu veux mourir, trouve une belle mort;
Prens en l'occasion, puisqu' elle t'est offerte,
Fais devoir à ton Roi, son Salut, à ta perte.

Wie groß ist der Soldaten-Stand, wenn er im Frieden den Weltbürger zeiget, und im Krieg dem Patrioten nachahmet. Diejenigen also, welche das Duell für gar sehr und ohne alle Einschränkung erlaubt halten, malen sich ein Gespenst von der Ehre. Erlange ich dadurch die geringste Ehre, wenn ich als ein Rasender sterbe? Wird dadurch nur meine Ehre erstattet, daß ich von dem, welcher mich der Meynung nach, beschimpft hat, auf die beste Weise ums Leben gebracht werde? Man muß die wahre und scheinbare Ehre sorgfältig von einander unterscheiden. Was hat die Ehre, einen Menschen zu tödten und das Zeugniß einer rechtschaffenen Seele miteinander gemein; und die wie können die thörichten Urtheile andrer über die wahre Ehre entscheiden, deren Wurzeln in unserm Herzen sind? Wie? vergehen denn Tugenden, die man wirklich hat, vor den Lügen eines Verläumders? Beweisen die Schmähreden, die

ein Betrunkener ausstößt, daß man sie wirklich verdiene? und sollte die Ehre des Weisen in der Willkühr eines jeden unvernünftigen, groben Menschen stehen, der ihm begegnet? Man wird hierauf einwenden: ein Zweykampf beweise, daß man Herz habe, und sey genug, die Schuld und den Vorwurf aller andrer Laster auszutilgen? Aber ich frage: was für eine Ehre that denn wohl einen solchen Ausspruch, und welche Vernunft kann ihn rechtfertigen? Auf diese Weise brauchte ein Schurke sich nur zu schlagen, so hörte er auf ein Schurke zu seyn. Reden eines Lügners würden zur Wahrheit, sobald man sie nur mit der Degenspitze behauptete; und wenn man einen beschuldigte, einen Menschen gerödret zu haben, dürfte er nur hingehen und noch einen abschlachten, um zu beweisen, daß es nicht wahr sey. Also hat Tugend, Laster, Ehre, Schande, Wahrheit, Lügen, alles nur sein Daseyn vom Ausgange eines Gefechts; der Fechtboden ist der Siz aller Gerechtigkeit: es gibt kein andres Recht als Gewalt, keine andere Vernunft als Mord; alle Genugthuung, die ein Geschmähter oder Geschimpfter fordern kann, besteht darin, daß man ihn umbringt, und jede Beleidigung wird gleich gut in dem Blute des Beleidigten und des Beleidigers abgewaschen! Man sage mir, wenn die Wölfe raisonniren könnten, würden sie andere Grundsäze haben?

Die Duelle (man kann es nicht genug wiederholen) sind keine Zeichen der Tapferkeit, weil sie aus dem Vorurtheile entspringen, daß man sonst kein ehrwürdiger Bürger der Republik sey. Es ist keine wahre Tapferkeit, sich zu duelliren, sondern eine erzwungene Begierde, sich tapfer zu zeigen. Wie kann ein Mensch, der durch seine Handlungen sich selbst beschimpft, der sich bey allen ehrliebenden Männern in Verachtung gesezt hat, vermögend seyn, mir durch eine Miene, durch ein unüberlegtes Wort, oder sonst durch eine Unbedachtsamkeit meine Achtung nehmen? Besäße ein

solcher wirklich alsdann wahre Ehre, wenn er einen solchen vermeinten Flecken bey Gelegenheit gehörig durch Duelle abgewaschen hat, so müßte man sie häufig bey den verworfensten, und anerkannt nichtswürdigsten Kerln und Renommisten in ihrer größten Reinheit suchen, und nirgends wäre sie vollkommener als in den Händen der Studenten, die sich gewiß ungeschlagen, kein schief Maul machen lassen. Aber, im Ernst, wie könnte dieses wohl die wahre Ehre seyn, was ein jeder niedrige übelgesinnte Bube beflecken kann, ohne Schuld oder Zuthun des Besizers, und was nur durch unmoralische Handlung wieder zu reinigen steht. Meine eigenen Handlungen sind Richter meiner Ehre; die können mich verächtlich machen. Wenn ich dem Laster folge, und die liebenswürdige Tugend fliehe, werde ich klein, nicht aber durch die Beleidigung eines niedrigen Menschen, den die Gesellschaft schon als ein Unthier betrachtet. Das Duell streitet wider das Gesezbuch, welches wir nicht von Menschen empfangen haben wollen. Der Fluch Cains ist schrecklich und die Erfahrung, die wir davon haben, bestätiget seine Wahrheit. Es streitet wider die Vernunft und die Natur: Beyde erlauben die Vertheidigung, aber keine Rache. Das Duell streitet wider die wahre Ehre und wider alle bürgerliche Gesezze. Das allgemeine Gesez Gottes und der Natur ist da: Du sollt nicht tödten. Die eigene Rache ist verboten, die Obrigkeit ist eingesezt, und diese, nicht das einzelne Glied der Gesellschaft, soll das rächerische Schwert zur Strafe des muthwilligen Beleidigers gebrauchen. Diese wenigen Gründe geben allen gegenseitigen Meynungen einen heftigen Stoß. Duelle sind von allen Mächten, besonders seit ungefähr zweyhundert Jahren auf das strengste verboten. Sie müssen auch bestraft werden, weil sie das Band der Gesellschaft zerreissen, die Menschenliebe aufheben, und die Gesezze verachten. Ein Duellant muß gestraft werden,

weil er das Duell nicht vermieden hat. Denn sich nicht zu vertheidigen, ist mehr gesündiget; allein ein vernünftiger Weltbürger kann ein Duell fast allezeit, seltene Fälle ausgenommen, vermeiden, und wenn er es nicht thut, wird er strafbar.

Ein Feigherziger, was ein Schläger im Grunde meistens ist, ist von Rechts wegen jederzeit verachtet worden. Die Erfahrung hat es unzählige mal bewiesen, und wird es auch künftig bezeugen, daß diese Art Leute größtentheils niederträchtig denken, zu nichts zu gebrauchen sind, und dabey heimtükische, falsche und bösartige Gemüther haben. Der wahrhaft Tapfere hingegen ist gemeiniglich leutselig, höflich, ruhig, gerecht, friedliebend, gesellig und menschlich. Tapferkeit ist eine Tugend und kein thörichter Wahn; daher bleibt der alte Schluß immer Wahrheit; daß der, welcher gern Händel anfängt, in der That nur feigherzig, und gewiß kein Scipio und kein Hannibal sey. Wie doppelt verabscheuungswürdig und ganz über allen Begriff von Ehre, ist noch insbesondere jedes Duell, das eine elende und schändliche Veranlassung hat! müßte nicht mancher erröthen, wenn er gestehen wollte, an welchem Orte und in welchem Zustande seine Ehre vermeintlich angegriffen worden und um welcher Person willen er oft die heiligsten Bande der Freundschaft zerreisset? Er besudelt bey einem solchen Anlaß vielmehr seine Ehre, indem er ihre Flecken entweder durch das Blut seines Kameraden und Freundes oder durch sein eigenes auslöschen will. Sein Leben ohne Bedenken und ohne Furcht wagen und aufopfern, das wird allerdings für den höchsten Grad der erhabensten und ruhmwürdigsten Tapferkeit gehalten; dieses aber um einer nichtswürdigen Ursache willen, um weiter nichts als um einer spöttischen Miene, um eines zweydeutigen Worts, oder sonst um einer läppischen Beleidigung willen thun, ist bloße Verwegenheit und wahre Gottlosigkeit.

Das Point d'honneur des Soldaten-Standes hingegen gründet sich hauptsächlich auf standhafte und pünktlichste Pflichterfüllung, auf Gerechtigkeit und Ehre, oder rühmliche Tapferkeit. Wer also in diesem Punkte einem Officier schimpfliche Vorwürfe oder schimpfliche Begegnungen bezeiget, hat ihn freylich auf der empfindlichsten Seite beleidiget, oder dieß sollte für den rechtschaffenen Soldaten die empfindlichste Beleidigung seyn. Wie wird aber jener, der solche Mißhandlungen mit Furcht und Respekt aufnimmt, wie wird er in der Gesellschaft und im Dienste mit honneten Officieren geduldet werden wollen? Eifersucht auf wahre Ehre ist im Officier-Stand eines der wesentlichsten Stüke. Sollte nun in der Lage, in der man sich befindet, kein anderes wirksames Mittel gefunden werden können, die zudringlichen Beleidigungen ungesitteter Raufbolde und Schläger von sich ab- und diese Menschen im Respekt zu halten, so bleibt leider (gern wünscht'ich es nicht sagen zu dürfen) nichts anders übrig, als Degen und Pistolen so lange wirken zu lassen, so lange keine andere Mittel erfunden oder angenommen worden, die beleidigte Ehre wieder herzustellen, und so lange es also nach der gegenwärtigen Verfassung die Nothwendigkeit durchaus zu erheischen scheint. Den sogenannten Renommisten, die es sich zum boshaften Geschäfte machen, die Herzhaftigkeit eines jeden auf die Probe zu sezen, und sonderlich bey dem jungen Officier sich fürchterlich zu zeigen und überall, wo sie nur hinkommen, Zänkereyen anfangen, wobey sie sich gemeiniglich auf die Geschiklichkeit verlassen, den Degen zu führen; diesen Herren, sage ich, muß man mit Entschlossenheit begegnen, und sie auf ein paar Pistolen zu Gaste bitten; ein Essen, das ihnen selten schmekt, und andern den Appetit verderbt.

Wenn du aber, mein Sohn, oder Sie, meine jungen Freunde, dasjenige was ich im vorhergehenden angerathen

und das, was ich noch weiter hierüber zu sagen gedenke, erwägen und auch immer genau befolgen wollen, so werden Sie alle Art von Händeln vielleicht ganz vermeiden können. Die Veranlassungen zu den allermeisten Duellen sind, wie Sie schon gehört haben, sehr leicht zu vermeiden. Indessen kann es doch kommen, daß Sie bey den feinsten Sitten und bey der allergrößten Verträglichkeit, doch wohl einmal Verdrüßlichkeit, Streit und am Ende gar Händel bekommen werden. Kein Mensch, und sey er auch der erste Weltweiser, ist davor sicher, daß ihn nicht einmal ein wildes Thier anfallen, ein vom Dach fallender Ziegel treffen, oder ein halbunsinniger Mensch beleidigen sollte. Um wie viel leichter ist es also nicht noch, daß Jemand, der viel und beynahe täglich mit jungen, zuweilen etwas sehr rohen Leuten umgehen muß, einmal in Verdrüßlichkeit kommen könnte! Sollte es demnach geschehen, daß Sie mit einem andern in Streit kämen, so hüten Sie sich in jedem Fall, vor allen unanständigen und pöbelhaften Ausdrüken, welche nach der einmal angenommenen Meynung in dem Soldaten- und Adelstande, nicht anders als mit Blut abgewaschen werden können. Sind Sie aber auf eine so grobe und empfindliche Art an ihrer Ehre angegriffen worden, daß Sie sich ganz unausweichlich zu einem Duell genöthiget sehen, so lassen Sie sich doch wenigstens, wenn Sie glauben, es nicht vermeiden zu können, die Mordsucht nicht einnehmen. Schonen Sie, wenn Sie, ohne sich selbst in Gefahr zu sezen, schonen können. Behalten Sie Gegenwart des Geistes und zeigen Sie kalte Herzhaftigkeit und Entschlossenheit.

Auch der Menschenfreund darf sich vertheidigen, aber ehne durch Weisheit geleitete Güte bestimmt seine Selbstvertheidigung. Er vertheidiget sich nie, wenigstens nicht ohne die allerhöchste Noth, in der ersten lebhaften Empfindung des Schmerzens, den die Eigenliebe vergrößert. Er läßt,

wenn

wenn es die Umstände gestatten, seine gereizte Leidenschaft sich allezeit erst wieder abkühlen, sezet sich zuvörderst ganz in die Situation des vermeinten Feindes, hört die ruhigen Vorstellungen, welche die Vernunft zu desselben Vertheidigung vorbringt, unparteyisch an, wiegt die erlittene Kränkung gegen die, welche der Feind durch die Vertheidigung leiden würde, mit sorgfältiger Gerechtigkeit ab, und freuet sich, wenn er den vermeinten Feind verschonen, oder ganz losßprechen kann.

Es ist indessen doch gut, alles, was man thun muß, je eher, je lieber zu thun. Man muß aber vorher billig alles nur mögliche versuchen, um dieses heftige, und freilich gar nicht moralische Mittel, nur in der alleräusserſten Noth gebrauchen zu dürfen: So bald aber kein anderes mehr übrig bleibt, als dem grausamen nun einmal aufgenommenen Vorurtheile nachzugeben, das noch zur Zeit das einzige öffentlich anerkannte Mittel ist, Beleidigungen zu versöhnen, oder die der Ehre nachtheiligen Dinge gleichsam wie ungeschehen zu machen, so ist dieses, unter jenen Einschränkungen, als eine Nothwehr anzusehen, die man mit Entschlossenheit und ohne Zeitverlust ergreiffen muß; und ist es einmal so weit gekommen, daß Sie den Degen haben ziehen müssen, so stecken Sie ihn nie ohne Ehre wieder ein, und erinnern Sie sich der großen Regel, die auch kluge Schwertfeger auf den Degenklingen zuweilen einzugraben pflegen: Ne me tirés pas sans raison! ne me remettés pas sans honneur!

Man muß sich hüten, Händel auf eine solche Art auszumachen, woraus in der Folge noch mehrere entstehen könnten; nämlich wenn sie nicht mit Entschlossenheit und ohne langes Zaudern, nach den Gesezen der Ehre ausgemacht

werden. Der gute Ruf eines Officiers, und besonders des jungen Officiers, ist eine gar zu delicate Sache. Ein Officier, welcher bey dergleichen Gelegenheiten seinen guten Ruf auch nur ganz leicht befleckt, ist nirgends vor Verfolgung, Spötterey en und Verdrießlichkeiten sicher; denn das allerübelste ist, daß die allerfurchtsamsten Menschen sich alsdann gegen einen solchen gerade am bravsten zeigen wollen.

Die Regel ist richtig und nothwendig, die ein alter, versuchter und sehr geschikter Preussischer Officier gibt, wenn er sagt: Schlagen Sie sich nie anders, als in Gegenwart eines Dritten, und dazu wählen Sie immer einen durchgängig in gutem Ruf stehenden Officier. Wenn Sie eine Affäre ohne Zeugen ausmachen, und sie fällt sehr ernstlich aus, so können Sie sich, bey der sichersten Ueberzeugung, vollkommen als ein ehrlicher Mann dabey gehandelt zu haben, eine Menge unangenehmer Folgen zuziehen. Läuft die Sache hingegen gar zu friedlich ab, so sind Sie vor allerhand darüber entstehenden Gesprächen, die Ihnen ebenfalls sehr nachtheilig werden können, nicht gesichert. Haben Sie es mit einem tükischen Gegner zu thun, so laufen Sie Gefahr, auf die übelste Art behandelt zu werden. Dieses alles vermeiden Sie, wenn Sie, wo möglich, einen, oder noch besser, zwey Zeugen mit sich nehmen.

Wenn Sie sich schlagen müssen, und ich hoffe, daß Sie hiezu niemals die Veranlassung gegeben haben werden, so zeigen Sie sich bey dieser Gelegenheit immer wie ein Mann von Ehre. Erfüllen Sie die zwischen Ihnen und Ihrem Gegner vorher bestimmten Gesetze aufs allerpünktlichste. Kämpfen Sie mit Muth und Gelassenheit, aber nie mit heimtükischer List.

Bleiben Sie Sieger; so behandeln Sie nach geendigtem Streit Ihren Feind mit Großmuth und rühmen Sie sich nie seiner Niederlage. Werden Sie besiegt, so leiden Sie mit Geduld; klagen Sie nicht, und machen Sie Ihrem Ueberwinder keine Vorwürfe, zeigen Sie ihm vielmehr, wenn er sich Ihrer Freundschaft nicht unwürdig gemacht hat, daß Sie ihn deswegen nicht hassen. Sprechen Sie weder vor noch nach beendigter Sache zu viel davon, und am allerwenigsten mit solchen Leuten, welche nichts davon zu wissen brauchen.

Daß ich weit entfernt bin, Sie durch das, was ich in dem unglüklichen Fall, da Sie zu einem Duell gezwungen würden, hiebey anrathe, zum militärischen Renommisten zu bilden, davon hoffe ich Sie durch das, was Sie in dieser Schrift gelesen, hinlänglich überzeugt zu haben, und durch die wichtigen Bemerkungen, die Sie noch weiter lesen werden, noch vollkommener zu überzeugen. Ich bitte Sie vielmehr bey Ihrem zeitlichen Wohl sich vor jenem verhaßten Charakter zu hüten. Er hat niemals in der Welt viel Glük gemacht; heut zu Tage aber führt er ganz unvermeidlich ins Verderben. In keinem Dienste werden dergleichen elende Menschen lange gelitten; Cassation und oft am Ende gar der Bettelstab, das ist mehrentheils ihr wohlverdienter Lohn.

Ach! wie mancher junge Held, welcher nach seiner Geburt und Stand dazu bestimmt ist, als ein tapferer Mann, mit seinem Blute insonderheit zu Zeiten der wehrhaften Noth, dem Vaterlande zu dienen, verlieret sein Leben und seine Gesundheit, oder trägt verstümmelte Glieder davon, blos weil er sich vorgesezt hat, entweder ein Braver zu seyn, oder weil er gar zu empfindlich ist, oder bey natürlicher Geneigtheit zum Jähzorn, sich der Unmäßigkeit ergibt! Wie

mancher elende Tropf stürzet sich in das Verderben, weil er sich überredet brav und herzhaft zu seyn! aber im Zufall verläßt ihn zuweilen die Einbildung; und so verliert der Tapfere, so verliert der Donquixote.

Unter dem Militair und bey dem Adel können die Duelle doch noch mit einigem Schein entschuldigt und vertheidiget werden: wenn aber da, wo Sitten und Weisheit blühen, wo Gelehrsamkeit und Sittlichkeit allein den Zepter führen, und wo Gerechtigkeit und Sicherheit ihren Thron haben sollten; ich meyne die hohen Schulen: wenn in diesen Pflanzstätten der Tugend und der Wissenschaften, junge Leute, die oft kaum ihr Gymnasium verlassen, sich wegen einer spöttischen Miene, wegen einer Lais, oder auf ihren Spazierritten, bey tumultuarischen Vergnügungen, in der Hize des Weins, sich unvorsichtig und leichtsinnig beleidigen, und dieserwegen sich hernach ermorden oder einander ihre Glieder verstümmeln; — wenn Musensöhne, anstatt Weisheit zu lernen und sich zu brauchbaren Bürgern für ihr Vaterland zu bilden, sich auf die lächerlichste Art als Helden aufstellen: wenn junge Leute, die sich zu Boten des Friedens gewidmet haben, und einst Liebe und Versöhnung predigen wollen, mit fürchterlichen Stiefeln, Hut und Haudegen, die lächerliche Gestalt eines Bramarbas annehmen; — wenn Jünglinge, auf deren Ehre und Glük es nicht den geringsten Einfluß haben kann, (wenigstens doch bey weitem nicht in dem Grade, als bey dem Adel und dem Soldatenstande) wenn sie geringe Beleidigungen übersehen und wichtigere der Entscheidung und Bestrafung des Richters übergeben; — wenn solche junge Leute, durch die Fertigkeit sich wegen jedes Maulkrämpfens herum zu schlagen, ihre Ehre ohne Flekken erhalten wollen; — wenn ich bedenke, daß an Orten, wo die reinsten Sitten herrschen, und kein empfindender Ba-

ter, noch eine zärtliche Mutter zu befürchten haben sollten, einen Sohn beweinen und seinen muthwilligen Mörder verfluchen zu müssen; in solchen Pflanzschulen, die nur in der Absicht besucht werden, um nebst andern Kenntnissen, auch reine Begriffe von den menschlichen Pflichten, von Ehre, Ruhm und Tugend zu sammeln; wenn ich bedenke, daß da, wie ehedem noch mehr Mode war, ein geschlossener Kreis, der Wuth oder der zitternden Herzhaftigkeit zweier Narren, mit schändlicher Schadenfreude zusieht, wie sie die Ehre verunehren und den vermeinten Schimpf, die eingebildete Beleidigung, mit Schande auszulöschen, den unsinnigen Vorsatz haben, und oft mit recht kindischem Muthwillen, sich unglüklich machen und ihre Eltern durch Herzeleid beugen; — wenn ich mir alle diese traurigen Vorurtheile und Widersprüche lebhaft vor Augen stelle, so kann ich die verkehrte Denkungsart so vieler jungen Leute nicht genug bedauern, und einen jeden, insonderheit dich, mein Sohn, nicht genug vor diesen unglükseligen Vorurtheilen warnen. Jeder gute Mensch, der nur einigen Einfluß auf die Sitten junger Leute haben kann, wird sich angelegen seyn lassen, entweder durch Gründe und Vorstellungen jene Vorurtheile zu schwächen, oder, wenn er eine obrigkeitliche Person ist, durch den Ernst der Gesetze dergleichen sträfliche Thorheiten immer mehr zu verhindern und auszurotten. Jeder Vater, überhaupt ein jeder, dem die Erziehung junger Leute anvertraut worden, welche mit der Zeit der Gefahr ausgesezt sind, sich von den verabscheuungswürdigen Vorschriften einer falschen Ehre und der Mode dahin reissen zu lassen, sollten ernstlich und ganz besonders bedacht seyn, dieselben die Stimme des Herzens, das Gebot der Natur, die sanften Empfindungen der Eintracht und der göttlichen Freundschaft höher achten zu lehren, als jene verkehrten Gesetze, welche falscher Wohlstand, verderbte Begriffe von Ehre und Schande, mit ei-

nem Wort, welche die Tyrannen den Menschenfreunden, und die Rasenden den Vernünftigen aufdringen wollen. Man suche sie bey Zeiten zu überzeugen suchen, daß der Beweis von Tapferkeit und Herzhaftigkeit, den man durch Duelle geben will, gerade der allerschlechteste — vielleicht der schändlichste ist.

Ich beziehe mich auf den Richterstul der Vernunft, der Religion, der wahren Ehre, ja auf das Urtheil des Duellanten selbst, wenn seine gestilleten Leidenschaften ihm Zeit lassen, besser nachzudenken, ob es nicht Raserey ist, das auszuführen, was man in Raserey beschlossen hat? ob man sich nicht schämen müsse, das auszuüben, was man in einer auffahrenden Wuth sich vorgenommen, oder das mit Vernunft auszuführen, was man ohne Vernunft beschlossen hat? Der Schläger will Ehre durch Schande erfechten, und jene durch ein Verbrechen wieder herstellen. Der Beleidigte kann unmöglich Recht erlangen, er mag sterben oder siegen: als Sieger wird er ein Mörder, schändlicher als der Beleidiger; als Ueberwundener vergießt er sein Blut, weil er einmal beleidiget war. Und was kann der Beleidiger fordern? den zu tödten, den er kränkte? Nichts kann er fordern! Laßt ihn diejenige Ehre wieder herstellen, die er beleidiget oder geraubet hat! Soll das blinde Schikfal des Stahls oder der Kugel, eine elende Geschiklichkeit, oder vielmehr ein dummes Ungefähr über die Ehre entscheiden? Was für Ehre wird der haben, der fällt? Vielleicht ist er der Unschuldige, der Beleidigte: und der Beleidiger wird nun der Mörder desselben; und doch soll er von dieser That Ehre erwarten? Was entscheidet der Kampf? Nichts kann er entscheiden. Aber der, welcher beleidiget hatte, kann ein Mörder werden; und wenn der Beleidigte sieget, wie kann man

sagen, daß ein Mord das Mittel sey, eine gekränkte Ehre wieder herzustellen?

Ist es rühmlich für die Ehre des Bacchus oder um sonst einer ähnlichen Ursache willen, für einige Worte, die mehr der Wein als der Zorn ausstieß, zu fechten? Ist der Schimpf getilgt, wenn wir noch einmal beleidiget haben? und wird da die Ehre wieder hergestellt, wo unser Feind und unser Gewissen zugleich die tiefste Wunde empfangen? Daß ich für jede Kränkung, die mir begegnet, so viel ich kann, eine Genugthuung, und für alle, die mir noch begegnen können, mich zu schützen suche, dieß ist Gesez meiner Natur, das Gott selbsten in dieselbe gelegt hat. Aber ist die Rache, so wie sie vorhin beschrieben worden, das Mittel, mir diese wirklich zu verschaffen? Wenn ich meinem Feinde nun eben die Kränkung an seinem Leibe, an seiner Ehre verursache, die er mir durch seine Beleidigungen zugezogen, ist dieß Ersatz für meinen Verlust? Ist die Rache allein schon eine Rechtfertigung? Bloße Rache ist nie Rechtfertigung, nie Genugthuung, nie Sicherheit. Mein Feind hat durch seine feindseligen Urtheile oder auf andere Art meine Ehre zu kränken gesucht; wird aber die Welt mich nun deßwegen schon für unschuldig halten, weil ich Muth genug habe, mich an ihm dafür zu rächen? Kann bey aller Rache nicht dennoch ein Verdacht gegen mich bleiben? Kann ein Duell an und für sich einen untrüglichen Beweis von der Rechtschaffenheit und Tugend desjenigen geben, der dasselbe eingegangen hat? Die Erfahrung ist dagegen. Worin bestehet also nun der Gewinn von meiner Rache? In dem bloßen Vergnügen, denjenigen, der mich gekränket, wieder gekränkt und betrübt zu sehen? dies ist aber nichts als Schadenfreude, die doch von allem menschlichen Gefühl mit Recht verabscheuet wird.

Es kann nichts traurigeres und für die Natur empörenderes seyn, als zween Menschen in einem blutigen Zweykampfe zu sehen, die noch wenige Stunden vorher durch gleiche Neigungen, gleiche Empfindungen und Grundsätze, mit einem unzertrennlichen Bande der Freundschaft umschlungen zu seyn schienen! Warum soll eine unglükliche Minute alles umstürzen, was Jahre erbauet haben; warum soll sie alles zerreissen, was ein langer geprüfter Umgang befestiget hatte? — O! wenn solche Freunde Feinde werden, wie doch schon so oft geschehen ist: so leidet selbst die Natur! — Freunde, die ihr Leben für keinen zu hohen Preis gehalten haben würden, um einander aus einer Gefahr zu erretten; die ihre Trennung mehr als den Tod fürchteten, solche Freunde können oft Blut von einander fordern, die zärtlichsten Bande zerreissen, sich auf einmal hassen, und jeder suchen, die Brust des andern zu durchbohren, die Brust, worin er sonst alle seine Sorgen und Freuden verwahrete! — Kann dieß etwas anders, als Raserey seyn? Wie kann der Feind einer Minute dem sein Blut abfordern, dessen Freund er vielleicht seit 10 und mehrern Jahren war, der ihm sonst trübe Stunden heiter machte, mit dem er lebte, mit dem er froh, mit dem er traurig war? Ach! ein Augenblik straft unsre besten Empfindungen Lügen! Eine Minute lehrt uns, wie schwankend unsere Grundsätze waren! sie lehrt uns, welche tyrannische Gewalt ein Verdacht, ein Wort, eine Miene über Freundschaft, Liebe und Tugend haben könne! — wie nöthig es sey, mit aller Vorsicht über unsre Leidenschaften zu wachen. Sie macht, daß wir unsre ganze übrige Lebenszeit uns als Mörder betrachten, welche vergeblich die Schatten beweinen, die um uns schweben und uns ihre blutende Brust zeigen. Das Nagen eines verletzten Gewissens verfolgt uns, und stellt unsrer geschreckten Einbildung unabläßig die fliessenden Thränen der Witwen oder Waisen,

oder eines traurenden Freundes; das Händeringen eines Vaters oder einer bebenden Mutter, vor Augen. Man weiß wirklich nicht, wen man für den Unglüklichsten halten soll, den Sterbenden oder den Mörder? vielleicht erhält dieser noch in dem Augenblike (wenn ihm der erzürnte Himmel noch einen Augenblik des Lebens erlaubt) Vergebung; und er ist nach seinem Tode sicher vor der Folter des Gewissens: aber die Strafe des Mörders fängt da erst an, wo er siegt, und sein Schiksal, wofern er ein Mensch ist, ist tausendmal elender, als das Schiksal des Besiegten. Von der menschlichen Gerechtigkeit verfolgt, von seinen Freunden gefürchtet, von seinen Feinden verflucht, und von gleichgültigen Leuten verabscheuet, jagt ihn seine eigene innerliche Unruhe, und die Gestalt des Entleibten durch alle Zonen der Erde: denn kein Winkel der Erde hat Ruhe für den, der seinen Feind in seinem Busen trägt. — Ach! und was für Thränen und Flüche hat er auf sich geladen, wenn ein Vater, oder eine Mutter, oder Geschwister des Getödteten ihre Hoffnung, ihre Stüze, ihre Freunde beweinen, und mit jeder Thräne den Himmel um Rache bitten. — Je mehr ich dieser Raserey nachdenke, je schrekkicher dünkt sie mir!

Ach! laßt doch, ein Freund bittet euch, diese Warnungen nicht umsonst seyn! Lernet aus dem Beyspiel so vieler Unglüklichen, daß uns auf unsrer Laufbahn nichts mehr, als Sittlichkeit und Tugend, und insonderheit der stets lebhafte Gedanke an Gott, zu statten kommen könne: folget der Empfindung eures Herzens, dem Winke eures Gewissens; scheuet euch, ihn einer falschen Ehre aufzuopfern und nach den Reden des Pöbels zu fragen, wenn euch die Stimme der Natur ruft. Suchet eure Ehre in der erhabnen Gesinnung der Großmuth, die stark genug ist, einen Zwist durch eine Umarmung zu endigen. Schaffet euch und behal-

tet die feste Ueberzeugung, daß nur der Christ der bewährteste Mann von Ehre seyn könne, weil er sie allein in der Ausübung des ganzen Umfangs seiner moralischen und politischen Pflichten sezet, und in jedem Menschen seinen Bruder siehet; weil er wohlthätige, gütige Neigungen in sich nährt, und sein Herz stets bereit ist, die Irrungen und Fehler des Nächsten zu entschuldigen, und weil ihm das Gebot Gottes: du sollst nicht tödten, wichtiger ist als alle und jede glänzende, aber irrige Meynung der Welt, und weil er endlich einen Abscheu gegen vorsezliche Beleidigungen in sich empfindet, und es ihm ein Gräuel ist, die empfangenen Beleidigungen in dem Blute des Nebenmenschen auszulöschen und das Land mit Blutschulden zu beflecken.

O mein Sohn! o meine Freunde! laßt euch demnach nie durch irgend eine Veranlassung von den Grundsäzen gewendig machen, die euch von christlichen Aeltern und gewissenhaften Lehrern sind eingeprägt worden! Höret die Stimme eines warnenden Freundes. Es ist eine heilige Stimme: die Stimme eines alten Vaters, der nach mühsamen Jahren, noch die wenigen Augenblike, die er zu leben hat, hierüber beruhigt zu leben wünschet; die Stimme der Mutter, die ihrem Sohne mit Gefahr und Schmerzen das Leben gab; die Stimme der Geschwister, Verwandten und aller derer, die euch lieben. Höret sie, und noch aufmerksamer als diese alle, — die Stimme Gottes — die Stimme des rächenden Richters! Kann euch aber auch keine Ehrfurcht für Tugend, für Religion oder für die bürgerlichen Gesezze, im Zaume halten, so beleidiget doch wenigstens, wenn nicht jeder Funke von Religion, nicht jede Empfindung von wahrer Ehre und Schande in euch erloschen ist, den Gehorsam nicht, den ihr euern Aeltern, oder die Erhaltung, die ihr eurer Familie schuldig seyd. Lasset sie nicht

den unaussprechlichen Schmerz erleben, euch entweder als Ermordete zu beweinen, oder als Mörder zu verfluchen!

Ich will diesen Abschnitt mit den Worten eines großen Mannes, mit den Worten Jerusalem's endigen. „Aber, was helfen alle Aussprüche der Vernunft, was helfen alle Gesetze der Religion, so lange uns die Welt ein Gesetz gemacht hat, das bey dem Verlust unsrer Ehre, uns das Gegentheil gebietet! Trauriger Vorwurf für Bekenner einer Religion, welche die Aehnlichkeit mit Gott und die Liebe des Nächsten zum wesentlichen Inhalt des ganzen Gottesdienstes macht: für Christen, welche täglich in ihrem Gebete ihr Bezeugen gegen ihre Feinde, Gott zum Maase der Vergebung ihrer eigenen Schulden in die Hände geben! Daß eine unmenschliche Gewohnheit, welche den tapfersten Völkern unbekannt gewesen, von den rohesten und wildesten Völkern in die Welt eingeführet worden; allein durch die Barbarey der Zeiten und durch Schwäche der obrigkeitlichen Gewalt, sich erhalten hat; eine rasende Gewohnheit, die aller Vernunft widerspricht, die alle Begriffe von Ehre, von Genugthuung, von Gerechtigkeit, aufhebet; die der Obrigkeit das Schwert aus den Händen reißt, die unmittelbar die Majestät Gottes lästert, die seine Gerechtigkeit läugnet, die seiner Drohungen spottet, die alle seine Gnaden-Versicherungen mit Füßen tritt; eine brutale Gewohnheit, die den Freund zwinget, der Mörder seines besten Freundes zu werden; die den Werth des Menschenblutes, den Gott nicht genug erheben können, bis zum Blut der Thiere heruntersezet; die der menschlichen Gesellschaft ihre edelsten und nüzlichsten Bürger raubet; die den würdigsten Unterthanen dem nichtswürdigsten Böswicht preis gibt; die dem ungerechtesten Böswicht alle Rechtfertigung und Sicherheit anbietet; die dem Unschuldigen alle Vortheile nimmt, wel-

che die Gerechtigkeit und seine Unschuld ihm geben, und dem Beleidigten keine andere Genugthuung anweiset, als die Gefahr, sich noch unglücklicher zu machen: kurz, eine Gewohnheit, vor welcher alle Rechtschaffenen, als vor dem traurigsten Unglüke zittern, und worin nur der Abschaum und der Pöbel aller Stände eine Ehre suchet; daß eine solche Gewohnheit zur Schande unsrer Zeiten, zum Unglüke der menschlichen Gesellschaft, zum Spott aller obrigkeitlichen Gesezze, zur Entheiligung der Religion mitten in dem Christenthum vor den Augen der Obrigkeit, noch ein herrschendes Gesez seyn kann! Ach! Soll denn die Welt das Glük nicht sehen, daß dieses Ungeheuer, das aller einzelnen obrigkeitlichen Drohungen spottet, endlich mit vereinigten Kräften von dem Erdboden vertilget werde?

II. Abſchnitt.

Von der Nothwendigkeit einer guten Erziehung.

Man hat es ſchon lange geſagt, die Leidenſchaften, die Unordnungen, die Mißbräuche ſind in der moraliſchen Welt, was in der phyſiſchen die Stürme; die Pſychologie erkläret uns, wie ſie in der Natur der Seele gegründet, die Geſchichtskunde und die Erfahrung belehren uns, wie ſie oft zu Erreichung vieler guten Abſichten nüzlich ſind. Die Philoſophie und die Religion überzeugen uns, daß aus Verwirrung in den Theilen endlich Ordnung und Harmonie im Ganzen entſtehen können. Allein ſoll uns dieſes bewegen, den Wunſch nach Stille und Ruhe in der ſittlichen Welt als lächerlich zu verwerfen? Ich ſehe hiezu keinen vernünftigen Grund. Gibt es Uebel in der Welt, die durch menſchliche Kräfte nicht ganz vertilgt werden können, ſo bleibt es doch immer Pflicht, ſich mit Gewalt gegen ſie zu ſtemmen, ſie zu ſchwächen und zu vermindern, an Entkräftung der Vorurtheile zu arbeiten und die Annäherung zur Vollkommenheit zu erleichtern und zu befördern. Der Eifer, Gutes zu thun, und nüzlich zu werden; das erhabene Beſtreben nach der wahren Vollkommenheit, durch welche der ſterbliche Menſch, ſo viel es ſeine Schwachheit erlaubet, die Abſichten ſeines unendlichen Schöpfers einſieht, und das Glük, ein Wohlthäter ſeiner Brüder zu ſeyn, allen andern

Vorzügen, allen andern Freuden des Lebens vorzieht: — Dieß sollte das eigentliche Geschäft der wahrhaften Aufklärung, und uns besser und glüklicher zu machen, ihr einziger Zwek seyn. Was ist Wahrheit, Aufklärung und Weisheit, wozu nüzen sie, wenn sie uns demjenigen nicht näher bringen, oder nicht dasjenige in uns befestigen, wornach alle Sterbliche unabläßig streben; — nach dem Wohlstand, der Ruhe und Zufriedenheit, mit einem Wort, der Glükseligkeit. So unfehlbar die Tugend uns der Glükseligkeit entgegenführt, so gewiß auch entfernt uns das Laster von ihr.

Ist es erwiesen, daß die Duelle keine tugendhafte Handlungen seyn können, weil sie gegen göttliche und weltliche Geseze anstoßen, und die gekränkte Ehre durch keine schändliche That wieder hergestellt werden kann, weil alle und jede Geseze die Selbstrache verbieten, so ist auch erwiesen, daß unsere Glükseligkeit und Sicherheit, durch die Duelle weder befördert noch erhalten werden kann, sondern daß diese eine von der Vernunft und Religion verworfene Gewohnheit, und ein schädliches Vorurtheil seyn, das jeder Menschenfreund, so viel er kann, zu vernichten, wenigstens doch durch die dienlichsten Mittel zu schwächen suchen sollte. Man würde die Duelle gar bald abstellen können, wenn man das Genesungs-Mittel in der Krankheit selbst suchen, und die vermeinte Schande, die aus einer ungeächten Beleidigung entstehen soll, durch eine unvermeidliche Schmach unterdrüken, und das Duell mit Schande oder gar mit Todesstrafe belegen wollte. Wenn es alle Könige und Fürsten so machten, wie der große Gustav Adolph König von Schweden, der die Duelle mit Recht als den Ruin der Kriegszucht ansah, und das Todes-Urtheil gegen alle aussprach, die einander zum Zwenkampf ausfodern würden, so würden sie gewiß auch sehr selten seyn. Der kaiserliche Feldmar-

schall von Seckendorf sagte einst, als er über diese Sache zu reden kam, sehr wohl: „Die großen Herren gäben sich unnöthige Mühe, viele Duell-Mandate ergehen zu lassen. Es würde doch keines gehalten. Er wollte ein weit kürzeres verfertigen, welches einen weit bessern Eindruk machen würde; und dieses bestünde darin: daß, wenn sich zwey schlügen, und es verlöre wenigstens nicht einer das Leben, so sollten beyde Schläger infam gemacht werden." Man wird von selbst einsehen, daß der Feldmarschall seine Rede nicht eben den Worten nach verstanden haben will. Aber es wäre doch gewiß immer gut, wenn diejenigen Duelle, welche mehr ein Kinderspiel zu nennen sind, wenn beyde Theile vielleicht gar verabreden, sich in die Finger zu stechen oder zu hauen, oder den Arm zu rizen, und dergleichen schöne Geschichten, mit einer offenbaren Beschimpfung belegt würden. Daraus folget jedoch nicht, daß jedes Duell den Tod oder eine tödtliche Wunde, nach sich ziehen müsse, die Hoffnung aber, so leicht aus einer Ehren-Sache zu kommen, würde machen, daß vielen jungen Herren die kühne Lust verginge, ehrliebende Männer zu beschimpfen, ruhige Bürger zu kränken und angenehme Gesellschaften zu beunruhigen. Die Hoffnung, daß das Duell mehr ein Spaß seyn werde, als eine ernsthafte Sache, bringet manchen Bramarbas dahin, den Degen zu ziehen, was er wohl unterlassen würde, wenn er nicht glaubte, daß es ohne Gefahr geschehen könne.

Wenn sich je die Begriffe, die man vom Duell hat, ändern lassen, so kann es nur durch ein allgemeines Uebereinkommen aller Staaten geschehen; eine Convention, sagt Herr Garve, die mit dem allgemeinen Frieden zugleich eintreten wird, weil sie mit ihm auf denselben Voraussezungen beruht, eben dieselben Anstalten fordert.

Doch wenn das Ansehen der Staaten sich nicht so leicht vereinigen kann, dieses Vorurtheil auszurotten, so wird vielleicht die fortgehende Aufklärung der Menschen es von selbst in Vergessenheit bringen. Aber auch dieser Zeitpunkt scheint noch weit entfernt zu seyn. So lange das Wort Ehre noch etwas ausdrükt, welches das Eigenthum eines Standes, nicht das Vorrecht des Menschen ist; so lang es eine Ehre gibt, von welcher man gar nicht sagen kann, auf welchem Theile des Wesens, auf welcher Eigenschaft, auf welcher Handlung des Menschen sie beruhe; die lediglich einen Namen und die öffentliche Meynung zum Grunde hat — (und gerade ist die Ehre des Edelmannes, die mit dem Degen vertheidiget wird von dieser Art) so wird dieselbe nothwendig durch jeden Angriff zerstöret werden, und sie wird nicht anders gerettet werden können, als durch den Untergang dessen, der sie angegriffen hat.

Darauf zielten die Duelle zuerst ab; und wenn diejenigen, die wir heut zu Tage sehen, nicht mehr eine so ernste Absicht haben, so ist es eben deswegen, weil das Principium, woraus sie entstanden, sich etwas gemildert, das Vorurtheil sich der Wahrheit etwas genähert hat. Wenn aber je zu einer künftigen Zeit, sagt ferner jener verdienstvolle Mann, das Wort Ehre nichts anders ausdrüken wird, als die Ueberzeugung des Publicums, daß ein Mann die Pflichten seines Standes erfüllet, daß er sich untadelhaft aufgeführt habe; so wird dieselbe auch durch nichts befleckt werden können, als durch Beweise, daß er ein Heuchler oder ein Bösewicht gewesen sey: so wird sie, wenn sie angegriffen worden ist, wieder hergestellt werden können; denn es wird möglich seyn, die öffentliche Meynung durch die wahre Darstellung der Sachen zu berichtigen.

Da

Da aber diese Zeiten noch nicht so nahe zu seyn scheinen, so müssen wir alle fromme Wünsche einem guten Abt St. Peter überlassen, und uns an dasjenige halten, was wir zu thun vermögend sind.

Es haben dahero einige geglaubt, daß ein sogenanntes Ehren-Gericht, vor welchem der beleidigte Theil seine Klage anbringen, und eine der Sache angemeßne Genugthuung erhalten könnte, ein ausführbares Mittel seyn möchte, allen Duellen vorzubeugen. Allein, es stellen sich einer solchen Anstalt gar viele und fast unüberwindliche Hindernisse entgegen. Um dieses einzusehen, darf man nur folgende Schwierigkeiten in Erwägung ziehen.

Erstlich würde eine allgemeine Uebereinkunft aller Fürsten, Könige, Republiken und Stände, die einen Kriegsstaat unterhalten, unumgänglich hiezu erforderlich seyn. Eine Vorausseßung, die allein schon hinreichend ist, die Möglichkeit einer solchen Einrichtung zu bezweifeln: denn wenn dergleichen Ehren-Gerichte nur in Eines Herren Dienste eingeführt wären, und nicht zugleich auch in dem Dienste jedes andern, wie würde man sich zu benehmen haben, wenn ein Officier mit einem andern Händel bekäme, der die Ausspräche solcher Ehren-Gerichte, welche in seinem Dienste nicht eingeführt sind, nicht anerkennen wollte noch könnte? In diesem Falle würde nichts übrig bleiben, als die Sache nach altem Herkommen, mit dem Degen oder der Pistole auszumachen.

Zweytens müßte sich jene Uebereinkunft auch auf die Geseze erstreken, nach welchen die Ehren-Gerichte, ohne weitere Appellation zu gestatten, zu entscheiden hätten. Eine neue Schwierigkeit, die ganz gewiß so leicht nicht gehoben werden dürfte. Alle europäische Staaten müßten zuerst untereinander die Begriffe von Ehre und Schande festsezen, und miteinander übereinkommen, was eigentlich der Ehre eines Officiers schimpflich und nachtheilig seyn könne, und auf welche

Art jede Beleidigung gradweise Genugthuung erhalten müßte. Selbst einem Solon und einem Lycurg, wenn sie aus ihrem Elysium in unsere Zeiten zurükkommen könnten, würde es schwer fallen, so mancherley Völker, die in ihren Meynungen und Vorstellungsarten, in ihren Sitten, Gebräuchen, Lebensart und Sprachen so verschieden sind, über den Punkt der Ehre, und über das, wodurch sie befleckt werde, miteinander zu vergleichen.

Es gibt zwar Beleidigungen an der Ehre, die allgemein dafür anerkannt werden. Hingegen gibt es auch andre, die aus besondern Meynungen, Sitten und Gewohnheiten entspringen; selbst die Sprache eines Landes trägt in Ansehung des Ausdruks und seiner Bedeutung vieles zu der Verschiedenheit der Beleidigungen bey. In einem Lande kann dieses Wort, jener Ausdruk, eine Unhöflichkeit seyn, das er in einem andern nicht ist. Nur darin kommt der Soldaten-Stand in allen Ländern überein, daß es Schande sey, und die Ehre befleket werde, wann ein Officier, an dessen Herzhaftigkeit man zweifeln und den man für feig halten wollte, in diesem Fall, um seine Ehre zu retten, so wie wegen einer jeden andern groben Beleidigung, sich nicht selbst Genugthuung zu verschaffen suchen würde.

Um das Ehrengericht geltend und wirksam zu machen, und in seiner Wirksamkeit zu erhalten, wäre nöthig (die dritte Haupt-Schwierigkeit!) daß alle Souveraine, Fürsten und Republiken nicht allein die Todesstrafe, oder doch wenigstens die Cassation, auf die Duelle sezen, sondern auch an den Uebertretern des Gesezes wirklich vollziehen ließen, und daß vermöge der Convention, die hierüber zu treffen wäre, nie ein Officier, der wegen eines Duells cassirt worden, in einen andern Kriegsdienst aufgenommen werden dürfte; und damit diese Aufnahme nicht unwissend geschehen möchte, so müßten die Geschäftsträger an fremden Höfen davon benach-

richtiget werden, um jedesmal den Namen des cassirten Officiers durch öffentliche Blätter bekannt machen zu können. Aber in welche Zergliederung und Unterscheidung aller möglichen Arten von Beleidigungen, müßte nicht das Ehren-Gericht hineingehen; wie genau müßten die Geseze alle Fälle angeben, in welchen eine Beleidigung statt finde, um bestimmt zu wissen, was eigentlich für beleidigend und ehrenrührend erklärt werden müsse oder nicht! Wie viele Ausflüchte würden bey aller Vorsicht, der Schicane noch übrig bleiben! Man kann zwar durch einen Machtspruch dieß oder jenes als nicht beleidigend, als nicht die Ehre kränkend, erklären: aber innere leidenschaftliche Empfindungen lassen sich nicht gebieten oder durch Geseze bestimmen? Wenn dieses seyn könnte, so würde das Gebot der Menschenliebe und der Vergebung jeder Beleidigung, nie übertreten werden. Obrigkeiten können wohl in den meisten Fällen die Ausbrüche rachgieriger Empfindungen verbieten und bestrafen, aber nicht verhindern, daß in dem Menschen dergleichen Empfindungen entstehen.

Manche Beleidigungen sind von der Art, daß sie durch die Klage bey dem Ehrengericht und also durch Bekanntmachung der Umstände nur desto empfindlicher würden. Der Boshafte, welcher Vergnügen daran findet, den Friedliebenden durch allerley Schicanen zu neken, und zu beleidigen, würde sehr oft mit der Entschuldigung davon kommen, daß er es nicht so böse gemeynt habe, daß er gar nicht Willens gewesen, vorsezlich durch eine spöttische Miene, ein höhnisches Lächeln, durch ein Bezweifeln dessen, was der andre als Wahrheit versicherte, durch diesen oder jenen Ausdruk, den er nun anders auslegt, zu beleidigen. Und überdies alles wird man dann auch vorher bestimmt zu sagen wissen, was eigentlich eine spöttische Miene oder ein höhnisches Lächeln sey, und in welche Falten man das Gesicht

legen müßte, um beydes auszudrüken; wird man erklären können, worin unzählige andere Beleidigungen bestehen, die man zwar wie Dolchstiche fühlen, aber nicht genau beschreiben kann. Wie unendlich verschieden ist das Betragen boshafter niederträchtiger Menschen, und wie viele ihrer Handlungen sind tief beleidigend, ohne daß man denselben einen Namen geben könnte.

Wir haben leider Beyspiele, daß Officiere mit der Hand oder dem Stok mißhandelt worden sind. Auf welche Art würde die so empfindlich verletzte Ehre des Beleidigten von dem Ehrengericht wieder hergestellt werden können? Welche Genugthuung wäre hinlänglich, diesen Schimpf abzuwaschen? Könnte es dadurch geschehen, wenn der Thäter weggejagt oder Jahre lang auf die Festung käme, und nach Verfluß dieser Zeit in ein anderes Regiment versetzt würde, oder dem Beleidigten eine öffentliche Abbitte thun müßte?

Ich getraue mir diese Fragen nicht zu beantworten. Nur kommt es mir wahrscheinlich vor, daß der Beleidigte sich wohl nicht dazu entschließen werde, sich als ein geprügelter öffentlich darzustellen, um eine Abbitte anzunehmen; und daß das Andenken dieser schimpflichen und ungerächten Behandlung ihn lebenslänglich kränken, auch bey denen, welche davon Kenntniß haben, einen ungünstigen Eindruk machen und vielleicht auch lange erhalten werde.

Da in jedem Regimente ein besonderes Ehrengericht niedergesezt werden müßte, weil sonst die vorgebrachten Klagen nicht geschwind genug, und nicht mit hinlänglicher Kenntniß des persönlichen Charakters der Parteyen, welches doch beydes ganz nothwendig erforderlich wäre, entschieden werden könnten: so würde man noch auf eine andere schwer zu hebende Schwierigkeit stoßen, auf die Schwierigkeit, in jedem Regimente durchgehends solche Beysizer des Gerichts

zu finden, die mit richtiger, unparteyischer Beurtheilung der Umstände, und zuweilen mit kluger Ausnahme, ohne den wahren Sinn der Gesetze zu verletzen, Recht sprechen und die Parteyen befriedigen könnten.

Endlich würde die fast allgemeine Meynung, daß dergleichen Ehrengerichte, vor welchen der Herzhafte wie der Feige, der Boshafte wie der Edelgesinnte, Klagen anzubringen und Genugthuung zu hoffen hätte, das erste und mächtigste Principium des Soldatenstandes das zarte Ehrgefühl und den Muth schwächen, und eben deswegen eine solche Veranstaltung noch schädlicher machen würde, als es die durch Gesetze eingeschränkten Duelle sind.

Bey dem Adel, der hierin gleiche Grundsätze und gleiche Vorurtheile mit dem Soldatenstande hat, und der es so wie dieser für schimpflich hält, wenn er sich wegen einer Beleidigung, die Genugthuung nicht selbst, sondern auf gewöhnliche Art durch bürgerliche Gesetze, verschaffen wollte, würden einem Ehrengerichte auch gleiche Hindernisse im Wege stehen. Bey jedem Ritter-Canton, bey jedem Ritter-Kreise müßte ein Ehrengericht niedergesetzt werden, welches aber auch mit den nämlichen, oben bemerkten Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde.

Eine ganz andere und weit leichter auszuführende Sache wäre die Einführung solcher Ehrengerichte auf Universitäten für die Studierenden. Nichts würde hier eine so höchst heilsame und nöthige Veranstaltung hindern können, als der Mangel an ernstem Willen daran zu arbeiten. Die allgemeine Uebereinstimmung, welche für den Kriegsstand immer eines der wichtigsten Hindernisse bleiben wird, würde ohne Zweifel bey allen deutschen Universitäten zu bewirken seyn, sobald nur eine von ihnen den Anfang machen, und mit

den andern darüber in Korrespondenz treten wollte. Die Gesetze, nach welchen ihre Ehrengerichte die Zwistigkeiten unter den Studierenden zu schlichten hätten, könnten aber nicht in allen Stüken die des Soldatenstandes seyn. Nur darin müßten jene mit diesen übereinkommen, daß so wie jeder Officier auch jeder ankommende Student angelobe müßte, sich den Gesezen und Entscheidungen des Ehrengerichts zu unterwerfen. Würde einer von ihnen sich diesen zuwider in ein Duell einlassen, so müßte er relegirt und durch die Bekanntmachung des Verbrechens, auch auf keiner andern Universität mehr aufgenommen werden dürfen. Es wäre zu wünschen, daß eben so leicht für den Militärstand als für die Hofenschulen Mittel zu finden seyn möchten, die Duelle abzuschaffen. Bey jenem ist das Vorurtheil zu alt, zu sehr eingewurzelt und zu innig mit seinen Grundsäzen verwebt, als daß man es so leicht vertilgen könnte: Bey der studierenden Jugend aber ist es eigentlich weiter nichts, als eine bloße muthwillige Nachahmung, die nicht den geringsten Einfluß auf ihre gegenwärtige noch künftige Bestimmung haben kann. Denn was sollte wohl irgend eine Beleidigung, die der Student nicht sogleich mit dem Degen gerächt hat, für eine schädliche Wirkung auf sein künftig zu hoffendes Glük haben können? Wenn er nur geschikt und gesittet, folglich als ein brauchbarer junger Mann von der Universität zurük kommt, so wird man sicherlich, wenn er in ein Amt eintreten soll, nicht nach seiner Herzhaftigkeit fragen, mit der er, nach der Sprache der Schläger, seine Händel als ein braver Kerl ausgemacht habe; das aber wird man wissen wollen, ob er sich gesittet und wohl aufgeführt und etwas gelernt habe. Bey den Gerichtshöfen und in den Dicasterien ist es Niemand darum zu thun, einen Fechtmeister und Renommisten aufzunehmen, wohl aber einen rechtschaffenen, gewissenhaften Mann, der dasjenige verstehe und getreu zu

verwalten wisse, was ihm anvertraut, und wofür er bezahlt wird. Ein junger Arzt wird gewiß kein sonderliches Glük machen, wenn er sich bey seinen Patienten mit der Geschiklichkeit, Menschen getödtet oder verstümmelt zu haben, rühmen wollte. Man verlangt vielmehr von ihm, daß er beschädigte Glieder heile, und, wenn es möglich wäre, selbst Todte ins Leben zurükrufe.

Wenn ein Krieger, den bey seinem Handwerk einmal angenommenen Grundsäzen getreu, sich selbst mit den Waffen Genugthuung verschaffen will, so ist er gewissermaßen zu entschuldigen und man sieht hier keinen Widerspruch; wenn wir aber einen Menschen sehen, der sich vorbereitet, einst zu der Friedens-Fahne zu schwören, und die Regeln zu lernen, nach welchen er den Menschen Wahrheiten vorzutragen und einzuschärfen gedenket, die sich alle hauptsächlich auf Menschenliebe, Duldung, Großmuth und Vergebung alles Unrechts gründen, und der sich dennoch nicht scheuet, jede Beleidigung, jedes Maulrümpfen mit dem Degen zu rächen, so können wir ihm unmöglich unser Vertrauen und unsere Achtung schenken.

Alle Krankheiten sind nicht allezeit von Grund aus zu heilen: der kluge Arzt gehet aber auf ihre Entstehung zurük und suchet ihre Ursachen auf. Er kann die Natur des Menschen nicht gegen alle Anfälle in Sicherheit stellen; aber er hat Mittel, sie mit Beyhülfe des Patienten dermaßen zu stärken, daß sie ihnen nicht unterliege. Eben so dünkt mich, müssen wir es mit unsern moralischen Uebeln machen. Wir müssen auf die Quellen zurükgehen, woraus sie entspringen und diese abzuleiten suchen.

Entspringen die meisten Quelle, wie Niemand läugnen kann, aus der Unsittlichkeit überhaupt; können gute Sit-

ten nicht unbezweifelter erworben, und der Sittenverderbniß nicht sicherer als durch gute, sorgfältige Erziehung, vorgebeuget werden: so zeigt uns diese durch Erfahrung bestätigte Wahrheit von selbst die Nothwendigkeit an, daß wir vor allen Dingen hier anfangen müssen, wenn wir wünschen, daß ein Uebel vermindert werde, gegen das wir ausserdem vergeblich eifern, und umsonst alle Gründe der Vernunft und Religion gebrauchen werden.

Man untersuche die Veranlassungen zu den allermeisten Schlägereyen, und man wird finden, wenn man sie genau untersucht, daß sie aus einem unsittlichen Betragen, unedler Denkungsart und eingesogenen falschen Grundsätzen, entstanden: mit einem Wort, daß es Früchte einer schlechten Erziehung, einer gewissen Rohheit und eines noch nicht genug ausgebildeten Charakters sind. Hievon mag man einige sonderbare, und man darf sagen, unglükliche Fälle ausnehmen, in welche der gesittetste Officier, ungeachtet aller seiner Bemühung, dem Duell auszuweichen und die empfangene Beleidigung, auf sonst eine der wahren Ehre angemessene Art gut zu machen, verwikelt werden kann; diese sind aber gar selten, und es wäre hier schon unendlich viel gewonnen, wenn jene seltene und oft unvermeidliche Fälle, die Zahl der Duelle begränzten. Aber vergeblich werden unsre Wünsche, umsonst unsere Vorstellungen, unwirksam alle Duell-Mandate, gleich stark und unvertilgbar das Uebel bleiben, wenn man nicht auf die Grund-Ursache zurükgeht, und diesem schädlichen Gewächse die Wurzeln abschneidet. So lange man bey der Erziehung überhaupt, und sonderlich bey der des Adels und andrer zum Kriegsdienste bestimmten jungen Leute, nicht ernsthafter auf Moralität und gute Sitten sehen, so lange man sich fast einzig mit ihren Fähigkeiten und ihrem Fleiß

sin Lernen und Studieren begnügen wird: so lange wird auch wenig Hoffnung seyn, durch die vernünftigsten und überzeugendsten Gründe ein Uebel zu vermindern, viel weniger auszurotten, das wie schon gesagt, wenige Fälle ausgenommen, so nahe mit Immoralität und Sittenverderbniß verwandt ist. Man ist jedoch weit entfernt zu behaupten, daß in den meisten öffentlichen und Privat-Erziehungen, Moralität und gute Sitten, durchaus vernachlässiget werden; man weiß vielmehr, daß in den meisten Erziehungs-Instituten, unter welchen sich das Herzoglich-würtembergische rühmlichst auszeichnet, Belohnungen auf die vorzügliche Sittlichkeit der Zöglinge gesezt sind: aber einem feinen Beobachter wird dessen ungeachtet die Bemerkung nicht entgehen, daß die Fähigkeiten und der Fleiß gemeiniglich in höherem und weniger verhältnißmäßigen Anschlag genommen werde, als bloße Sittlichkeit, und was man unter guter Aufführung versteht. Man scheint mehr nach Geschicklichkeit als nach guten Sitten zu fragen. Das kommt eines Theils daher, weil die erstere einen Schimmer um sich wirft, die leztere aber auf das unsichere Zeugniß anderer, oder erst auf eigener, Prüfung beruhet, die nicht ein jeder anstellen kann. Diese Betrachtung muß natürlich auf die vielleicht nur scheinbare Vermuthung leiten, daß man beflissener sey, geschikte, als moralisch-gute Menschen zu bilden. Und doch bleibt es eine ewige Wahrheit, daß Talent und Genie nur von gereinigten Sitten und von der Tugend ihren Glanz und ihre Brauchbarkeit erhalten, und daß ohne sie, die Wissenschaften vernehret und daher leider auch, nur allzuviele öffentliche Aemter, zwar mit fähigen Köpfen, aber auch zum Theil mit Menschen von verdorbenem Herzen und ohne ächte Rechtschaffenheit besezt werden.

Es sollten zwar für die Wohlfahrt der Menschheit nirgends mehr als in den Pflanzschulen junger Leute, mit welchen einst die Kabinete der Fürsten, die Gerichts-Plätze, die Landes-Stellen und die Prediger-Stühle, besetzt werden sollen, gereinigte Sitten herrschen; aber leider — (fast scheue ich mich der Wahrheit dieses Opfer zu bringen) daß auch die unbefangensten Beobachter, bey vielen von Akademien zurükkommenden keinen merklichen Zuwachs von ungeheuchelter Moralität wahrnehmen können, wenigstens doch nur in dem Maase als sie in guten Grundsäzen erzogen und wohl zubereitet dahin gekommen sind. Mit Bedauern muß man sogar zuweilen wahrnehmen, so widersprechend es auch scheinen mag: daß zwar viele mit ausgebildetem Verstande und mehrern Kenntnissen, aber nicht mit feinern Sitten und gebessertem Herzen zurükkommen. Wie viele mißbrauchen, auch nach Vollendung ihrer akademischen Laufbahn, noch die Freyheit, welche die Musen verstatteten; und wie lange dauert es nicht oft noch nachher bey manchem, bis er gewisse angenommene Sitten und Gewohnheiten ablegt, die er vorher als etwas rühmliches, artiges und vielbedeutendes angenommen hatte.

Die Erziehung ist das wichtigste Geschäfte des Vaters der seine Kinder, und die erhabenste Pflicht des Landesherrn der seine Bürger glüklich machen will. Sie ist auch zu allen Zeiten für den wichtigsten Gegenstand der Gesezgebung und der Regierung angesehen worden. *) Die größten

*) Um tugend'afte Gesinnungen in den Herzen der Menschen thätig zu machen, müssen die Gesetze den Rechtschaffenen Ehre und den Sklimmen Schande zutheilen. Es müssen obrigkeitliche Personen bestellt seyn, deren einzige Beschäftigung ist, die Bürger zu unterrichten, und sie zu lehren, daß keine Menschen wahrhaftig glüklich seyn können, als diejenigen,

Männer des Alterthums scheinen keinen Theil ihrer Stiftungen mit einer so großen Zärtlichkeit umfaßt zu haben. Minos und Lycurgus glaubten, daß ohne die äußerste Sorgfalt für die Erziehung ihrer Bürger, alle Mühe verloren seyn würde, welche sie sich gaben, um aus ihnen tapfere Völker zu machen.

Auch unter allen heutigen europäischen Staaten ist kein einziger, der nicht die Wichtigkeit dieser Pflicht erkennete. Es ist kein Land in diesem Welttheile, wo nicht sehr viele und zum Theil sehr kostbare Anstalten zu der Erziehung der Jugend errichtet wären. Aber diese Anstalten verfehlen meistentheils des großen Zweckes, den sie haben sollten.

Wissen, was sie seyn sollen, und wie sie es seyn sollen; sich selbst erkennen, und nach einer weisen Prüfung ihrer Kräfte, ihrer Bedürfnisse, ihrer Umstände das System ihrer Einsichten und ihrer Handlungen, den ganzen Entwurf ihres Lebens vernünftig abfassen, und täglich mehr Licht, mehr Ordnung, mehr Vollkommenheit darein bringen; bescheiden, mäßig, gerecht, großmüthig, verträglich, standhaft, menschlich, wahrhaftig, fromm, tugendhaft seyn; ihre Einbildung mit solchen Bildern beschäftigen, welche die richtigsten, die edelsten, die besten Gesinnungen zu erzeugen und zu unterhalten fähig sind; ihren Begierden Schranken sezen, ohne welche sie weder ihr eigenes Glük werden bewirken, noch fremden Wohlstand ertragen können: von diesem lehrt man sie nicht das Geringste, oder doch sehr wenig. Sie von Jugend an mit den Gesezen der Menschheit, der Natur und ihres Vaterlandes bekannt; sie durch wesentliche und wahrhaft nüzliche Kenntnisse zu dem Dienste des gemeinen Wesens tauglich und zu dem vollkommensten Genusse des bürgerlichen und des häuslichen Wohlstandes und zu wah-

welche Tugend und Ehre besizen, sagt Cyrus beym Xenophon, B. III. §. 7. der Cyropädie.

ren Bürgern zu machen; ihnen für jede Tugend und für jedes Verdienst eine zärtliche Ehrfurcht einzuflößen; sie zu lehren, daß sie die Pflichten ihres Standes erfüllen, die Vortheile und die Annehmlichkeiten desselben mit freudiger Zufriedenheit schätzen, und die Nachtheile desselben, sie mögen nun aus der Natur der Dinge, aus den Fehlern ihrer Beherrscher, oder aus den Thorheiten ihrer Mitbürger fliessen, mit ruhiger Gelassenheit ertragen; sie in den Stand zu stellen, daß sie in jedem Augenblike ihres Lebens empfinden und bedenken, wie sehr durch jede Verlezung eines andern Menschen, durch jede Ungerechtigkeit sie ihre eigene Wohlfahrt schwächen; wie durch jede ihrem Mitmenschen erwiesene Wohlthat, sie ihre eigene Glükseligkeit erhöhen, wie die Tugend allein das Glük, und das Laster allein das Unglük ihres Lebens ausmachet; welch eine Reihe von Uebeln die Unterlassung einer einzigen schlimmen That für sie, für ihre Mitbürger, für ihre Zeitgenossen, für die Nachwelt verhüten; welch eine immer anwachsende Menge von Gutem eine gute That für die ganze gegenwärtige und zukünftige Menschheit erzeugen kann; wie wichtig es ist, nichts Uebels zu begehen; wie edel, Gutes zu thun; wie der Fortgang zu einer immer größern Vollkommenheit die Bestimmung, die Pflicht und das vorzüglichste Recht jedes empfindsamen Wesens, insonderheit aber jedes vernünftigen Geistes ist: dieses die jungen Bürger zu lehren, hierin, in der wesentlichen Wissenschaft des Menschen sie zu unterrichten; in dem wesentlichen Geschäfte des Weltbürgers sie zu üben: darauf ist keine Schule bedacht.

Und doch verdient dieses allein den Namen einer wahren Erziehung; doch ist dieses das wirksamste Mittel, die Gesellschaft wahrhaft glükselig zu machen, und ihren Vorstehern die Last der Regierung zu erleichtern.*)

*) Träume eines Menschenfreundes, 2ter Theil.

So viel auch manche gegen diese Bemerkungen einzuwenden haben mögen, so wird man doch immer mit aller Zuverläßigkeit die durch unzählige Beyspiele bestätigte Wahrheit behaupten können, daß zwar die Universitäten die eigentliche Oerter sind, an welchen man die Gründsäze der Sittlichkeit und Wohlanständigkeit theoretisch erlernen kann, aber zugleich auch die Oerter, an welchen diese Theorie, zum Leidwesen der Lehrer, fast am wenigsten praktisch ausgeübt wird. Was Wunder, wenn bey einem Zusammenfluß vieler jungen Leute, die oft in einer mittelmäßig grossen Stadt zusammen gedrängt, von so verschiedener Gemüths- und Lebensart sind, und so verschiedene Meynungen und Vorurtheile von Hauß mitgebracht haben, Zänkereyen und Händel, und aus diesen so manche unglükselige Folgen entstehen, wozu die sogenannten Landsmannschaften und Brüderschaften, die man nirgends länger dulden sollte, sehr vieles beytragen! Der feurige Jüngling, der sich muthig und kraftvoll fühlet, hat schon in seinem Knabenalter von den verschiedenen Auftritten des Studentenlebens gehört, (wie gerne spricht der graue Großvater seinem horchenden Enkel noch davon vor?) seine Einbildung macht sich Plane darnach, er will sich auch berühmt machen, und sich bey seinen Commilitonen in Respekt sezen. Was ist aber bey vielen die gewöhnliche Folge davon? Unnüze Händel, keine wahre Ehre, sondern eigentlich nur Schande bringende Raufereyen, die zwar oft nur Kindereyen sind, aber doch nur allzuoft ein tragisches Ende nehmen. Das Resultat aber von allem, was ich bishero hierüber sagen wollte, ist, daß man sich gar nicht wundern dürfe, wenn ein Uebel, wie das Duelliren ist, noch nicht gänzlich unter jungen Leuten, welche den Studien gewidmet sind, ausgerottet werden können: unter Jünglingen, die zum Theil gar keine Erziehung genossen,

zum Theil vernachläßiget, und also ohne befestigte Grundsäze auf gut Glük und gerade wohl, ihren Neigungen, eingesogenen Vorurtheilen, und ganz sich selbst überlassen, in die Welt hinaus geschikt werden.

Die weisesten akademischen Policeygeseze; die strengste Vollziehung derselben und die redlichsten Bemühungen der Professoren werden ihren Zwek hierinn so lange nicht erreichen, so lange ein Theil der Aeltern ihnen nicht sorgfältiger vorarbeiten, und an statt roher und unartiger Jünglinge, gesittete und wohlerzogene Söhne zuschiken werden.

Können sich wohl Aeltern oder Vormünder mit Recht darüber beklagen, wenn sie sich in ihren Hoffnungen und Erwartungen zulezt getäuscht finden, nachdem sie ihre Söhne ohne Sitten und ohne hinlängliche Vorbereitungskenntnisse auf Akademien abgehen lassen, oder in Kriegsdienste schiken? Können sie verlangen, andere Früchte einzuernten, als sie ausgesäet haben? Es ist schon betrübt genug, daß auch die gewissenhafteste und sorgfältigste Erziehung nicht allemal gänzlich, oder in dem gehofften Maase, von einem glüklichen Erfolge gekrönt wird! O gewiß! es erfordert eine sorgfältige Anbauung der Seele und eine glükliche Uebereinstimmung vieler Umstände einen Menschen fähig zu machen, auf der ihm von der Weisheit vorgezeichneten Bahn unverrükt fortzugehen!

Das seit einiger Zeit geminderte Uebel und die Seltenheit der Unglüksfälle, die wir offenbar unsern aufgeklärtern Zeiten und der sorgfältigern Erziehung der Jugend zuschreiben dürfen, scheint zwar meine Erinnerungen überflüßig zu machen. — Da aber nicht zu läugnen ist, und auch durch die Erfahrung bewiesen wird, daß der Geist des Duellirens noch nicht ganz verschwunden ist, und sich hie und da, mehr

oder weniger, bald öffentlich, bald im Verborgenen regen: so werden wenigstens doch gewissenhafte Aeltern, Lehrer und Erzieher, wie ich hoffe, den patriotischen Eifer, der Quelle des Uebels nachzuspüren und die ersten Keime einer schädlichen Pflanze zu verderben, nicht blos als unnüze Bemühungen ansehen.

Gleiche Bewandniß hat es in dem Kriegsstande. Zu diesem kann ein junger Mensch nicht sorgfältig genug erzogen und vorbereitet werden. Wie ersprießlich müßte es für den Dienst des Landesherrn werden, wie sehr würde es die löblichen Bemühungen der Herrn Regiments-Chefs erleichtern, ein artiges, wohlgesittetes, in ächten Grundsäzen der Ehre erzogenes Corps von Officieren zu formiren, wenn der Zuwachs ihrer Officiere aus lauter jungen Leuten bestehen könnte, die eine gute zwekmäßige Erziehung erhalten hätten! Wie viel unbesorgter könnten Aeltern ihrer Söhne wegen seyn, und wie viel zuverläßiger wären ihre Hoffnungen, wenn sie mehr Aufmerksamkeit auf die Bildung des moralischen Charakters ihrer Söhne verwendeten, und sich nicht so häufig von der verkehrten Meynung einnehmen liessen, daß ein Soldat ausser den ersten Schulwissenschaften weiter nichts nöthig habe, als herzhaft und unerschroken zu seyn; von dem barbarischen Vorurtheil nichts zu gedenken, das zwar, dem Himmel sey es gedankt, in unsern Zeiten täglich mehr durch Vernunft und Nothwendigkeit verdrängt, und wie man hoffen darf, nach und nach ganz vertilgt werden wird: daß nämlich bey dem Soldatenstande weniger Tugend und Sittlichkeit, weniger Fähigkeit und Genie erforderlich sey! Wenn daher ein Vater ehemals das Unglük hatte, einen Taugenicht oder Dummkopf zum Sohne zu haben, so wurde er zum Kriegsstande bestimmt. Man sah diesen Stand als eine Strafe an, mit der man ungerath-

nen Söhnen drohete: freylich auch oft in der gegründeten Meynung, daß sie hier am besten Gehorsam lernen, und gezogen werden könnten. Man muß aber auch bekennen, daß in diesem ehrwürdigen Stande, der die meisten und erhabensten Tugenden fordert, ehemals vieles für gut, ja manches so gar für rühmlich gehalten wurde, was wir Gottlob heut zu Tag überall, jedoch mehr oder weniger, für Unehre und Schande ansehen.

Man ist von den heilsamen Einflüssen der Sittlichkeit auf den Kriegsstand so sehr überzeugt, daß man in vielen Ländern nöthig gefunden hat, bey den Regimentern Conduite-Listen einzuführen, die, wenn sie mit kluger Beurtheilung und gänzlicher Unparteylichkeit eingeschikt, und die Verdienste der Officiers darnach abgewogen und belohnt werden, nicht ohne gute Wirkung und großen Nuzen bleiben können. Allein es ist zu bedauern, daß man auch bey dieser löblichen Einrichtung hin und wieder manche Spuren menschlicher Unvollkommenheit erblikt. Der gute Gebrauch wird gar zu vielfältig durch den Mißbrauch geschmälert, und in seinen Wirkungen gehindert. Die heilsamsten Mittel können für manche schädlich werden, wenn sie ohne richtige Beurtheilung oder leidenschaftlich angewandt werden.

Tugend und Laster haben ihre natürlichen Folgen. Aus Faulheit oder aus Unwissenheit sich nüzlich zu beschäftigen, entstehet die lange Weile, die Mutter vieler Laster und der gefährlichste Feind junger Leute; so wie hingegen bey edler Beschäftigung des Geistes alle Unlauterkeit verschwindet, womit Müßiggang das leere Gemüth beflekt. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten. Aus bloser langer Weile werden sie oft aufgesucht. Aus langer Weile haben sich schon Tausende betrunken, die ausserdem keine Trinker waren. Tausende haben aus langer Weile ihr Geld verspielt, die sonst keine sonderliche Neigung zum Spiel hat-

hatten. Unzählige sind bey solchen Gelegenheiten in Händel und Unglük gerathen. Der gewöhnliche Dienst in Friedenszeiten beschäftiget den Officier nicht hinlänglich; es bleibt ihm noch viele Zeit übrig, von deren nüzlichem Gebrauch er sich selbst Rechenschaft zu geben hat. Diejenigen, denen es nicht an dem ordinairen Dienst-Schlendrian genüget, und die nicht allein nach ihrem Dienst-Alter, sondern durch ausgezeichnete Verdienste sich empor zu schwingen den edlen Ehrgeiz haben, wissen ihre Muße besser zu nüzen, ihren Geist mit allerley Kenntnissen zu schmüken und sich im Frieden zum Kriege vorzubereiten. Weil aber nicht alle und jede gleiche Antriebe zu so rühmlicher Ausfüllung ihrer Zeit haben, so hat man zu Erreichung dieses Endzweks hin und wieder, und sonderlich im Hannövrischen Dienste, bey einigen Regimentern seit dem siebenjährigen Kriege, durch den edlen Patriotismus, Dienst-Eifer und recht väterliche Sorgfalt einiger Regiments-Chefs, *) sehr löbliche Anstalten für den

*) Unter diesen hat sich von je her, der Herr Generallieutenant und General-Quartiermeister, auch Inhaber eines Kavallerie-Regiments, Baron von Estorf, dieser allgemein geliebte Soldaten-Vater, rühmlichst und mit dem glüklichsten Erfolge ausgezeichnet. Ein junger v. Estorf, ein v. König und v. Scharnhorst, und mehr andere Officiere seines Regiments, geben uns überzeugende Beweise davon. Man verzeihe mir, wenn ich bey dieser Bemerkung dem Drang meines Herzens nachgebe, und hier mit Wärme die Gelegenheit auffasse, diesem würdigen verdienstvollen Manne, einen öffentlichen Beweis meiner unauslöschbaren Verehrung und Dankbarkeit zu geben. Wer das Glük hatte, oder noch wirklich hat, die militärischen Verdienste desselben, und überhaupt seine Liebenswürdigkeit und stille moralischen Tugenden kennen zu lernen, wird den freundschaftlichen Enthusiasmus billigen, mit dem ich für die seltnen Eigenschaften des Geistes und des Herzens, die diesen Mann schmüken, schon so lange erfüllt

Unterricht junger Officiere getroffen, wovon man sich gewiß einen sichtbaren Nuzen, durch die Verbesserung und Erhaltung guter Sitten und sorgfältigen Anbau der verschiedenen Fähigkeiten für den Dienst zu versprechen haben wird; und es ist nicht zu zweifeln, daß in solchen Regimentern, deren Chefs es sich zur ehrenvollen Beschäftigung machen, das Herz und den Geist ihrer jungen Officiere zu richtiger Empfindung wahrer Ehre und sie zu würdigen Gliedern einer aufgeklärten, ehrbaren und wohldenkenden Gesellschaft zu bilden, weniger Raufereyen um nichtswürdiger Ursachen willen, vorfallen werden, als in andern, wo die noch herrschende Meynung, daß die Ehre und die Brauchbarkeit des Officiers einzig und allein in dem Fleiß und der Pünktlichkeit des alltäglichen Dienstes bestehe, dem Verstande nicht hinlängliche Beschäftigung gibt; ob man gleich nicht in Abrede seyn kann, daß auch die geringsten Kleinigkeiten, wegen ihres Einflusses auf das wichtigere, höchst nöthig und gar nicht zu vernachlässigen sind. Und wenn sich auch gleich in einem Korps von Officieren, das sich durch gute Sitten auszeichnet, das anererbte Vorurtheil noch regen wollte, so würde es doch gar selten aus unerheblichen Ursachen geschehen.

Wenn Unwissenheit, als die gewöhnliche Folge einer schlechten Erziehung, sich mit einem bösartigen Herzen vereiniget, so gleicher sie einem Sumpf, der lauter giftige Dünste um sich verbreitet. Der Verstand solcher Menschen ist gemeiniglich eben so voll von Ungereimtheiten, als ihr Herz von lasterhaften Neigungen. Ihr leerer Kopf stehet mit aller Weisheit eben so sehr im Widerspruch, als ihr Leben mit aller

hin. Ueberdieß schreibe ich ja für junge Leute, und diesen grobe Muster zur Nachahmung darzustellen, liegt ohnehin schon in meinem Plan.

Tugend. Sie sind Lasterhafte, die ihren Freybrief von ihrer Unwissenheit borgen; die nichts glauben, weil sie nichts wissen, und lüderlich leben, um sich das Ansehen zu geben, daß sie nichts glauben: sie machen sich ein Gewerbe daraus, den guten Sitten Hohn zu sprechen, und weil die Vorsehung sie öfter erhalten, als sie es verdient hatten, sich jedermann zum Feinde zu machen, und ihr Leben eben so oft als ihre Ehre zu wagen. Denn ihre Grundsätze erlauben ihnen nicht nur, lasterhaft zu leben, sondern sie erlauben ihnen auch, zu beleidigen und ihre Ehre in Schande zu suchen. Es ist daher eine wahre Bemerkung, daß diejenigen, welche lasterhaft leben, gemeiniglich auch Schläger sind.

Die meisten Duelle entstehen weniger aus Haß, als aus Unsittlichkeit, aus einer falschen Schaam und aus dem falschen Point d'honneur, das sich von dem Ehrbaren, dem Anständigen, der wahren Ehre und Herzhaftigkeit unrichtige Begriffe macht: aus jenem Point d'honneur, das der Ehre nachzujagen wähnet, und der Schande entgegen eilet. Mit Recht zeichnet Cicero, sagt der verdienstvolle Garve, die falsche Schaam, die Furcht vor unverdienter Unehre, als eine Art der Feigherzigkeit aus, welche die Ausführung nützlicher Unternehmungen am meisten verhindert. Keine Furcht macht so unglücklich; keine verleitet zu so vielen falschen Schritten, als die vor dem Urtheile der Menschen.

Was ehrbar ist, muß allgemeine Sitte unter policirten Menschen werden. Unehrbarkeit muß man auf alle Weise aus der Menschen-Gesellschaft zu vertilgen suchen. Hierauf muß das wahre Point d'honneur gegründet seyn. Die Frage ist also: was heißt man Ehrbarkeit, honestum, honnêteté? Aus dem Begriffe von Ehrbarkeit fließt hernach jener vom Punkt der Ehre und von Wohlanständigkeit (de-

corum): denn was wohlanständig ist, oder was sich geziemet, ist ehrbar, und was ehrbar ist, geziemet sich, sagt Cicero. Ohne Weisheit aber gedenket man sich wohl keine Ehrbarkeit.

In dem Buche von den Pflichten wird das Ehrbare aus vier Quellen geleitet. Entweder rühret es aus sehr richtiger und scharfsinniger Erkenntniß der Wahrheit, welches Weisheit ist; oder unsere Ehrbarkeit besteht darin, daß wir die Gesellschaft nach allem Vermögen zu unterstützen suchen, jedem das Seinige ertheilen, und treu in unsern Verträgen sind; oder sie gründet sich auf die Größe und Stärke einer erhabenen und unüberwindlichen Seele; oder sie rühret daher, daß alle unsere Gespräche und Handlungen mit einer gewissen Ordnung, mit Anstand, Bescheidenheit und Mäßigung geschehen.

Aus entgegengesezten Quellen wird also das Unehrbare oder Schändliche fließen. Nämlich derjenige wird nach Cicero's Grundsäzen unehrbar handeln, welcher die Wahrheit gar nicht einsieht, und nicht einsehen will; welcher dahin strebet, den Staat oder die Gesellschaft zu zerstören, andern das Ihrige nimmt, keine Verträge hält; welcher eine feige läppische Seele hat; welcher alles mit Unordnung, Frevel und Insolenz verrichtet. In allen unsern Handlungen, nicht blos in Gedanken und Worten, muß sich wahre Tugend zeigen. Wenigstens müssen wir uns immer darnach bestreben, sie zu zeigen. „Es ist nicht in unsrer Gewalt, sagt Bolingbroke, den festgesezten Lauf der Dinge zu ändern; aber es ist in unsrer Gewalt, so viel Größe der Seele zu erlangen, als weisen und tugendhaften Männern ziemet.“ Der allein ist Menschenfreund, sagte Epictet, welcher liebt, was ehrbar und anständig ist.

Für die bürgerliche Gesellschaft ist es ein Hauptstük der Ehrbarkeit, daß man keine Ungerechtigkeit begehr. Die Tugend leuchtet am meisten aus der Gerechtigkeit hervor: und der tugendhafteste Mann ist derjenige, welcher der Gerechteste ist. Der Ungerechte kann also weder tugendhaft noch ehrbar genennet werden. Auch gegen den geringsten Menschen muß man Gerechtigkeit beobachten. Man kann Arbeit von seinem Sklaven fordern; aber man muß ihm wieder angedeihen lassen, was recht und billig ist.

Der Hauptgrund aller Gerechtigkeit ist Treu und Glauben, nemlich eine gewisse Standhaftigkeit und Wahrheit unsrer Verträge und Worte. Allen wohlgesitteten Menschen kommt es zu, sich gegen andre wohlanständig, gerecht, ehrbar und tugendhaft zu betragen. Und alle müssen sich beleidiget finden, sobald sich ein andrer gegen sie in diesen Punkten gröblich vergangen hat. Unterdessen hat doch noch mancher Stand etwas Eigenes, das ihm vorzüglich am Herzen liegt, worin er sich vor andern auszuzeichnen für Pflicht hält; jeder findet sich also desto eher beleidiget, wenn man ihn auf dieser Seite unglimpflich berührt. Dieß ist das jedem Stand' eigene Point d'honneur. Der Kaufmann sollte sich nie beschuldigen lassen, daß er seine Waaren verfälschet, oder einen geschlossenen Handel nicht gehalten hätte. Der Kavalier brüstet sich auf die Vorzüge und den Ruhm seiner Vorfahren, deren Glorie er nicht verdunkeln will; er kann also am allerwenigsten Geringschäzung vertragen. Eifersucht auf wahre Ehre ist eines der wesentlichsten Stüke im Officierstande. Worin diese bestehe, habe ich schon oben gesagt. Sehr oft heißt es hier — Ehre oder Tod! Unglüklicher Weise sezt man aber beydes, Ehre und Point d'honneur, in Dinge, an welchen weder das eine noch das andere haften sollte. Daher rühret der meiste Mißbrauch des Duel-

stens; daher die Seltenheit edler Handlungen; daher die Quelle vieler närrischen Ausschweifungen. Mancher elende Mensch sucht sich dadurch ansehnlich und fürchterlich zu machen, daß er mit äußerst ungezogener Härte und Hize gegen Schwächere und Untergebene tobet: da doch seine ganze Bravour im Grunde nichts als Feigheit der Seele oder Bewußtseyn einer Schwäche ist. Um der Poltronerie des Herzens zu widerstehen, greift man zu hiziger Uebereilung und Wuth. Man befleißiget sich, einem andern Leides oder Schaden zuzufügen, eben weil man in Furcht ist, im widrigen Falle selbsten etwas Unangenehmes leiden zu müssen. Der Windbeutel, die feige Memme sogar will mit aller Gewalt für herzhaft gelten. Allein wahre Tapferkeit ist sich auch im schlichten Gewande selbst Schmuckes genug. Tasso.

Es ist ein übler Begriff vom Point d'honneur, wenn man es darein sezet, daß man reicher ist, als so viele andere; daß man in größerem Range steht; bey öffentlichen Gelegenheiten oben an sizt; prächtige Kleider, oder gar ein unverdientes Kreuzchen am Halse oder Knopfloch trägt; daß man bey so vielen Schönen Hahn im Korbe ist, u. s. w. Alle diese Stüke machen den tugendhaften Mann nicht aus, und das Gegentheil davon ist keine Unehrbarkeit. Leider! lehret uns die tägliche Erfahrung, daß sich mit allen diesen schönen Sachen gar oft die größte Niederträchtigkeit, der unedelste Charakter und die demüthigste Knechtschaft verträgt, oder doch wenigstens gar oft vereiniget findet.

Könnte man hiebey doch manchen Bolingbroke's Lehre einprägen! „Es gibt keinen schäzbaren Rang unter den Menschen, sagt er, als den, welchen wirkliches Verdienst ertheilt. Die Fürsten der Erde können wohl Namen geben, und Feyerlichkeiten einsezen, und die Befolgung derselben fordern; sie können, sagt er weiter, Narren und Schurken mit Ehrenkleidern und Sinnbildern der Tugend und Weisheit behängen; aber

kein Mann wird wirklich größer als der andere seyn, ohne größeres Verdienst; und dieser Rang kann eben so wenig von uns genommen werden, als das Verdienst, das ihn gab. Die höchste Gewalt gibt einer Münze einen erdichteten und willkührlichen Werth, die darum nicht gleich in allen Zeiten und Orten gilt; aber der wahre Werth bleibt unveränderlich. So wird Verdienst nicht aller Orten dieselbe Achtung hervor bringen. Aber was thuts? der Anspruch auf diese Achtung ist nur einer, und wird auf gleiche Art in jeder Gelegenheit von denen, die weise und tugendhaft sind, befunden."

Selten ist in der Gesellschaft unvollkommner Menschen die Achtung, die wir andern Menschen erweisen, nach ihrem Verdienste oder nach ihrer Tugend abgemessen. Immer blendet uns falscher Glanz, wodurch dann allerley Unordnungen im gesellschaftlichen Leben entstehen müssen. Es ist wohl eine schöne Sache, reich zu seyn. Aber Reichthum allein bringt nicht Weisheit, nicht Tugend. Dem Reichen, sagt Epictet, ist es oft eben so schwer, sich Weisheit zu erwerben, als dem Weisen ist, zu Reichthum zu kommen. Aristides, Epaminondas und Lycurgus sind nicht, der eine der Gerechte, der andere der Erretter, und der dritte ein Gott genennt worden, weil sie reich waren und viele Sclaven hatten, sondern weil sie, obgleich arm, Griechenland in Freyheit sezten. Man sieht aus allem diesem, wie viel daran gelegen ist, jede Sache in ihrem wahren Werthe zu zeigen, und solche Grundsäze der Jugend durch Unterricht, dem erwachsenen Alter durch Gebrauch und Beyspiele ins Herz zu pflanzen. Außer dem wird in jedem Staate gar oft der rechtschaffene und ehrbare Mann in Gefahr stehen, auf niederträchtige Weise mißhandelt zu werden; woher dann Unordnungen, und Schlägereyen entstehen müssen.

Man bilde also nur die jungen Leute zu aufgeklärten, tugendhaften, sittlichguten und ehrliebenden Menschen, und man wird alsdann leicht alle Verfügungen wider die Duelle entbehren können. Das wird unstreitig das sicherste und vorzüglichste Mittel seyn, diesem Uebel zu steuern und seine Ausbrüche zu einer Seltenheit zu machen, oder vielleicht gar eine Uebereinkunft zu bewirken, wodurch es, wenigstens auf Akademien, gänzlich entwurzelt werden könnte. Denn man untersuche nur, ich muß es wiederholen, woraus die mehresten Duelle, insonderheit unter jungen Leuten, entstehen. Ist nicht Unsittlichkeit die Quelle, und fließt diese nicht ganz natürlich aus einer vernachläßigten Erziehung? sind nicht Unwissenheit und allerley Unarten eine Folge dieser Vernachläßigung? Ein Fehler macht den andern nothwendig, und kleine Unarten, die anfänglich unbedeutend scheinen, führen unvermerkt endlich zu Lastern, deren man sich gar nicht fähig gehalten hätte. Die Fehler, welche aus einer unmoralischen Erziehung folgen, hängen wie eine Kette an einander. Aus Unwissenheit und Abneigung gegen nüzliche Beschäftigungen entstehet der Müßiggang, die Pest für jeden Menschen, insonderheit für junge Leute. Dieser verleitet zu aller Art von Unmäßigkeit, zum Exempel zur Trunkenheit, einem Laster das schon an sich den besten Menschen gefährlich, unzuverläßig und unbrauchbar macht; zu der unseligen und schrecklichen Leidenschaft der Spielsucht, die so manchen Keim der Tugend zerstört, so manches Verbrechen hervorgebracht und in der physischen und moralischen Welt so mannigfaltige Verwüstung angerichtet hat. Der Müßiggang verleitet zum Umgang mit übelberüchtigten Frauenzimmern, oder gar mit den Verworfensten ihres Geschlechts, und folglich zu einem lüderlichen Leben, zur Verschwendung und zu unzähligen Thorheiten; er versenket die Tugend in Laster und verderbet Herz und Sitten. Und —

sind nicht Stolz, Widerspruchsgeist, unziemende Scherzt, Prahlerey, thörichte Schwazhaftigkeit, allzu große Einbildung von sich selbst, und Geringschäzung andrer, übertriebene Eigenliebe und ihre Begleiterin, die Unverträglichkeit und Unverschämtheit; sind dieß nicht alles, sage ich, Merkmale von Unwissenheit, Unmanierlichkeit, mit einem Wort, von Verachtung aller Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit? sind es nicht Kennzeichen einer schlechten Erziehung und die wahre Veranlassung zu unzähligen Händeln? Ist nicht Mangel an Unterricht Schuld, daß so viele junge Leute unwissend zu Felde gehen und ihre besten Jahre in einer gewissen Finsterniß und Unwissenheit zubringen müßen? Soll es nicht aus vernachläßigter oder unbenuzt gelaßner Erziehung herkommen, wenn mancher junge Mensch weiter nichts als große Einbildung von sich selbst, ungezogenen Stolz, viel Vorurtheil, wenig Verstand, aber desto mehr Eigensinn zu dem Regiment bringt? Damit wird jedoch nicht gesagt, daß alle diejenigen, welche nicht das Glük gehabt haben, eine gute, sorgfältige Erziehung zu genieſſen, ganz nothwendig in alle diese Fehler verfallen wären, und alle die Unsittlichkeiten angenommen hätten, die eine natürliche Folge schlechter Erziehung sind. Man könnte eine große Anzahl Beyspiele von Männern aus dem gegenwärtigen und vergangenen Zeitaltern anführen, die alle Achtung und Bewunderung verdienen; von seltenen Menschen, die sich ganz ohne alle Erziehung, bloß durch die Stärke ihres Geistes und eines unwiderstehligen Emporstrebens zu allem, was groß, edel und rühmlich ist; von günstigen Umständen begleitet, oft auch von bloßer Nothwendigkeit hingezogen, auf die Stufe des Glüks und des Ansehens erhoben, auf welcher wir sie erblikken und anstaunen. Aber wie gering ist diese Zahl gegen derjenigen, von der wir reden? Ueberdieß wird auch ein jeder aufmerksame Beobachter gestehen müs-

sen, daß, wenigstens an vielen von denen, die durch eigene rühmliche und glükliche Bearbeitung ihres Geistes, ihrer Fähigkeiten und ihres sittlichen Charakters, den Mangel des Unterrichts ersezet haben, noch hin und wieder, in Grundsäzen und Sitten, unauslöschbare Spuren ihrer ersten Erziehung sichtbar sind. So viel wird man doch immer eingestehen müssen, daß junge Leute durch gute Erziehung und fleißigen Unterricht, besser, vollkommener und auch früher ausgebildet und zwekmäßiger zu ihrer Bestimmung vorbereitet, in den Dienst treten können, als andre, die, obschon mit gleichen Fähigkeiten begabt, keine Gelegenheit zur Ausbildung gehabt, oder sie unbenuzt gelassen haben; daß es jenen viel leichter werden müsse, durch die erlangten Vorbereitungs-Kenntnisse, sich Verdienste zu erwerben und sich empor zu schwingen, als diesen, welche bloß von ihrem glüklichen Genius zur Selbstbearbeitung ihrer Fähigkeiten angetrieben, oder durch ein glükliches Ungefähr in Umstände versezt werden, wo es ihnen zur Nothwendigkeit wird, ihre Kenntnisse zu erweitern, und durch unermüdeten Fleiß beydes, Unterricht und Erziehung, zu ersezen.

Woher kommt es, daß große Herren frühzeitiger fähig werden, die höchsten Stellen in den Armeen einzunehmen? Ihre hohe Geburt lediglich allein kann ihnen diesen Vorzug nicht geben, denn an sich macht sie keinen Feldherrn, keinen großen Mann: aber die Sorgfalt, welche auf ihre zwekmäßige und feine Erziehung verwendet wird; die großen Muster, die sie vor Augen haben; die erhabenen Grundsäze, die ihnen frühzeitig eingeprägt werden, und die mancherley Wissenschaften, mit denen man sie bekannt macht, sind es, wodurch sie zu ihrer großen Bestimmung früher reif, und auch zu der ruhmvollen Laufbahn früher vorbereitet werden, in der man sie oft so glorreich fortgehen sieht.

Puysegur, einer der geschiktesten und erfahrensten Generale, den Frankreich gehabt hat, bekannte freymüthig (aber wie wenige findet man, die es so wie Puysegur eingestehen wollten,) wie schwer es ihm, aus Mangel einer gehörigen Erziehung geworden sey, sich durch bloße Erfahrung empor zu bringen. Dieses einzige Beyspiel, dem noch gar viele andere beygefügt werden könnten, beweiset schon hinlänglich, daß Personen, welche wirklich von der Natur mit allen Gaben versehen sind, sich zu den oberen Kriegsbedienungen in kurzer Zeit geschikt zu machen, wegen Mangels an zweckmäßiger Erziehung und Unterricht, sich erst durch die Erfahrung eine unvollkommene und zusammengestükte Fähigkeit, erwerben müssen; ja daß, wenn sie auch durch unbeschreibliche Mühe zu einer hohen Stufe gelanget sind, doch gemeiniglich mit den Jahren die Kräfte und das Vermögen verloren haben, dem Staate wichtige Dienste zu leisten. Am allermeisten aber ist zu bedauern, daß dergleichen Personen ihren Untergebenen nicht einen bessern Weg, sich empor zu helfen, weisen können, als welchen sie selbst gemacht haben. Es wird uns nicht so leicht, Vorurtheile abzulegen, die mit uns grau geworden sind.

Vernachläßigte Erziehung oder Versäumniß des Unterrichts also, sind Schwierigkeiten, welche sowohl den jungen Adel als alle andere, welche in dem Kriege oder anderswo, ihr Glük und Ehre suchen, nicht wenig verhindern, ihren rühmlichen Endzwek auf eine gehörige Weise zu erreichen.

Es ist freylich nicht möglich, aus allen und jeden, grosse Feldherrn und große Männer zu bilden: Aber es ist möglich und leicht, daß ein jeder durch einen geschikten Unterricht und durch eigene Benühung sich zu seiner Bedienung würdiger und fähiger mache. Unsere Kräfte und Fähigkeiten sind nicht alle gleich; aber jeder kann in sei-

nem Kreise seine Pflicht erfüllen, und Gutes thun. Und wer das nach seiner Lage und nach seinen Kräften thut, oder wer nur lebhafte Neigung hat, es zu thun, von dem kann man sagen, daß er ein tugendhaftes Gemüth besize und Ansprüche auf unsre Achtung habe. Ein Officier also, — dieß bleibt fest gegründete Wahrheit — welcher mit Ehre dienen und einst eine erhabene Stelle einnehmen will, muß mit dem äußersten Fleiß seine Bestimmungswissenschaft studieren, und seine Kunst vollkommen inne haben; denn kein einziger hat das Recht, ein Fremdling in ihren ersten Grundsäzen zu bleiben: weil oft hierin gefehlt wird, so muß mancher, der dem Staate erzogen werden solle, gleich einer guten Pflanze erstiken, die ohne Nahrung verdorret, noch ehe sie das Haupt bis über das Unkraut streken kann.

Die adeliche Jugend kann durch die gewöhnliche Erziehung, nicht allezeit so, wie es seyn sollte, gebildet werden; diese ist leider nicht immer die beste. Ein nicht sonderlich bemittelter Vater, kann seinem Sohne nicht alle nöthigen Einsichten in die Wissenschaften verschaffen, und andere sind oft nicht oder doch nur selten im Stande, ihren Söhnen die wahren Begriffe der Ehrliebe einzuflößen, und sie durch Leibesuebungen und andre Dinge geschikt zu machen. Oft sind ihnen diese Sachen selbst unbekannt, fremde, bisweilen zu bürgerlich. Ein ähnliches Schikſal trift oft auch die, welchen die Geburt Mittel genug gibt, eine dem gemeinen Wesen nüzliche Erziehung zu erhalten. Der Vorzug reich zu seyn, dient ihnen für alles; viele von ihnen, scheinen den Weg zu scheuen, den man sich zur allgemeinen Hochachtung, erst durch Fleiß und Arbeit, Tugend und Verdienste bahnen muß.

Was kann man von einem jungen Menschen hoffen oder verlangen, dem sein Vater niemals etwas anders als das

Geld gerühmt hat, welcher niemals etwas außer dem Reichthum loben und beneiden gesehen, der von seiner Jugend an nichts mehr verachtet gesehen als Fleiß und Arbeit, welcher weiß, daß ihm durch Reichthum alle Wege zur Ehre gebahnt worden, und daß dieser so oft den Mangel aller Talente, Einsichten und Tugenden ersezet: was kann man, sage ich, von einem mit solchen Begriffen angefüllten jungen Menschen verlangen, was anders von ihm erwarten, als daß er den mühsamen Pfad der Verdienste mit dem, was Nuzen bringt, verwechseln werde?

Aeltern und Erzieher, die selbst Verdienst und Tugend aufrichtig ehren, werden sie meistentheils auch in den Herzen ihrer Kinder und Zöglinge aufkeimen sehen.

Niemand läugnet, daß die ersten Eindrüke, die unsere Seele erhält, auf [illegible]n Charakter eben soviel Einfluß haben, als die Mil[illegible]r Ammen auf unser Temperament. Und doch, wem vertrauet man gewöhnlich unsere Kindheit an? dem Frauenzimmer. Und wem die zum Krieg bestimmte Jugend? öfters einem Pedanten und meistentheils solchen Leuten, die entweder gar keinen oder nur einen unvollkommenen Begriff von dem künftigen Stand ihres Eleven und den Erfordernissen dazu haben. Wie werden jene Leute, was für Klugheit und Rechtschaffenheit sie auch haben mögen, ihren Zöglingen Gesinnungen einflößen können, die einem Krieger anständig sind? was entstehen für Folgen aus einer solchen Einrichtung? diese: daß man so viele junge Leute sieht, die alles wissen, alles verstehen, nur das nicht, das sie wissen und verstehen sollen; daß viele den entscheidenden Ton und die wunderlichen Launen und Gewohnheiten ihrer ersten Lehrer behalten.

Des großen Cyrus Söhne wurden nur von der Mutter erzogen. Sie waren Kinder eines Helden, aber sie wurden ihm nicht ähnlich. Jene alten Gesetze in Candia legten dem Vater auf, die Söhne strenge zu halten, in harter Lebensart, und für den Krieg zu erziehen. Sparta und die Perser des Xenophons erzogen die Söhne der Bürger, als Kinder des Staats. Sie erfüllten die Pflichten, die unsre Väter theils nicht kennen, theils gezwungen aus den Augen sezen. Es wäre immer noch Zeit, einem jungen Menschen Wissenschaften beyzubringen; aber die Pracht, die Schwelgerey ist fast durchgehends zu sehr eingerissen, es ist fast kein Mittel, zwischen einer groben Lebensart und der verzärtelten. So ging es den Römern auch. Ihre Kriege nur waren noch, wie Solard sagt, dem völligen Verderben hinderlich. „Das Haar kunstreich kräuseln, eine flisternde Stimme annehmen, und weibisch reden, mit dem Frauenzimmer in der Weichlichkeit des Körpers um den Vorzug streiten, und sich unanständiger Puzwerke, einer übertriebenen Reinlichkeit befleißigen, ist die Bemühung unserer jungen Leute, sagt ein Alter.“ Redet er von den Römern oder von uns? —

Ein Vater mag so arm seyn als er will, so kann er doch wenigstens sich bemühen seinen Sohn zur Tugend zu bilden, die zarten Keime, die sie trägt, sorgfältig pflegen, dem jungen Herzen Grundsäze der Ehre und Rechtschaffenheit einprägen, und es überhaupt mit Liebe zum Guten, mit Liebe für das Vaterland und für den Fürsten, kurz, mit edeln Gesinnungen entflammen, und den jungen Menschen dadurch eben so frühzeitig als geschikt zu seiner Bestimmung leiten. Dieß wird er in jeder Lage thun können, wenn er nur selbst ein vernünftiger und rechtschaffener Mann ist, und recht lebhaft das Gewicht seiner Pflichten fühlt. Ein

armer Edelmann, der solche tugendhafte Gesinnungen, nach dem Maase seiner eigenen Erkenntniß auf seine Kinder fortpflanzet, ist so gar arm nicht, ja reicher als andre, die mit Hintansezung dieser Pflichten, ihre Söhne auf einen andern Pfad des Glüks führen wollen. Eben so wenig ist derjenige im Grunde arm, der jene Grundsäze und Anweisungen lehrbegierig auffaßt und bey sich Wurzeln schlagen läßt. Glükliche Umstände bringen diese kostbare Frucht bisweilen zu ihrer Reife. Derjenige aber macht sich vor andern zu einem glüklichen Fortkommen in der Welt fähig, der den reichsten, den vortrefflichsten und den sichersten Vorrath von Einsichten mit dem feurigsten Willen und den wirksamsten Kräften, ihn zu nüzen, vereiniget. Die Schäze, die in seiner Gewalt stehen, und die ihm so leicht nicht entzogen werden können, verwahren ihn wider alle Härtigkeit des Zufalls.

Leuten, die nichts bedürfen als das Nothwendige, sagt Montesquieu, bleibt kein anderer Wunsch übrig als der Ruhm ihres Vaterlandes und ihr eigener.

Eine sorgsame moralische Erziehung muß immer den ersten Grund zur künftigen Glükseligkeit legen. Tugend und Weißheit, so schwach sie auch sind, können nirgends ganz ohne selige Folgen seyn; sie müssen auch unter den rohesten Menschen allmählig ihre wohlthätigen Einflüsse ausbreiten. Viele Jahre hindurch können bisweilen diese Einflüsse unmerklich bleiben; viele Jahre hindurch können sie sehr schwache Erfolge haben. Sie sind indessen gewiß niemals gänzlich verloren. Nur leise läßt anfänglich die Stimme der Vernunft sich hören. Erst nach vielen schwachen Versuchen darf sie herzhaftere Anfälle auf Jugendfehler, Vorurtheile und Mißbräuche wagen. Es braucht bisweilen eine lange Zeit, bis sie es dahin bringet, daß ein Mensch fähig wird

Geschmak an ihren Lehren zu finden und sich zu denselbigen zu bekennen.

Ein Mensch, der zur Tugend und Weisheit erzogen worden ist, trägt einen lebendigen Keim des Guten in sich, dem man nur Luft machen darf, um empor zu sprossen. Wie wird aber derjenige, dessen Herz von ihren Empfindungen leer gelassen worden ist, die Lehren benuzen können, von denen er nichts gehört hat? wie hat er aber hören können, da ihm nichts gesagt worden?

Man findet die Soldaten-Tugenden, und die Theile der Kriegszucht in natürlicher Ordnung: Herzhaftigkeit, Gehorsam, Unverdrossenheit, stehen mit guten Sitten beysammen; dahero sind die Vortheile einer sittlichen Erziehung und eines guten Unterrichts so groß und mannigfaltig. Durch beydes werden die niedern Officiere gebildet, welche die Seele eines Regiments sind: denn durch sie wird der Soldatengeist, der Geist der Ehrliebe bey den Gemeinen zuwege gebracht. Sie gehen mit denselben am meisten um, und von ihnen nehmen sie am ersten die Gesinnungen an. Cyrus sagt im Xenophon zu seinen Officieren: euch kommt es zu, den Muth und guten Willen der Gemeinen zu vermehren. Ein Officier muß nicht allein selbst gut seyn, er muß auch seine Untergebenen bessern, nachdem er sich selbst vorher gebessert hat: er muß suchen sie mit der edeln Ehrliebe, mit der Liebe gegen den Fürsten zu erfüllen, sie Ordnung und Gehorsam lehren. Der Befehlende muß durch sein Beyspiel die Gemeinen in allen Vorfällen aufmuntern, in der Herzhaftigkeit, Gehorsam und guten Sitten ihnen vorgehen. Alle Ausschweifungen sind strafbar, alle gegen die guten Sitten verübte Thaten, zeugen von einer Seele, welche der edeln Art zu denken, die von einem Soldaten gefodert wird, unfähig ist. Der Officier soll befehlen, und

den

den Gemeinen unterrichten. Beydes fordert eine Theorie in der Kriegskunst, und diese sezt andere Dinge, die er wissen muß, zum voraus. Gute Sitten einen rohen Menschen zu lehren, den Unbändigen im Gehorsam zu erhalten, dieß erfordert gewiß eine große Kenntniß des Menschen, und es muß ein besondres Studium für den Officier seyn, diese Menschenkenntniß sich nach und nach zu erwerben: denn durch sie lernt der Befehlende die Kunst, die Neigungen des Menschen, zu dessen eigener Bestimmung zu gebrauchen, und den unter ihm stehenden mehr durch innere als äußere Bewegungsgründe zum Guten anzutreiben, welches das Fundament wahrer Kriegszucht ist.

Der Officier hat viel zu lernen, eh er fähig und geschikt ist, zu befehlen. Desto wunderbarer ist es, daß in der politischen Einrichtung, sich dennoch ein jeder zum Befehlen fähig hält, und durch einen natürlichen Eigendünkel und hohe Meinung von sich so verleitet wird, daß er andere zu regieren wünschet, ohne einige Erfahrung zu besizen. In allen andern Handwerken und Künsten, muß man bey guten und verständigen Meistern die Lehrjahre aushalten. Wenn aber in dem so schweren Soldaten-Handwerke sich viele aufwerfen, welche gleich Hauptleute oder auch gar bald noch mehr werden wollen, ohne Soldaten gewesen zu seyn, und eher befehlen wollen, ehe sie zu gehorchen gelernt haben: so ist mir dieses Verfahren unbegreiflich; und ich kann den Grund davon in nichts anders, als in der Unwissenheit, dieser an Irrthümern so fruchtbaren Mutter, suchen. Wäre ihr Endzwek blos allein die Ehre, wie sie es billig seyn sollte; hätten sie gesehen, wie gefährlich das Kriegswesen ist; wüßten sie, daß man im Augenblike den in vielen Jahren erworbenen guten Namen verlieren könne; daß die Strafe dem Fehler im Kriege so gleich nach-

folge; daß sie nicht so, wie in andern Verrichtungen, bey besserst werden können; hätten sie so, wie ich selbst und andre, Leute gesehen, welche schimpflich von der Armee gejagt und infam gemacht worden: so würden sie gewiß mehr auf die Erlernung dieses gefährlichen Handwerks bedacht seyn, als sich zudringen, solches auszuüben.

Es ist ungemein leichtsinnig, wenn die, so nichts vorzügliches als die Geburt aufweisen können, sich darauf so vieles einbilden und glauben, sie könnten auf alle EhrenAemter ohne die geringsten Verdienste, einen gegründeten Anspruch machen. Eben so widersinnig handeln die, welche sich hoher Aemter werth schäzen, weil sie bey Tische angenehme Schwäzer sind, oder ihre ansehnliche Person, mit einer heroischen Miene, auf den öffentlichen Plätzen zur Schau ausstellen. Es ist wahr, diese Vorzüge geben dem Officier, ich weiß nicht was für ein gutes Ansehen; aber die wahren und wesentlichen Vorzüge sind von anderer Beschaffenheit. Die Erfahrung und gute Sitten führen sicher von Staffel zu Staffel zur Ehre; nicht durch Schlupfwege und verborgene Fußsteige, da man nur straucheln darf, um in den Abgrund zu stürzen. Der Gehorsam, welchen man andern einige Zeit leistet, bändiget die Leidenschaften, welche jungen Leuten ganz natürlich sind, und in einem Anführer gefährlich werden können. Er macht den Soldaten mit der Gefahr bekannt und unerschroken; er gibt ihm die für Befehlende so nöthige Fähigkeit, ohne Verwirrung auf der Stelle seine Partey zu ergreiffen. Durch Gehorsam wird der Soldat zu den Beschwerlichkeiten gewöhnt, durch ihn lernet er wachen, Hunger, Durst, Frost und Regen ertragen. Er lernt, indem er von Stufe zu Stufe befördert wird, den Dienst in einer jeden Stelle, und also auch des Hauptmanns seine Schuldigkeit, eh er den Rang erhalten. Er lernt

mit den Soldaten umgehen, ſich ihre Freundſchaft und Achtung erwerben und die Befehle der Obern mit Fleiß und Ernſt befolgen.

Die Kunſt zu befehlen, die man ſich ſo gern und je eher je lieber anmaßt, iſt ſchwer: wahrlich ſchwer die Kunſt, ſich Gehorſam und Liebe zu verſchaffen und zu erhalten! Die Officiere befehlen meiſtentheils Leuten, von welchen ſie wo nicht gehaßt, doch nur gleichgültig angeſehen, oder als Leute betrachtet werden, die nichts anders als den Rang, den ſie im Bataillon haben, anführen können, ihre Befehle dadurch zu unterſtüzen. Wie wenig gilt doch dieſer Rang in den Verwirrungen! wäre es ein Titel, der den Gemeinen gehorſam machte, warum gehorchen ſie dann nicht allen gleich? Meine Freunde, es gehört nichts, als ein Befehl dazu, euch hohe Ehrenſtellen zu geben. Aber nur Verdienſte geben Hochachtung, und die Kunſt zu befehlen.

Xenophon zeiget in der Unterweiſung des Cyrus die Wege, darauf man dahin kommt, Gehorſam bey den Soldaten zu haben. Der kürzeſte der zu dieſem Ziele führet, ſagt er, iſt dieſer, wenn die Gemeinen ihren Anführer für klüger und geſchikter als ſie ſelbſt ſind, halten. Dieſe Meynung bey ihnen zu erwerben, ſezt er hinzu, ſoll es der Officier wirklich ſeyn; alles was erlernt werden kann, muß er im Voraus erlernen.

Sokrates fand den Grund des Ungehorſams der athenſiſchen Soldaten, in der Unwiſſenheit der Befehlenden. Wen hält der Leichtſinn aber nicht dafür? Eine zweimonatliche Leſung Feuquiere's oder Folard's, ſcheint uns oft genug, das Richteramt über die Fähigkeiten eines jeden zu erhalten.

Der Gemeine sieht auf die Art, wie ihm seine Obern begegnen, auf die Vorzüge der Geburt, auf die Leibesgestalt, auf die Geschicklichkeit des Körpers, auf die Lebensart. Er will nicht, daß der Officier sich mit ihm gemein mache, er sieht es aber gerne, wenn er sich herunter läßt.

Cäsar nannte seine Soldaten Kameraden; was für Namen geben wir den Unsrigen? welcher Stolz ist es, mit Leuten nicht anders als mit Sklaven reden, die so, wie wir, dem Vaterlande dienen, die unsere Gefährten seyn und den Feind schlagen müssen. Der Degen eines Officiers ist zwar ansehnlicher, als die Muskete, aber die größte Ehre des einen wie der andern besteht darin, daß sie dem Fürsten treu und redlich dienen. Hierin suchet dem Gemeinen vorzukommen. Er fordert es von euch, er fordert eine unverweißliche Aufführung, Proben der Herzhaftigkeit, Zeichen der Zuneigung, Denkmahle eines edeln Ehrgeizes, den nichts herunter sezen kann. Erblikt er in euch unter den Waffen seinen Vorgesezten als strengen Vollführer der Gesezе, dem er ganz unbedingten Gehorsam schuldig ist, so hoffet er aber auch außer den Waffen, in euch einen liebreichen Vater zu sehen, dem er jeden Kummer seiner Seele anvertrauen kann: er hoffet in euch einen Theilnehmer seiner Leiden zu finden, dessen höchste Pflicht es ist, der Noth seiner Untergebenen abzuhelfen. Eben so verhält es sich mit dem Bezeugen der hohen Officiere gegen die niedern, welche gleiche Uniform, gleiche Zeichen der Ehre und des Dienstes mit den erstern tragen. Durch freundschaftliche Verbindungen, müssen beyde, der höhere und niedere Officier suchen, sich näher zu kommen, theils um zu bilden, theils um gebildet zu werden, und so vereinigter zum Nuzen ihres Vaterlandes zu wirken. Hiedurch wird im Ganzen unfehlbar der so nöthige Gemein-Geist und der hohe Begriff von Ehre und der

Wichtigkeit der Pflichten verbreitet. Ein Regiment, welches wohl erzogene Leute zu Officieren hat, ist der strengsten Kriegszucht fähig. Ein Ehrliebender gehorchet den Gesezen mit Lust, aber er hasset allen Zwang, den er nicht für rechtmäßig hält, oder der seine Ehrliebe zu sehr beleidiget. Er will gehorchen, aber nicht Sklave seyn. Er liebet die Bande, welche zu dem Dienste des Fürsten ziehen, aber er weigert sich Fesseln zu tragen, die ihn nicht zum Knechte des Throns, sondern des Unterthanen zu machen scheinen. Er will Ferdinanden und nicht Wallensteinen dienen.

Von gut erzogenen Leuten kann man alles erwarten, wenn sie uns lieben; sie werden aus Zuneigung mehr thun als einem, der in beständiger sklavischer Furcht gehalten wird, möglich scheint. Siehet der höhere Officier den niedern für seinen Gehülfen an, der am Ganzen mit ihm arbeitet, und arbeitet er vorher selbst aus was er gutes macht, so wird der Ruhm von beyden dadurch befördert werden. Wie wollen wir aber gute Sitten, Arbeitsamkeit, Fleiß und Ordnung lehren, wenn wir sie selbst verabscheuen? Der Officier, welcher sich dem Müßiggange überläßt und unanständig lebt, dem Weine, der Wollust, dem Geize, dem Spiele sich ergibt, wird auch nur schlechte Soldaten ziehen. Fliehet diesen Zeitvertreib, meine Freunde, fliehet die Beyspiele, die Gelegenheit. Versaget euch die Vergnügungen, welche zu den Ausschweifungen Gelegenheit geben. Ihr werdet durch die Ueberzeugung, daß ihr eure Belustigungen der Tugend und der Pflicht euren Verstand auszubessern, aufgeopfert, genugsam vergnügt und schadlos gehalten. Lebet ihr lasterhaft, der Soldat folget euch. Ihr verschlimmert euch beyde. Ihr befehlet unnüzen Leuten, und seyd unwürdig andern zu befehlen; sie halten euch dafür, und gehorchen

euch nicht. Suchet euer Ansehen nie auf Nebenwegen zu erwerben; aber verlasset auch nie die Tugend. Bezeiget euch selbst so, wie ihr wollet, daß andere seyn sollen, und verrichtet das Lobenswürdige zuerst, dessen Ausübung ihr von andern wünschet. Enthaltet euch aller Dinge, deren euer Untergebener sich enthalten soll, und vergebet euch selbst nichts, was ihr an andern nicht ohne Verdruß dulden würdet. Ihr seyd nur darum zu Befehlshabern verordnet, damit ihr diejenigen, welchen ihr befehlet, durch Klugheit und Stärke des Geistes übertreffen sollet. Ihr benehmet der Tugend einigermaßen durch eine gleichförmige Aufführung dasjenige, was sie Mühsames hat, und man kann nicht umhin sich vor den Augen eines ehrlichen Mannes zu schämen, lasterhaft zu seyn. Daher werden gesittete Befehlshaber und rechtschaffene Leute gewiß auch gute Soldaten bilden; sie werden sich selbst Nachfolger verschaffen, die ihrer werth sind; wir werden aber jene nicht eher in der nöthigen Anzahl erhalten, bis wir auf die zweckmäßige Erziehung der Jugend noch mehr Aufmerksamkeit verwenden, und die, welche zum Befehlen bestimmt sind, in dem Schoose der Wissenschaft und in der Zucht der Weisheit aufwachsen lassen. Denn wie wird die Herzhaftigkeit, der Gehorsam in der Seele eines Menschen Wurzeln schlagen und fortkeimen können, der weder Gottesfurcht noch Tugend hat? der von Leichtsinn und Raubsucht, Zankbegierde und Wollust, Stolz und Niederträchtigkeit erfüllt ist?

Wenn die Unwissenden zu der erhabenen Würde eines Befehlshabers nicht Recht haben, so sind die Ungezogenen, die Rohen derselben ganz unwürdig; und diejenigen Leute, welche der ehrliche Fronsberger die Eisenfresser nennet, muß man, wenn man kann, sich vom Halse schaffen: denn sie sind insgemein die Rädelsführer, die ersten die den Ge-

horsam versagen und die wahre Herzhaftigkeit desto weniger kennen, da sie den Namen der Tapfern durch widerrechtliche und allen guten Sitten zuwiderlauffende Thaten verdienen wollen.

III. Abschnitt.

Etwas über die militärische Erziehung, mit Anmerkungen für die Anfänger in der Kriegskunst.

Peuples que la Valeur conduisit à la Gloire,
Heros ceints des Lauriers que donne la Victoire,
Enfans cheris de Mars comblés de ses faveurs,
Craignés que la pareſſe
L'Orgueil et la Moleſſe
Ne corrompent vos Mœurs.

So interessant auch der Gegenstand des Erziehungs-Geschäftes für jeden ist, so viel Stoff er auch zu mancherley Betrachtungen gibt: so trage ich doch Bedenken, mich anders als im Allgemeinen, hierüber zu erklären. Diese Materie ist ohnehin schon, von so viel gelehrten Menschen-Kennern, freylich auch hin und wieder von bloßen Theoretikern, bearbeitet worden; man hat in keinem Zeitalter so viel als in dem unsrigen, hierüber geschrieben; ich mag daher die Menge der Erziehungs-Schriften nicht durch die mehrige vergrößern. Den Kleister, welchen leider manche Bü-

ihr recht sorgfältig zubereiten, ihre Augen zu blenden, werde ich nicht wegnehmen, und das Herz der Jünglinge, die für alle Lehren der Weisheit taub sind, werde ich nicht mit wenigen Worten der Tugend aufschließen können; und umständlicher zu seyn, erlaubet mir der Plan nicht, den ich mir vorgezeichnet habe. Doch da Liebe für die militärische Jugend mir einzig die Feder in die Hand gegeben; so kann ich der Versuchung nicht widerstehen, nach Kräften einige Vorurtheile zu bestreiten, und ihr die Nothwendigkeit zu wiederholen, sich mit allem Fleiß auf ihre Bestimmung vorzubereiten. Man wird mir also einige Bemerkungen erlauben, die ich ganz ohne alle Anmaßung, so kurz wie möglich und mit aller Bescheidenheit, die ich den respektablen Anstalten öffentlicher Erziehung, und ihren würdigen und erhabnen Stiftern schuldig bin, über diesen so wichtigen Theil des Kriegswesens vorzutragen gedenke. Wenn ich aber nicht durchgängig der angenommenen Meynung beypflichte, so wolle man es der guten Absicht zu gute halten, die ich dabey habe: denn es ist eben so wenig möglich von dieser Materie, wie vom Kriege überhaupt, ohne Anführung der Fehler zu sprechen, als von der Sittenlehre zu reden und keiner Laster zu erwähnen. Man muß freylich auch vieles wiederholen, das schon oft gesagt worden: aber wie viel hat man nicht schon gewußt und dennoch vergessen. Man wußte schon lange, wenigen war es unbekannt, daß man die Erde gegen die Festung im Laufgraben schütten müsse, und doch lieset man bey Fenquieres, daß man es einmal vergessen habe. *)

Meine Erfahrung ist nicht hinreichend; das Glük hat mich auf keinen Plaz gestellt, von dem ich hohen Officie-

*) Man erinnere sich, daß ich für Zöglinge und junge Krieger, für angehende Officiere schreibe. Ich werde aber nicht zürnen, wenn sie und andere, meine Arbeit mit der Antwort lohnen, die Felix dem Paulus gegeben.

nen predigen dürfte: ich kann meine Stimme nicht bis zu ihnen erheben. Ich lasse mir aber auch von Niemand, er stehe, in welchem Rang er wolle, etwas in meinem Handwerke als wahr aufbinden, was der Vernunft und der Erfahrung widerspricht. So weit gehen die Grenzen des Vorurtheils nicht. Niemand ist von Fehlern frey, und diejenigen Fehler, welche von großen Leuten begangen werden, sind für uns am lehrreichsten. Je mehr man sein Handwerk studiert, je mehr wird man das Unzureichende seiner Fähigkeiten einsehen, und seine Einsichten sicherlich nicht für das Ziel aller menschlichen Kenntnisse halten, noch gleich einem unbelesenen und ohne Unterricht gebliebenen glauben, daß der Bezirk der ganzen Wissenschaft in dem Musterplaz eingeschlossen sey.

Die meisten, die den Krieg studiren, gehen auf die Staatskunst, auf die großen Manoeuvres. Man hat es schon oft gesagt: aber es läßt sich nicht oft genug wiederholen. Es ist ein alter Schaden, daß sich mancher Soldat nicht genug, oder zu viel, oder auf Dinge besonders legt, deren eines das andere nicht verdränget noch aufhebet. Ich meyne, er studiret den Feuquieres, oder gar die großen Bewegungen im Marschall von Sachsen; trozt mit einer Erfahrung von etwa Einem oder zwey Feldzügen, die er vielleicht in früher Jugend gethan hat, und mit seiner französischen Belesenheit. Eine geläufige Zunge legt in Gesellschaften das alles wieder, was bey der großen Anzahl derer, welche sich um Bücher nicht bekümmern, leicht unbekannt seyn kann. Der Anfänger stellet einen Xantippus vor, der das ganze Korps, die ganze Armee verändern will. Mit diesem theoretischen Ansehen, welches oft nur bis auf die Probe in der Praktik dauert, tastet man die Meynung an, daß die sogenannten Kleinigkeiten des Dien-

ſes wesentliche Theile des Ganzen ſind. *) Ein junger Mensch freuet ſich, zu hören, daß man den Dienſt nicht genau beobachten müſſe; noch mehr, daß er, wie bey dem Reiter, weder reiten können, noch andre es lehren dürfe; daß die Genauigkeiten auf Wachten in den Beſazungen unnüz ſeyn, weil kein Feind da ſey; daß die Aufſicht über die Wartung der Pferde und über die Aufführung der Gemeinen für einen Mann, der den Turpin geleſen, zu gering ſey.

Wozu hilft es aber der Armee, wenn ihre Officiere alle Fehler in dem Großen ſo ſchlau hervor finden, als Bayle die Fehler des Morery? Was hilft es dem Kriegs-Schüler, wenn er die Kunſtwörter von allen Wiſſenſchaften weiß und die ſchönſte Zeichnung machen kann? was hilft dieß alles, wenn er ſeinen Dienſt nicht genau verſteht, nicht ordentlich beobachtet, nicht Gehorſam leiſten, noch andern befehlen kann? wenn er ſchläfrig auf der Wache, nachläſſig in den Uebungen iſt, weichlich wird, nach ſeinem Ruhebette ſeufzt, wo er mit Folard ſich ſehr verwundert, daß die Fürſten ſo eigenſinnig ſind, und die furchtbare Colonne, womit ſie alles beſiegen können, nicht annehmen? Dieſe Leute ſind wie die, welche den Vitruv geleſen; Schnörkel, Säulen und Geſimſe zeigen; Fehler an der Peterskirche finden, und einen Maurer fragen müſſen, wie ſie es machen ſollen, daß ihr Kamin nicht rauche? Was kann ein General mit ſolchen Gelehrten ausrichten? Kann er ſich auf ſie verlaſſen, weil ſie wiſſen, was er thun ſollte? und was wird jeder Befehlshaber thun, wenn er nicht durch eine gute Erziehung, vielleicht der Spartaner ihre, gebildet worden, die auch bey Neuern und Deutſchen mit Ver-

*) Der Philoſoph von Sansſouci ſagt:

Aimés donc ces details, ils ne ſont pas ſans gloire;
C'eſt ſouvent le premier pas qui mene à la Victoire.

änderungen anzunehmen wäre. Und — gibt es nicht noch Aufwiegler und Verzagte, verzärtelte und rohe Leute genug? Diese sind die Pest eines jeden Korps. Nur eine gute zwekmäßige Erziehung und Unterricht, nur eine ächte Kriegsschule würde sie allein verbannen können.

Bey Erziehung der militärischen Jugend kommt es natürlich vor allen Dingen darauf an, daß man vorerst festsezе: was der Officier zu wissen nöthig habe? und wo er das lernen könne, was er wissen soll? Wichtige Fragen, welche beyde, so wenig es scheinen mag, dennoch schwer zu beantworten sind. Hiezu würden mehr als einige Bogen, und insonderheit mehr Erfahrung und Kenntnisse und eine geschiktere Feder als die meinige ist, erforderlich seyn. Das soll mich aber nicht abschreken. Kann ich gleich hierin bey weitem nicht ein Genüge leisten, so werde ich doch wenigstens die Nothwendigkeit einer sorgfältigen und zwekmäßigen Erziehung neuerdings einschärfen, und meinen jungen Freunden allen möglichen Fleiß und Aufmerksamkeit, aus Gründen, die sie selbst als gut anerkennen werden, anempfehlen können. Ich versuche es also, eine leichte Skize davon zu entwerfen, und nur die wesentlichsten Theile von dieser weit umfassenden Materie zu berühren.

Man wird erwarten, daß ich gleich anfangs auf die erste Erziehung zurük gehen und verlangen werde, daß man schon hier auf die künftige Bestimmung des Zöglings, vorzügliche Rükſicht nehme. Es zeigen sich aber auch gleich zwey Schwierigkeiten, die nicht allezeit aus dem Wege geräumt werden können. Bey der ersten Erziehung erlauben es zuweilen mancherley Umstände und oft unüberwindliche Hindernisse nicht, allemal das zu thun, was man zu thun sich vorgesezt hatte. Viele aufmerksame Väter und Erzieher werden mich verstehen, und mir hierinn Beyfall geben.

Man kann auch nicht allezeit, ja man kann nur selten mit Zuverläßigkeit die künftige Lebensart des Knaben bestimmen. Man muß also schon bey der allgemeinen Erziehung, die jedem Weltbürger nüzlich ist, stehen bleiben und eigentlich nur von derjenigen Erziehung sprechen, wo es entschieden werden kann, daß der junge Mensch für den Kriegsstand bestimmt sey. In diesem Fall ist es natürlich, daß in Erziehung und Unterricht, alles durchgängig auf die künftige Lebensart abzweken und alles, was derselben zuwider und unnüz ist, sorgfältig entfernt und vermieden werden muß.

In jedem Fall aber erfordert die Klugheit, daß man, ehe man einen jungen Menschen zu einer Lebensart bestimmt, erst zu erforschen suche, ob er einst Geschik genug haben wird, seine Bestimmung zu erfüllen. Dieses Studium wäre auch so gar schwer nicht, zumal in der ersten Jugend, wo die geringste Kleinigkeit unsern Hang verräth. Hannibal hatte schon in seinem neunten Jahre dem römischen Volke den Krieg erklärt: Cato zeigte in seiner Kindheit eben die Standhaftigkeit, die er als Censor bewies; und Achill wird beym Anblik eines Schwerts seine Freude schwerlich verheelen.

Man weiß, daß Turenne in seinem Knaben-Alter einst auf einer Batterie des Schlosses Sedan übernachtete, und auf einer Lavette schlief, blos, um zu zeigen, daß er zu den Beschwerlichkeiten des Kriegs geschikt sey. Was würde aus einer so weisen Vorsicht entstehen? Man würde eine größere Anzahl guter Officiere, mehr Frömmigkeit im Heiligthum, mehr Wachsamkeit und Billigkeit in Gerichtshöfen wahrnehmen.

Jedermann wird eingestehen, daß kein Handwerk schwerer, rauher, mühsamer sey, und daß keines mehr Eige-

schaften erfordere, die sich selten zusammen finden, als der Krieg. Die erste Frage also, die wir zu beantworten haben, ist diese: Was erfordert der Krieg?

1.) Einen gesunden Verstand, und eine Anlage großer und edler Gesinnungen fähig zu werden.

1.) Einen starken, dauerhaften, abgehärteten Körper; eine Erziehung und Lebensart, die den Soldaten alle Beschwerlichkeiten überstehen helfen.

3.) Zweckmäßigen Unterricht und viel Uebung.

Das erstere ist ein Geschenk der Natur, das von der Erziehung, und durch die besondere Sorge ausgebildet und vervollkommnet wird, nichts als Nüzliches zu lehren, die leichtesten und solche Mittel anzuwenden, welche mit den Fähigkeiten und Neigungen im Verhältniß stehen. So ist auch das Uebrige, im eigentlichen Verstande, das Werk einer zweckmäßigen Erziehung, welche in allen Stüken auf die erforderlichen Eigenschaften des Kriegers Rükficht nimmt. Dieser muß einen gesunden, dauerhaften Körper, ein standhaftes und bey allen Gefahren unerschrokenes Herz haben. Er muß mit Seel und Leibe, dem Dienste des Fürsten und Landes, das ihn unterhält, gewidmet und ein Mann seyn, der nichts als die Ehre des Dienstes zum Zwek hat, Gefahr und Tod für nichts hält, wenn es auf seine Schuldigkeit und die Ehre der Waffen seines Herrn ankommt. Der Körper muß also zu dem beschwerlichen Wege, auf welchem die militärische Jugend nach Ruhm und wahrer Ehre steigen soll, frühzeitig abgehärtet und schon im Knaben der künftige Krieger gebildet werden.

Ein starker dauerhafter Körper hat auf die Tapferkeit mächtigen Einfluß. Die Gaben der Natur können auch in

diesem Stüke durch Unterricht und Uebung ausgearbeitet, vollkommener und größer gemacht werden. Wenige Leute werden tapfer geboren, der Fleiß kann durch gute Erziehung viele dazu machen. Bey der physischen Erziehung ist vorzüglich darauf zu sehen, daß man Ungleichheit und Disharmonie vermeide, die so leicht in den verschiedenen Punkten der ersten Behandlung entstehen. Man muß sich der Natur nähern und sich nicht von ihr entfernen. Denn um aus Kindern gesunde und brauchbare Menschen zu bilden, mag wohl der einzige Weg seyn, daß man sie frühzeitig mit den Elementen und Einflüssen bekannt mache, in denen sie einst leben sollen; allen Zwang, Künsteley und alles, was zu schnelle Reifung bewirken könnte, vermeide, den Geist nicht auf Kosten des Körpers auszubilden, und mit einem Wort, die so lange verkannten Rechte der Natur und der Kindheit respektire.

Die Deutschen des Strabo härteten die Kinder durch eine harte Lebensart ab. Wann sie größer wurden, ging aller Unterricht dahin, den Muth durch die Beyspiele der Vorfahren anzufeuern, und ihnen eine Begierde nach dem Ruhme beyzubringen, den sie durch Tapferkeit erhalten könnten. Die Erfahrung zeiget unstreitig, daß die Erziehung der Jugend einen großen Einfluß in das Genie der Völker, in die Beschaffenheit der Nationen behaupte. Der Sarmate liegt von der zarteſten Kindheit an auf dem Pferde, der Araber wächst bey der Jagd auf, der junge Tatar drüket einen kleinen Pfeil ab, der Deutsche, welcher zu Hermanns Zeiten lebte, gab seinem Sohne kein ander Spielgeräthe, als Spieß und Schild. Mußten sie durch diese Gewohnheiten nicht kriegerisch werden, da sie als Kinder schon den Krieg und das Gefecht in allerley Abwechselungen [illegible]en? Diese Völker hatten aber hierüber keine geschriebene

Geſeze: denn es fällt einem Geſezgeber nicht leicht ein, die Erziehung der Jugend einzurichten. Lycurg mag vielleicht der einzige ſeyn, der ſolche Vorſchriften gegeben; ihnen zu folge zogen die Spartaner ihre Söhne nur lediglich zum Kriege, auch der Gehorſam, den ſie den Aeltern leiſteten, die abmattenden Arbeiten, die geringen Speiſen, die Unbekanntſchaft mit dem Reize des Geldes, die durch Lob allein vergoltenen großen Unternehmungen, die ganze Lebensart des Volks, der beißende Scherz des Frauenzimmers ſelbſt, welcher die Zärtlinge, die in ihren Uebungen nicht zunahmen, verfolgte, alles wirkte auf den einzigen Punkt, nämlich in der Erhöhung des Vaterlandes Ruhm zu ſuchen und rechtſchaffne Soldaten zu bilden. Der wahre Endzwek der Geſeze, die Lycurgus den Lacedämoniern gab, war alſo: ſie tapfer und unerſchroken zu machen. Jene von ihm eingeführte öffentliche Erziehung, die in der zarten Kindheit anfing, und das ganze Leben hindurch dauerte, hatte keinen andern Zwek, als Gehorſam in der Ertragung der ſtärkſten Arbeiten, und die Weiſe zu lehren, in allen Arten von Gefechten Ueberwinder zu bleiben. Das Geſez ſagte deutlich, daß man die Soldaten täglich üben müſſe, und daher fing man von Anbruch des Tages damit an, man ließ marſchiren, lauffen, Wendungen machen, und dabey in allen langſamen oder geſchwinden Bewegungen, Rotten und Glieder beobachten. Wenn die Manövres vorbey waren, beſah der Polemarch die Truppen einzeln, und ſchikte ſie hierauf von ſich zum Morgeneſſen. Eben dieß ward Nachmittags wiederholt, und wenn dieß geſchehen war, kündigte der Herold den Soldaten an, daß ſie das Abendeſſen einnehmen, den Göttern opfern, und bey ihrem Gewehr ruhen ſollten.

Zank und Uneinigkeit konnten ſich bey den Soldaten nicht einſchleichen, ſie ſind Gefährten des Müßiggangs;

sie fanden so wenig, als alle andere den Müßiggang bes gleitende Laster, Zeit, sie anzugreiffen. Sie waren stets beysammen, stets beschäftiget, und ihre gemeinsten Handlungen standen unter einer unveränderlichen Ordnung. Wenn die Armee in Gegenwart des Feindes im Treffen aufmarschirt war, opferte der König eine Ziege der Diane der Felder zu Ehren. Alle Soldaten waren in geputzten glänzenden Waffen zugegen, und trugen Blumenkränze. Man wollte, daß sie mit Munterkeit und M.. anrüken, und sich deswegen auch durch bessern Puz auszeichnen sollten. Nach geendigtem Opfer stimmten die Flötenspieler, deren verschiedene in den Gliedern standen, das Lied Castors an, und der König sezte sich zuerst in Marsch. Die Armee folgte nach dem Takte der Instrumente in gleichem Schritt ohne Verwirrung, ohne Vermengung der Glieder, und rükte mit Freuden der Todes-Gefahr entgegen. Xenophon sagt mit Recht, daß die Lacedämonier unter allen Griechen allein die wahren Grundsäze der Kriegszucht gehabt und ausgeübt haben.

Die Römer liefern uns ein anderes auffallendes Beyspiel von strenger Kriegszucht. Man erinnert sich, wie schwer beladen ihre Soldaten im Felde marschirten, und in ihren Uebungen den militarischen Schritt thun mußten. Man weiß, zu welchen harten Arbeiten mit der Hake und Schaufel sie gewöhnt wurden; eben so bekannt sind ihre täglichen Uebungen auf dem Marsfelde. Aber diesem allen hatten sie auch ihre große Feldherren und die ungeheure Macht zu verdanken, mit der sie den größten Theil der bekannten Welt bezwangen, von dem sie so lange Beherrscher blieben, als sich ihre Kriegszucht erhielt. Aber in der Folge mußte schon Kaiser Alexander klagen. „Unsere Soldaten baden, sie sind verliebt, sie schwelgen, und ich soll dieß länger leiden?“

den?“ Könnte man nicht das Nämliche von einem Theile der Unsrigen sagen?

Man kann es keinem Höflinge oder einem Manne im Civil-Stande erlauben, seinen Sohn so zu erziehen, daß er das Frauenzimmer durch die Lebhaftigkeit seiner Farbe und die zarte Haut des Gesichts beschäme: aber man will, daß der Soldat in der Arbeit abgehärtet, diejenige Gestalt erhalte, welche ein Beweis seiner harten Lebensart ist. Unsere Väter waren den Römern darum fürchterlich, weil sie dieselben so geübt, so abgehärtet glaubten, als sie wild anzusehen waren. Ich glaube nicht, daß unsere Vorältern, welche sich in jenen gefährlichen Belustigungen der Turniere hervorthaten, und den Schild und Helm wirklich führten; die unsern Wappen den besten Zierrath geben, uns für ihre Kinder erkennen würden, wenn sie die Jugend sehen sollten, die man mit einigem Vorzuge vor andern erziehen will. Die Weichlichkeit ist in den meisten Städten Europens ungemein groß. Die Söhne großer Herren, die meisten Prinzen, werden vergleichungsweise noch am rauhesten erzogen. Die Großen scheinen die Wahrheit einzusehen, daß alle Herzhaftigkeit, aller guter Wille, alle Wissenschaft des Kriegs bey einem Zärtlinge, der die Sonne nie ohne Vorhang sieht, und viel Zeit auf den Puz und die Pflege seines Leibes verwendet, verloren sey. *)

*) Noch unter Ludwig XIV. ging man mit der Sturmhaube in die Laufgräben, und diese weist Vorsicht rettete manchem großen Manne das Leben. „Es ist eine unerträgliche Schande,“ sagt der Herzog von Rohan in seinen Memoires; „heutiges Tages die Delicateste der Soldaten und ihre Verachtung gegen ihre Rüstung zu sehen: um diesen Fehler zu bedecken, sagen sie, es verrathe einen Mangel des Muths, wenn man bewaffnet ginge, und sie wollten im bloßen Wamms

Wenn aber der Soldat einen abgehärteten Körper haben, und man es ihm ansehen soll, daß er sein Handwerk nicht an der Toilette gelernt habe, so folget deswegen nicht, daß der Soldatenstand mit rauhen Sitten, mit Grobheit, pöbelhaften Redensarten, fluchen und schwören, verbunden seyn müsse: dieser von manchen recht geflissentlich angenommene Anstand schändet und verunehret ihn vielmehr; das martialischste Aussehen kann sich gar wohl mit der feinsten Lebensart und mit gereinigten Sitten vertragen. Der wahre Heroismus ist auch nicht ohne Empfindung und ohne Gefühl. Und ist es dem jungen Officier nur um die Gunst des schönen Geschlechts zu thun, so darf man ihn versichern, daß dem edelsten Theil desselben, gewiß der schwarzgebrannte gesittete Krieger weit besser als der einbalsamirte Zärtling gefalle.

Die Nothwendigkeit, den Körper der für den Krieg bestimmten Jugend abzuhärten, findet übrigens nicht so sehr viel Widerspruch; aber die Mittel, die man hiezu wählet, scheinen nicht durchgehends die geschicktesten zu seyn. Dadurch, daß die Mode die Kinder in bloßem Kopf und Pruß, in fliegenden Haaren und in leichter Kleidung gehen läßt, kann der Endzwek noch nicht gänzlich erreicht werden. Diese an sich gute Vorbereitung wird vielfältig durch die mancherley Unmäßigkeiten in den Jünglings-Jahren wieder zu nichte gemacht und die Kräfte verschwendet, ehe sie noch ihre Reife erhalten. Die gradweise Abhärtung des Körpers muß mit dem verhältnißmäßigen Wachsthum an Stärke und Kraft vermehrt werden. Man muß fortfah-

zu den gefährlichsten Oertern hingehen. Es ist aber nicht genug, daß man sich an einen Ort begebe, um sich todt schlagen zu lassen: sondern es muß geschehen, um zu siegen, nicht um geschlagen zu werden."

ren, bey viel Bewegung und Uebung in freyer Luft, mit einer magern und gesunden Kost vorlieb zu nehmen, und alle warme Getränke meiden, oder wenigstens doch sehr mäßig geniessen. Man muß sich zu einerley Kleidung gewöhnen; ich meyne, im Winter sich nicht allzusehr einhüllen, und im Sommer nicht allzuviel entblößen, und überhaupt alle Ausschweifung und allen Widerspruch in der Diät vermeiden, ein Fehler, der schon manchem blühenden Jünglinge den Tod oder Schwächlichkeit zugezogen hat. Wie viele sterben und werden ungesund, eh' ihr Körper die harten Proben gewohnt wird, die sie mit ihm machen! Auch hierin gibt es junge Bramarbasse, die eben so lächerlich, sich selbst aber noch schädlicher als andere sind. Eine eifrige aber vernünftige Gesundheits-Pflege kann keine Weichlichkeit erweken, wenigstens so lange nicht, als unsere Besorgniß vernünftige Schranken hält, und nicht zur kindischen Aengstlichkeit ausartet. Ein jeder vernünftiger Mensch wird oder sollte doch alles dasjenige, was ihm nach seiner besondern körperlichen Anlage schädlich und zuwider ist, kennen lernen und zu vermeiden wissen. Zu Abhärtung des Körpers gehört auch, daß man sich nicht angewöhne; alles nach der Uhr zu verrichten. Man muß wachen, hungern und dursten können, und die Kunst zu entbehren lernen, nichts muß bey der nöthigsten Pflege des Körpers zur Nothwendigkeit werden, als Tugend und Erfüllung der Pflichten; überhaupt muß man stets dahin arbeiten, Herr, und nicht Sklave seiner Bedürfnisse und seines Willens zu werden. Die Beobachtung aller dieser jedermann bekannten Regeln, wird dennoch zu Abhärtung des Körpers nicht hinlänglich seyn, wenn nicht zugleich auch daran gearbeitet wird, die tobenden Leidenschaften der Jugend zu mäßigen, und alle Herz, Muth und Körper schwächende Ausschweifungen als die Pest zu fliehen.

Die Spartanische Erziehung, welche billig die Bewunderung aller Zeiten und Völker auf sich gezogen, gibt uns ein treffliches Beyspiel, das mit gehörigen Veränderungen und Einschränkungen in vielen Stüken gar wohl auf unsre Zeiten anwendbar ist. Das schöne Wort Vaterland hatte für das Ohr der Spartaner eine bezaubernde Harmonie, und wirkte tief auf das Herz. Gleich der erste Gedanke des gebährenden Weibes, welches der Gewohnheit nach auf einem Schilde niederkam, war, daß sie dem Staat einen Bürger geboren. Jeder erwachsene Bürger fand seinen Ruhm und sein Glük darin, der Seele dieses Kindes, welches nun das seinige wurde, den Keim der Vaterlands-Liebe einzuflößen, welcher durch große Beyspiele schnell und zeitig entwikelt wurde. Man betrachtete die Aufrechthaltung guter Sitten als die stärkste Stüze des allgemeinen Wohls; das Leben als ein Pfand, welches das Vaterland jede Stunde zurükfordern konnte; und den Tod für dieses Vaterland als die würdigste Belohnung der Tugend.

Der Spartaner, als Säugling in den Eurotas getaucht, verehrte diesen Fluß, wie der Christ seine Taufe, und aus Liebe für den Ort seiner Geburt hätte er mit keinem Lucullischen Feste seine schwarze Suppe vertauscht. Alle genossen den gleichen Unterricht, die gleiche Erziehung und die gleiche schwarze Suppe. Dieß unterhielt dann bey allen die gleiche Anlage des Leibes, den gleichen Lauf der Säfte, und eine beynahe vollkommene Gleichheit der Fähigkeiten, der Begierden, der Gemüthsart. Ihre Herzen waren alle gleich groß; kein andres Gut konnte ihre Begierden reizen, als die Erhaltung und die Verherrlichung ihres Vaterlandes, als die Ehre, für dasselbe zu siegen oder zu sterben. Der Spartanische Staat hat die Wahrheit des Sazes erwiesen, daß die Erziehung die Grundfeste

ester jeden Gesezgebung ist. Denn das allgemeine Beyspiel, die Sitten, der Unterricht stunden mit der Erziehung, und diese mit der Gesezgebung in der vollkommensten Harmonie.

Die Leibes-Uebungen sind wesentliche Mittel, durch welche der Körper abgehärtet und stark erhalten werden kann. Die Gymnastik, dieser bey uns, wie es scheint, allzu gering geschäzte Theil der Erziehung, trug nicht weniger zu der Größe des Griechen bey. Von Kindheit an beschäftigte sie ihn mit Uebungen, welche dem Leibe Stärke, Schönheit und Anmuth ertheilten, und welche die Seele mit den Gedanken des Siegs und der Ehre erfüllten. *)

Man sollte die jungen Krieger nicht allein exerciren, sondern auch schwimmen; **) nicht allein das gewöhnliche

*) Iselin.

**) Es ist zu bewundern, daß die vielen gefährlichen Gelegenheiten, in welche der Mensch kommen kann, ihn nicht darauf gebracht haben, aus dem Schwimmen ein wesentliches Stük in dem Unterrichte der Jugend zu machen. Man wird gestehen müssen, daß es eine, dem Soldaten allemal sehr nüzliche und nicht selten ganz nothwendige, Geschiklichkeit sey. Man sieht die Folgen sehr wohl ein, und man sollte daher den Vortheil nicht vernachläßigen, den man sich so leicht verschaffen kann. Man lobet noch immer jene Spanier, die mit dem Degen in dem Munde in die Elbe sprangen, jene Türken, die sich in die Mur stürzten, jene Ungarn, die sich in die größten Flüsse wagten; man erzählt sich noch heut zu Tage mit Bewunderung, mit welchem Muthe die wirtembergischen Husaren im Kriege vom Jahr 1757 über die Elbe geschwommen. Die alten und neuern Kriegs-Geschichten sind voll von ähnlichen Beyspielen. Man findet allenthalben Parteyen, die schwimmend über Kanäle gegangen; ich finde, daß 500 Pferde durch die Schelde bey Bouchin geschwommen, und daß man zu eb

fechten, sondern auch zu Pferde den Degen, den Säbel zu führen. Ueberrumpelung von Dixmude 2000 Mann allein aus der Dünkerker Besazung von lauter Schwimmern aussuchen können. Die Alten gingen oft schwimmend über Flüsse. Sie thaten es aber, wie aus der Geschichte erhellet, nie ohne Kähne, Flöße, oder mit Werk und trokener leichter Materie angefüllten Schläuchen. Die Corinthische Reiterey ging von Reggio aus in Sicilien schwimmend zwo Meilen über die See. Die Reiter waren in Kähnen und hatten ihre Pferde an Leinen nebenher schwimmend. Auf solche Art ungefähr ließen Alexander und Hannibal ihre Reiterey schwimmend übergehen. Jener sezte bey dem Uebergang über den Tanais seine Leute auf Flöße; sie hielten ihre Pferde, die hinten nachschwammen, am Zügel. Ueber den Hidaspes und Orus schwammen seine Reiter auf ledernen Strohsäken. Da Hannibal über die Rhone ging, so stand auf dem Hintertheile jeden Kahns ein Mann, der die Pferde hielt, welche zu beiden Seiten schwammen. Die Infanterie sezte, wie Titus Livius sagt, auf aufgeblasenen Schläuchen über. Cäsar hatte gewiß schon lange ohne alles dieses, ohne Rinden und Binsen geschwommen, da er in Alexandria 300 Schritte ins Meer herein zu seinem Schiffe schwamm, und dabey seine Schreibtafel in die Höhe, sie nicht zu verderben, und seinen Mantel in den Zähnen hielt, damit er nicht von dem Feinde genommen würde. Allen diesen Beyspielen der Alten soll der berühmte Uebergang über den Rhein gleich kommen, der den 12. Jun. 1672. in Gegenwart Ludwigs des Großen geschah. Zweytausend Pferde, und nach ihnen das königliche Haus, sollen 200 Schritt in einer Ordnung geschwommen seyn, als wenn sie auf dem Lande gewesen. Alle diese Begebenheiten dienen zu bestätigen, wie nöthig es sey, daß das Schwimmen zu den Uebungen der Reiterey gerechnet werde, damit sie darin eine Fertigkeit erhalte. Es sollte bey jeder Kompagnie der Kavallerie und Infanterie, und sonderlich der leichten Truppen, der dritte Theil, und wenn es auch nur der 6te Theil wäre, schwimmen können; dadurch würden viele Vortheile erhalten. Die Leute müssen nur entschlossen

ſeyn, und ſich üben. Die Pferde ſchwimmen alle von Natur, und zwar ſehr lange. Eines ſchwimmt aber beſſer als das andere. Bey der Uebung der Reiterey darf man ſich nur ein Waſſer ausſuchen, deſſen Ufer nicht zu ſteil ſind; oder man darf nur Abfahrten abgraben laſſen, damit die Pferde bequem ins Waſſer und wieder heraus ſteigen können. Anfänglich ſezet man die Reiter in Kähne, und läßt einige Pferde blos und ungeſattelt hintennach zuſammenſchwimmen. Die Reiter halten ſie am Zügel. Dieſes wird ſo oft wiederholt, bis man ſieht, daß die Pferde frey weg ſchwimmen; alsdann beſteigen ſie die Reiter in völliger Rüſtung. Ehe ſie ſich aber ins Waſſer begeben, müſſen ſie drey Löcher an dem Gurt nachlaſſen, die Kinnkette aushaken, und an das Hauptgeſtell anhängen, damit das Pferd deſto ungehinderter ſchwimme. Sie müſſen auch die Hand vom Zügel hoch führen, damit die Pferde nicht ſaufen, oder durch das Anſehen des Waſſers geblendet und ſcheu werden. Aus eben dieſem Grunde müſſen die Reiter auch das Ufer in den Augen behalten; die Steigbügel müſſen die Reiter entweder ſehr kurz ſchnallen, oder dem Pferde auf den Hals legen; er hebt die Beine in die Höhe und ſchließt das auf der Fallſeite feſt an. Man muß ein gut Stük über dem gegenſtehenden Ufer, wo man ausſteigen will, in den Fluß reiten: denn der Strom reißt immer etwas mit ſich, nachdem er ſchnell läuft, oder die Zahl der ſchwimmenden Pferde gering iſt. Der Carabiner wird über die Schulter gehängt, und muß fertig ſeyn, damit man ſich ſeiner während des Schwimmens bedienen kann. Glieder und Rotten müſſen weder zu ſehr gepreßt noch zu loker ſeyn: ſind ſie gepreßt, ſo ſchwimmen ſie ſehr übel; ſind ſie zu loker, ſo reißt ſie der Strom mit fort. Je ſtärker die Flüſſe ſind, deſto größer muß der Haufen Kavallerie ſeyn, welcher durchſezt. Bey dieſem Uebergang muß man nicht vergeſſen, Fahrzeuge in dem Strom zu halten, auf welche Soldaten mit langen Stangen geſezt werden, um die Reiter, ſo etwa von ihren Pferden gefallen, aufzufangen. Wenn die Kavallerie hierin geübt iſt, ſo kann man in jedes Land eindringen und Poſten einnehmen, die das Brükenſchlagen erleichtern.

ren, †) und auf die Pferde hinten auf- und abspringen lehren, u. dgl. ††)

†) In Ermangelung der Lanzen ist der Degen das beste Gewehr der Reiterey. Dieser Satz wird auch nicht bestritten, und man scheint vollkommen davon überzeugt zu seyn. Aber kein Soldat sollte ein Gewehr führen, das er nicht geschikt zu gebrauchen wisse. Man lehrt den Infanteristen hurtig zu laden und zu schießen, warum nicht auch den Reiter, seinen Degen zu gebrauchen? Wer hat im Kriege nicht wahrgenommen, wie ungeschikt die meisten Husaren, vorzüglich diejenigen von ihnen, die noch nicht lange gedient haben, Ungarn und Polen ausgenommen, ihre Säbel führen? sie sind gestrt, hauen gewöhnlich von oben herunter, führen den Säbel wie den Stok, mit dem man tuschlägt, und beschädigen oft bald sich und ihren Neben-Mann, bald ihr Pferd; überdieß fällt der Säbel auch oft flach, und thut wenig Wirkung. Soll der Husar den Säbel und der Reiter den Degen brauchen, so lehre man sie beyde, und den leztern vorzüglich, stoßen: denn fast jedermann, bis auf die Ueberbleibsel der Sarmaten und Hunnen, die ihrem Gebrauche getreu, den Hieb loben und führen, ist dafür, daß man stoßen müsse. Der Reiter ist aber insgemein sehr fremd mit seinem Degen: soll er stoßen, so muß er es lernen, und sich oft darinn üben. Darf man dem Vegetius glauben, so sind den Römern die Natiegen, welche sich des Hiebes bedienet haben, lächerlich geworden. Es gehöret jedoch, um zu Pferde hauen zu können, eine große Uebung, welche zugleich auch einen Reiter erfordert, der ganz von seinem Pferde Meister ist, dazu. Es ist indessen nach einem sonderbaren Widerspruch nicht gewöhnlich, den Reiter in der Art, wie er dieses Gewehr führen müsse, zu unterrichten. Man sollte billig in jeder Kompagnie einen Fechtmeister halten. Es ist wahr, es würden bey Gelegenheit einige Ungelegenheiten entstehen, aber eine ernsthafte Strenge in der Kriegszucht würde die meisten Zufälle verhüten. Die Römer, welchen man ohne Schande, in dem, was zum Kriege gehöret, nachahmen kann, waren überzeugt, daß ein Soldat, der Unterricht gehabt, unendlich mehr werth sey, als der, welchem

es daran mangelt. Es iſt, kurz zu ſagen, zu viel gewagt, wenn man gegen den Feind mit Leuten marſchiret, welche ihr Gewehr nicht brauchen können. Die franzöſiſchen Dragoner haben ſich ehedeſſen ihrer langen Degen bey dem Angriff und der Vertheidigung ſehr vortheilhaft bedient. Was ſie für Wirkung thun, und welchen Eindruk ſie auf den gröſten Theil der mit Säbeln bewehrten Reiter machen, die Furcht, daß der Degen ihnen in den Rippen ſize, noch ehe ſie den Feind mit dem Säbel, den ſie ohnehin nicht geſchikt genug zu regieren wiſſen, erreichen können; wird derjenige am beſten ſagen können, der auf eine Reihe vorgeſtrekter Degenſpizen, geſchloſſen eingeritten iſt. Freylich beſtehet die Stärke der Kavalerie eigentlich in der Geſchwindigkeit ihrer Bewegungen; in der Entſchloſſenheit, der Ordnung und dem Ungeſtümm ihres Angriffs: der gewaltſame Choc iſt allerdings die Hauptſache bey der Reiterey. Soll ſie aber deswegen den Degen umſonſt an der Seite haben, und nicht anders mit ihm umzugehen wiſſen, als ihn mit zierlichen Tempo's herauszuziehen und einzuſteken? und hat der Kavalleriſt in Friedenszeit je einen andern Gebrauch zu Pferd von demſelben gemacht? Zu dem, was ich erſt vom Choquiren ſagte, muß ich noch hinzuſezen, daß dieſer Ausdruk oft ziemlich unſchiklich gebraucht wird; denn man ſpreche auch noch ſo viel vom Einhauen, ſo iſt es doch gewiß, daß man Campagnes gemacht und lange gedient haben, und dennoch niemals oder ſelten zum Choquiren im eigentlichen Verſtande, gekommen ſeyn kann. Hingegen hat der Reiter, ſonderlich der leichte, gar oft im Scharmuziren, im Nachſezen und bey Verfolgung des Feindes, oder im Zurükziehen, bey Ueberfällen und ſonſt Gelegenheiten, einzeln und in kleinen Haufen zu fechten. Hier wird der leichte Reiter, der ſeinen Degen geſchikt zu führen und eben ſo ſein Pferd zu regieren weiß, mehrere Feinde, die zugleich auf ihn eindringen, von ſich entfernt halten können. Er kann auf die rechte Seite hauen, und doch auch vor, neben und hinter ſich ſtoßen; ein Vortheil, den man bey dem Säbel entbehren muß. Die Degenſpize hält den feindlichen Reiter in Reſpekt, denn er weiß, daß ein Hieb, der noch ſo feſte iſt, ſelten tödtet, dagegen die Verwundung tödtlich wird, wann die Spize auch nur einen Finger breit eingedrungen.

Wir gehen nun zum dritten Erforderniß über, und beantworten die Frage: was muß der Officier studiren, worin muß er unterrichtet werden? Der erste Blik, den wir mit einem achtsamen Auge auf den Krieg werfen, zeiget uns ein weites Feld, wo sich unser Gesicht verliert, der Verstand beschämt wird; ich erschreke über den weiten Umfang der Kenntnisse, welche von einem General gefordert werden, und über die mancherley Wissenschaften, die ein Offi-

†† Wenigstens sollte ein Theil der Jäger und anderer leichten Infanterie darinn geübt werden. Man müßte sich aber im Anfang nur der hölzernen Pferde bedienen, und hernach die Uebung auf lebendigen, eigentlich hiezu abgerichteten Pferden fortsezen. Es würde an einem oder an zweyen genug seyn. Die römischen Reiter, welche täglich, Winter und Sommer, geübt worden, lernten rechts und links anfangs bloß, nachgehends aber ganz gewaffnet, mit der Lanze oder dem Degen in der Hand auf hölzerne Pferde springen. Selbst ihre hohen Officiere und Feldherrn, achteten diese Uebung nicht für zu gering, und viele von ihnen sezten sie auch noch in ihrem Alter fort. Von Cäsar und Pompejus weiß jedermann, daß sie treffliche Reiter gewesen. Vom ersten sagt Plutarch, daß er sich auf alle Art geübet habe, und öfters mit auf den Rüken gebundenen Händen sein ungezäumtes Pferd zum Rennen angesprengt habe. Pompejus sprang in seinem 58sten Jahre aufs Pferd, zog den Degen und stekte ihn wieder ein, alles indem das Pferd im vollen Rennen war; und Plutarch sezt noch hinzu, daß wenig junge Leute im Stande gewesen einen Wurfspieß so geschikt und heftig fortzuwerfen, als er. Der Raum verstattet nicht, in dieser Note die Gelegenheiten anzuzeigen, bey welchen die Fertigkeit im Auf- und Absprungen, das ohnehin den Vortheil verschaffen würde, dem Körper Leichtigkeit und Gewandheit zu geben, anzuzeigen. Wer den Dienst, sonderlich der leichten Truppen, kennt, dem werden Gelegenheiten genug einfallen, wo es mit großem Nuzen zu gebrauchen wäre.

ein erlernen muß, wenn er seine Schuldigkeit thun, und sich auf jene hohen Stufen hinauf arbeiten will.

Alle Wissenschaften sind ohnedieß mit einander verwandt, und es ist fast keine einzige die der Krieger, besonders hohen Standes, gänzlich entbehren könnte, am wenigsten heut zu Tag, da man die Officiere, so vielfältig zu Staats-Unterhandlungen gebraucht.

In jedem Handwerk ist der geschikteste derjenige, welcher sich die mehresten deutlichen Begriffe gesammelt, und die größte Fähigkeit erworben hat, sie mit einander zu vereinigen. Folglich ist der Krieg einer Theorie fähig, die er vor allen andern Künsten nothwendig hat. Alle Aufgaben der Kriegskunst sind praktisch: alle erfordern, wenn sie aufgelößt werden sollen, erstlich die Kenntniß der Grundsäze. Man muß sie also lernen, und ein junger Officier darf nicht erst durch Erfahrung Begriffe sammeln wollen, die er mit weniger Gefahr erlangen kann. Aber welche Abwechslungen von Vorfällen, was wird er nicht zu lernen haben? Die Religion, die Sprachlehre, die Mathematik, das Zeichnen, die Kriegsbaukunst, das Geschüz, die Erdbeschreibung, die Geschichte, die Vernunftlehre, etwas vom natürlichen Rechte (auch das Völkerrecht sollte nicht vergessen werden) viel von der Moral, die Kriegsgeseze, die Theorie der Kriegskunst, die Bewegungen der Truppen, das Fechten, die Reitkunst mit ihren Theilen, dieses mögen die Vorwürfe des Fleißes einer guten Kriegsschule seyn. Wir wollen von jedem etwas insbesondere sagen.

Die Religion ist in allen Arten von Erziehung als ein Hauptstük anzusehen. Sie ist die nöthigste, wichtigste und erste aller Wissenschaften: denn sie leitet uns am sichersten zu unserm Glük; macht uns zu Freunden Gottes und der

Menſchen, bildet uns zu allen Tugenden; veredelt alle unſre Handlungen; hilft uns am beſten alle Mühſeligkeiten des Lebens ertragen; lehrt uns den Tod verachten, und ſterben.

Die Sprachlehre. Warum man Sprachen, ſonderlich die Lateiniſche und Franzöſiſche, erlernen müſſe, ſiehet man ohne Mühe ein, und ich werde nichts hierüber zu ſagen nöthig haben.

Die Mathematik hat unter allen, einem Soldaten nöthigen Wiſſenſchaften, mit Recht einen angeſehenen Rang. Jene erhabene und hochſteigende Geometrie aber, verdient eher unſere Bewunderung als unſern Fleiß. Es iſt beſſer, wenn ein Soldat eine gute Redoute aufwerfen, als wenn er den Lauf eines Cometen berechnen kann. Man braucht von den Mathematiſchen Wiſſenſchaften nur das zu lernen, was einen gerade treffenden und unmittelbaren Einfluß auf die Kriegskunſt hat. Die Größen-Wiſſenſchaft iſt unentbehrlich. Alles kommt im Krieg auf die Betrachtung der Zeit und des Raumes an. Alle Schlachtordnungen, alle Bewegungen laſſen ſich durch Linien ausdrüken und ſo berechnen. Wenigſtens ſollte doch jeder Officier von der Feldbefeſtigungskunſt, nach Clairaut oder eines andern geſchikten Ingenieurs Methode, etwas verſtehen.

Die Geſchichte und Erdbeſchreibung iſt von ungemeinem Nuzen. Jene belehrt durch Beyſpiele und durch Erfahrung, welche für uns angeſtellt ſcheinen. Der Schüler, den ſie unterrichtet, fühlet den Abſcheu vor dem Laſter, das ihm ſo häßlich erſcheint. Er lernt die Tugend lieben, ſeine Fehler aus dem Schaden andrer verbeſſern und die Grube vermeiden, in welche andre vor ihm gefallen ſind. Sie wird ihm edle Vorbilder zu Muſtern vorſtellen, z. Er. einer

Coeles, der die Brüke allein vertheidiget, die er hinter sich abbrechen läßt; einen Mutius mit der Faust in der Flamme, einen Fabricius der in einer edlen Armuth das Gold, welches Pyrrhus ihm anbietet, verlachet; einen Scipio, der in der Blüthe der Jugend ein schönes Frauenzimmer, bey welchem ihm alles frey steht, ihren Aeltern unberührt wieder gibt; einen Manlius, der die Majestät der Gesetze in seinem eigenen Sohne rächet; einen Leonidas, der mit 300 Mann einer Million Menschen die Spitze bietet; einen Xenophon, der sich durch das ganze Persische Reich zurük zieht, und noch unzählig mehr andere berühmte Männer aus alten und neuen Zeiten. Das Studium der Geschichte öffnet uns den Eingang in alle Jahrhunderte und in alle Zeiten; sie verschaffet uns Umgang mit den größten Männern des Alterthums, und stellt uns alle ihre Handlungen, Unternehmungen, Tugenden und Laster vor Augen; sie gibt uns, so wohl durch ihre eigene guten Betrachtungen, als durch diejenigen, die wir selbst zu machen Gelegenheit haben, eine frühzeitigere Klugheit und Erfahrung, zu der uns der Unterricht der geschikteſten Lehrmeister nicht so bald zu bringen vermag. Nichts gibt uns geschwinder Erfahrung und lehrt uns den Menschen kennen, als eben sie, die Geschichte; und wenn sie auch andern Menschen unnüz seyn sollte, so sollten sie doch vorzüglich diejenigen studiren, die bestimmt sind, in der großen Welt zu leben, und sich ihren Geschäften zu widmen. Die Geschichte sollte das Brevier eines Officiers seyn. Was für nüzliche Lehren werden ihm nicht Polyb, Xenophon, Cäsar, Sueton, Tacitus, Livius, Curtius geben können! wie viel Licht werden nicht die Denkwürdigkeiten eines Montecuculi, eines Montluc und die Lebensbeschreibungen eines Condé, Turenne, Vendome, Luxenbourg, Villars und so vieler andern berühmten Helden, neuerer Zeiten, über alle seine Schritte

ausbreiten! Hier wird er Thätigkeit, Muth, Klugheit und Wachsamkeit mit Lorbeern gekrönt, hingegen Zaghaftigkeit, stolzen Eigendünkel, Unwissenheit und Weichlichkeit, mit Schande bedekt sehen. Hier wird er lernen, wie nöthig die Wissenschaften einem Officier sind, wie wichtig es ist, im Kriege mehr, als in jedem andern Stande, gute Gelegenheiten zu benuzen. Ich betrachte also die Geschichte als den ersten Lehrer, den junge Leute nöthig haben, als ein Studium das allem andern vorgehen sollte, weil es zu allem den Weg bahnet. Das ist auch die Ursache, wie uns Plutarch erzählet, warum der berühmte Censor, der alte Cato, ganz besondere Sorgfalt auf die Erziehung seines Sohnes gewendet, und eigenhändig mit großen Buchstaben ein Werk für ihn schrieb, das allerley artige und lehrreiche Erzählungen enthielt; in der Absicht, wie er sagte, damit das Kind von seinem zartesten Alter an, und ohne aus dem Hause zu kommen, mit den größten Männern seines Landes Bekanntschaft machen, und sich nach dem Muster alter Tugend und Redlichkeit, bilden könnte.

Die Lebenslänge reicht nicht zu, die Geschichte in aller Weitläufigkeit zu erlernen: man muß sich daher auf den Theil einschränken, welcher sich auf unsern Stand beziehet. Der Leser bemerket insonderheit in der Geschichte, die vortreffliche Kriegszucht der Alten, jene Unterwerfung, jenen Gehorsam ohne Schranken, wodurch eine Handvoll Menschen, Herren der Welt wurden. Er lernt in der vaterländischen Geschichte, die so nöthig, als gemeiniglich unbekannt ist, den gegenwärtigen Zustand der Staatssachen und ihren Ursprung! er lernt die Rechte seines Fürsten und die Absichten anderer.

Natürliches Recht. Wollte man dieses nicht lernen, so müßte man doch das Recht der Kriege nicht vorüber ge-

hen, und denſelben eine richtige Kenntniß des Völkerrechts, vorangehen laſſen. Es iſt ungemein nüzlich, wenn man dieſes Recht kennet, und man thut ſehr übel, wenn man es vernachläßiget.

Die Erdbeſchreibung, zu welcher ich auch die Verfertigung der genauern Charten rechne, iſt der Schlüſſel der Geſchichte, und jedem, der eine Gegend kennen lernen will, unentbehrlich. Sie hat dem Kriege Grundſäze mitgetheilt. Man muß Charten verſtehen, wenn man ſie nüzen will.

Mit der Geſchichte, der Erdbeſchreibung, den Sprachen und den Lehrſäzen des Meßkünſtlers, verbindet die Sittenlehre, die euch den Menſchen und ſeine Pflichten kennen lehrt; die Vernunftlehre, die euch den Schlüſſel zu Erfindung und Beurtheilung der Wahrheit gibt; die Wohlredenheit, welche eure Gedanken in geſchikte Worte einkleidet, die Leidenſchaften rege machet, eure Meynung andern aufdringet, die gehörigen Ausdrüke für alles, was ihr zu ſagen habt, finden hilft. Ihr brauchet nicht, wie Klechier, zu reden, aber ordentlich denken zu lernen. *)

*) Die Beredſamkeit, welche von Römern und Griechen ſo hoch geachtet worden, und die wir an ihnen noch allgemein bewundern, aber nicht genug nachahmen, ſcheint in unſerm Zeitalter etwas von ihrem Credit verlohren zu haben. Ich weiß nicht, ob ich irre: aber mich dünkt, daß man ſie weniger wie eine Hauptwiſſenſchaft als wie eine Nebenſache lehre. Bey aller ſorgfältigen Befliſſenheit unſre Sprache auszubilden und ihr immer mehr Feinheit, Reinigkeit und Erhabenheit im Ausdruk zu geben, ſcheint man doch mehr zur Abſicht zu haben, gut ſchreiben, als gut ſprechen zu lehren. Wie nothwendig und nüzlich aber lezteres in hundert Vorfallenheiten, auch noch in unſern Zeiten, dem Staats- und Geſchäftsmanne und ſelbſt dem Officier ſeyn könne, werde ich nicht nöthig haben, durch Beyſpiele zu beweiſen, deren es

Fechtkunſt. Auch das Fechten darf nicht verſäumt werden; es iſt leider zuweilen nothwendig, und überdieß vermehren die lebhaftern und ungeſtümheftige Bewegungen dabey, die Stärke der Glieder, und die Hurtigkeit. Man muß nichts als unnüz anſehen, was dazu dienet, den Körper heftig zu bewegen und auszuarbeiten. Das Tanzen ſtellet den Körper in das Gleichgewicht, darin er ſich, wenn er biegſam und leicht ſeyn ſoll, befinden muß.

Die Reitkunſt, die Kenntniß der Pferde,**) wenn ſie jedermann nüzlich iſt, ſo iſt ſie es doch dem Soldaten noch

unzählige gibt. Schon Euripides brauchte zum Lobe der Beredſamkeit den Ausdruk, daß ſie alles erobern und thun könne, was gezükte Schwerter thun; und Pyrrhus verſicherte, daß die Beredſamkeit des Aeneas ihm mehr Städte gewonnen habe, als ſeine eigenen Waffen!

**) Ihre Nuzbarkeit iſt allgemein anerkannt, und ich werde nicht nöthig haben, mehr hierüber zu ſagen. Aber ich muß noch eines nothwendigen Erforderniſſes gedenken, von welchem man nicht ſo allgemein überzeugt zu ſeyn ſcheint; es iſt dieſes: daß jeder Infanterie-Officier mehrere Kenntniße vom Cavallerie-Dienſt und jeder Reiter-Officier mehr Kenntniſſe von jedem Dienſte haben ſollte. Ich nehme zum voraus an, daß jeder Officier Luſt habe, die erhabenen Stufen im Kriege zu beſteigen. Und wenn er auch auf den niedern ſtehen bleibt, wie oft geſchiehet es nicht, daß er ein gemengtes Corps von Infanterie und Cavallerie zu commandiren bekommt? wo er Angriffe zu führen und Vertheidigungen zu veranſtalten hat, bald in feſten Plätzen und für die Infanterie ſchiklichen Gegenden, bald auf dem freien Felde. Nichts iſt für die Cavallerie betrübter, als wenn man ſie nicht achtet; aus Haß oder Verachtung, den Pferden das Futter, die nahe Tränke entzieht; ſie zulezt ins Lager führt; ihre Wachen ohne Noth zu ſtark macht; ihr Poſten und Bedekungen gibt, wo ſie weder ruhen noch füttern kann; ſie dem Eigenſinne,

vorzüglicher und besonders demjenigen, der zum Cavallerie-Dienste bestimmt ist. Nach den Vorbereitungen kann man sich zu der großen Theorie des Kriegs wenden. Die Taktik lehrt die Haufen bewegen. Die Reservenkunst nebst der Grossen-Lehre ist der Grund davon. Sie ist die Kunst, die verschiednen Theile der Armee so zu stellen, wie es die Eigenschaften der Lage, die Zeit, und die Art der Feinde, mit welchen man zu thun hat, erfordert. Vermittelst derselben kann man auch errathen, was der Feind in den Umständen darin er ist, thun wird, wenn man sich in seine Stelle sezt, und überlegt, was vorzunehmen sey. Hat man die Absicht des Gegners auf diesen Weg entdekt, so zeigt die Wissenschaft auch die Weise, wie wir ihm entgegen gehen sollen.

sinne, Vorurtheil und Partey-Geist aufopfert. Bald soll sie alles thun; jedes Land für sie gut, kein Fleiß zu schnell, kein Boden zu ungleich, und keine Bemühung zu schwer seyn, sie soll sich gegen die Natur ihrer Pferde erhalten; Klagen über Futter sind verdrießlich. Die Patrouillen können nicht oft und weit genug gehen, die Feldwachen nicht häufig genug und die Posten der Infanterie nicht gesichert genug seyn, damit ja Mann und Pferd recht abgemattet werden; und mit solchen Künsten richtet der aus Handwerks-Neid handelnde Führer eben so viel, ja mehr aus, als der Feind im glüklichen Gefechte. Man sollte glauben, er würde von jenem dafür bezahlt. Eben so unbillig verfährt oft die Reiterey mit der Infanterie. Man hat zuweilen Beyspiele gehabt, daß Reiterey ruhig zugesehen, wie die Feinde in die eigenen Bataillonen einhieben; daß sie in den, für die Infanterie ungünstigen Gegenden, solche verlassen oder doch nicht genugsam unterstüzt — beym Patrouilliren ihre Pferde geschont und den Ueberfällen die Infanterie im Stiche gelassen haben. Lauter Wirkungen des Hasses und eines höchstschädlichen Partey-Geistes, der sehr oft aus Unwissenheit entspringt, den man nirgends dulden, und da wo er eingerissen mit Ernst zu vertilgen suchen sollte.

Sie lehret, gewiß und hurtig von einer Sache urtheilen, zeiget die Größe, die Beschaffenheit der Gefahr, und die Hülfsmittel. Diese Geschicklichkeit, dieses Vermögen, nennet man das gute (coup d'oeil) eines Soldaten, und die Taktik bildet diesen wesentlichen Theil seiner Fähigkeiten. Aber wie dieses Augenmaas in der That die tiefsinnigste Operation des menschlichen Verstandes und die beste Frucht einer geläuterten Urtheilskraft ist; so kann man es sich nicht anders, als durch langes Studiren und angestrengte Betrachtungen, erwerben. Kein Officier, welcher einstens eine erhabene Stelle einnehmen will, ja kein einziger überhaupt, hat das Recht, ein Fremdling in der Kunst zu seyn, die Weiten der Felder, die Höhen der Hügel und Berge, die Breite der entgegenstehenden Linien des Feindes zu schäzen, und die Erwerbung der Fertigkeit zu vernachläßigen, von der Beschaffenheit (Qualität) der Vorwürfe zu urtheilen, wodurch man eben das bekommt, was coup d'oeil heißt: ein Wort das jeder braucht, und wenige verstehen; eine Fähigkeit, die unsre Lehrer fordern, aber nicht alle beschreiben. Man muß das Vorurtheil, welches den coup d'oeil für ein Geschenk der Natur hält, ablegen und sich darin zu einer Zeit üben, wo die Mißlingung unsrer Probestüke von keinen üblen Folgen begleitet ist. Puisegur gibt hierüber gute Nachrichten.

Man muß selbst arbeiten, selbst Gegenden erforschen, und die Augen zu der Fertigkeit, Dinge zu messen, und den Verstand zu geschwinden Entschließungen gewöhnen. Auf einzelne Fälle, allgemeine Regeln anwenden; dieß mit Gewißheit, Fertigkeit, und mit dem großen Vortheile der Zeit, des Raums und dessen Verhältniß auf die Umstände thun, fordert Uebung, Arbeit, Fleiß und öftere Wiederholungen in verschiedenen Umständen. Dieses sind Kriegs-

übungen des Verſtandes, ohne welche die Theorie ein unnüzes Puzwerk wird. Dieſe aber wird vorausgeſezt. Wer ohne ſie ohne jene Uebungen bleibt, überläßt ſich dem Gerathewohl, er fährt casu non arte, wie Vegetius ſagt.

Man hat es ſchon oft geſagt, und ich wiederhole es nochmals. Die Uebung muß ein Bild des Kriegs ſeyn. Die Kriegsſchule hat den Officier mit Einſichten belehrt; ſie hat ihm Lehrſäze gewieſen, ſie iſt mit ihm ohne Soldaten zu Felde gegangen. Izt müſſen die Uebungsplätze ihm zeigen, wie er alles anzuwenden habe.

Ein ſtarker Beweggrund zur fleißigen Uebung zeigt ſich, wenn man bey einiger Betrachtung gewahr wird, daß alle in den Truppen vorfallende Unordnungen, und das daraus entſtandene Unheil, gemeiniglich daher rühre, weil der Soldat nichts zu thun hat.

Die Achtſamkeit in der Ordnung der Wachen, die genaue Beobachtung alles deſſen, was die Sicherheit des Lagers, eines Quartiers ausmacht, iſt ein wichtiges Stük der Soldatenſchule. Will man die Leute erſt gegen den Feind wachſam machen, ſo wird ſie dieſer gar zu oft ſelbſt aufweken. Nichts ward nach der Feigheit bey den Römern härter beſtraft, als die Nachläßigkeit in den Wachen. Wollet ihr ſicher in euerm Lager ſeyn, ſo müſſet ihr die Strafen bereiten, und patrouilliren laſſen. Wie wird man aber wiſſen, wie man dieſes machen ſoll, wenn man ſich nicht darin geübt hat? Der General muß ſich darauf verlaſſen. Iſt es der Officier oder der Soldat nicht gewohnt, ſo ſieht er dort Heken für Bataillonen, und hier Sträuche für Schwadronen an. Gewöhnet eure Soldaten zu dem, was in dem Kriege vorkommen kann, *) Lernet dieſes durch eige-

*) Man muß aber bey den Uebungen, welche dasjenige vorſtellen ſollen, was man im Krieg und in Gegenwart des Feindes

nes Studieren. Führet in Gedanken Krieg. Sezet euch Fälle: zum Beyspiele fraget euch, wie soll ich hier an die-

zu thun hat, ungemein vorsichtig seyn, und keine solche Manövres machen lassen, welche der Feind, wenn wir einen entgegen hätten, gewiß nicht ungestraft lassen würde. Nichts geht gerader den Zwek vorbey, nichts ist dem Bilde des Krieges unähnlicher, folglich nichts schädlicher, als in den Uebungen bloß willkührlich und nicht nach den strengsten Regeln der Kriegskunst zu handeln, und anderst marschiren, feuern, und Bewegungen machen zu lassen, als man es in Gegenwart des Feindes würde thun können.

Nichts ist für exercirte Truppen leichter, als diesen Posten, jene Anhöhe, jenes Dorf zu besezen; diesen Fluß zu passiren, dort Communications-Brüken zu schlagen, da einen Hinterhalt zu stellen, hier Colonnen zu formiren und aus jenem Defilé geschwinde heraus- und aufzumarschiren, oder durch eine hastige Wendung dem Feind in die Flanque zu fallen, oder jene Redoute, die keine Kugeln zur Vertheidigung hat, zu stürmen, u. dgl. Nichts ist leichter als ohne Widerstand zu siegen, nichts für den unwissenden Zuschauer schöner anzusehen, wenn wir keinen Feind vor uns haben, der uns an allen jenen Operationen durch sein Feuer oder durch Gegen Manövres zu verhindern trachtet; keinen, der uns sogleich dafür straft, wenn wir Lüken in unserer Schlachtordnung lassen; nicht eine jede Art Truppen an den Ort stellen, wo sie seyn solle; nicht genau genug die Zeit berechnen, um jene Anhöhen oder Posten eher als er zu besezen; wenn unsere Batterien oder unsere Redouten an unschiklichen Orten angelegt und errichtet sind; wenn wir durch falsche Voraussezungen ihm unvorsichtig die Seite bieten, und ein unrichtiges coup d'oeil falsche Bewegungen veranlasset; wenn unsere Flügel nicht gesichert sind; wenn der Hinterhalt zur Unzeit hervorbricht und unsere Parteyen ungewisse Nachrichten bringen; oder wenn wir einen Fluß am unrechten Ort, zur unrechten Zeit passiren wollen, und die gehörigen Maasregeln nicht wissen oder vernachläßigen — mit einem Wort, wenn wir nicht alle die

ſem Orte einen Verhalt ſezen, wie wird er hervorbrechen, wie kann der Feind ihn entdeken, wie wird er ſich zum Gefechte ſtellen? wie werde ich jene Heken vertheidigen, wie jenes Dorf durchſuchen, wie ſoll ich mich in der Ebene mit ſchwerer Reiterey gegen leichte vertheidigen, werde ich eher als der Feind jenen Berg gewinnen, wie werde ich mich darauf am beſten ſtellen? Wer dieſes alles im Frieden überdacht und im Kriege mit Verſtand geſehen, der wird ungemein helle Begriffe davon haben. Aber gemeiniglich werden alle Erfahrungen anderer uns doch nicht alles ſagen können, man muß ſeine Zuflucht zur Geſchichte nehmen. Man hat nicht immer Krieg. Auch der Umgang mit andern bildet, wenn man aus den Geſprächen geſchikter Leute zerſtreute Regeln der Kunſt ſammelt. Aber, wer nahet ſich ſolchen Männern, deren Erfahrung belehren könnte? Das Glük bey den noch lebenden Helden des ſiebenjährigen und der nachfolgenden Kriege zu ſeyn, ſie zu Lehrmeiſtern zu haben, iſt ſelten. Man wird ſich aber auch von dem, was man höret, lauter vermirrte Vorſtellungen machen, die nur durch die Theorie zurechte gebracht werden können. Niemand verſaget uns, Schriften zu leſen, in welchen wir dieſe erhabene Leute, ſo zu ſagen, handeln ſehen und reden hören. Ich rufe daher einem jeden jungen Officier mit dem Claudian zu: Widme indeſſen den Muſen den Fleiß. Lerne, was du nachahmen kannſt, unterhalte dich unausgeſezt mit dem Griechiſchen und dem Rö-

Hinderniſſe überdenken und vorausſezen, welche uns der Feind entgegen ſtellen kann, und wenn wir nicht lediglich allein unſere Uebungen darnach einrichten. Geſchiehet dieſes nicht, ſo drüken ſich dem Officiere wie dem Soldaten, falſche Grundſäze ein, die ihn, wenn er ſie einſt im Ernſte nachahmen will, verwirren, und deſto eher muthlos machen, weil er Hinderniſſe antrift, die ihm unbekannt geblieben ſind, und die er nicht erwartet hat. Alles Unerwartete aber muß oder kann doch gefährlich werden.

mischen Alterthume. Suche die schriftlichen Denkmähler alter Heerführer auf, und bereite dich auf diese Art zu dem künftigen Dienste. Ich seze noch hinzu: bereichert euren Verstand mit kostbaren Schätzen, ihr Lehrlinge des Krieges, mit den Gesezen und den Vorschriften eines Heerführers. Lernet auswendig, erforschet ihre Gründe, ihren Zusammenhang, folget dort, schränket hier ein. Beurtheilet, was ihr in den Werken euerer Kunst sehet, nach den Vorschriften eines Meisters, eines Feuquieres, eines Montecuculi; denket aber alles durch, betrachtet alles, fraget nach allem was einen Einfluß in die Wissenschaften des Soldaten haben kann. Betrachtet die Beyspiele aus der alten Geschichte, sezet den Lucullus gegen den Caligula, den Titurius Sabinus gegen den Xenophon, den Pompejus in den ersten Zeiten, da er sich den meisten Ruhm erwarb, gegen den Antonius bey Actium. Sehet wie Scipio in Sicilien den gewissen Untergang von Carthago zubereitet. Sehet den Sertorius in Spanien werben, und lernet von ihm den kleinen Krieg; sehet den Corbulo, den Aurelius, den Alexander die Kriegszucht wieder hervorbringen und verbessern. Lernet von den Römern die Vorrathshäuser anlegen, vom Cäsar und den Griechen das Lagern, vom Xenophon das Marschiren, vom Hannibal Kriegslist; vom Epaminondas, vom Cäsar fechten, von dem Alexander Entwürfe zu großen Unternehmungen führen; Kriegszucht, edle Gesinnungen, Gehorsam von den Römern. Achtet nichts im Kriege zu erhaben für euch. Wie weit soll euer Ziel hinausgehen? Vernachlässiget dabey die Neuern nicht. Studieret die auserlesensten Schriften, z. E. eines Türenne, Montecuculi, Feuquieres, Folard, St. Cruz, Puysegur, des großen Königs Friderichs II. u. a. m. Lernet von einem Alexander Farnese, von dem Prinzen von Oranien, und Conde, von denen Marschalls Turenne, Cre-

qui, Luxenbourg, Catinat, Vendome, Montecuculi, Starenberg, Grafen von Sachsen, Daun u. a. mehr. Die Kunst der Märsche und der Läger; von Vauban die Kunst Plätze zu befestigen und unüberwindlich zu machen; von Clairac die Feldbefestigungskunst; von Eugen die Geschicklichkeit, zahlreiche Armeen in den unfruchtbarsten Gegenden zu erhalten; von Vendome, das Glük, vom Soldaten im Nothfall mehr zu erlangen, als man von ihm zu erwarten berechtiget ist; von Condé den unfehlbaren Blik, der den Erfolg der Schlachten entscheidet; von Carl von Schweden, das Mittel, seine Truppen gegen Hunger, Kälte und Ermüdungen unempfindlich zu machen; von Turenne, das Leben der Leute zu schonen; von den Herzogen Carl und Ferdinand von Braunschweig, die alles dieß, was schon einzeln einen großen Feldherrn macht, vereinigt besizen, das Vertrauen, die Liebe und die Ehrfurcht des Officiers wie des Soldaten zu gewinnen.

Wie viel Dinge hat nicht der Soldat und wie viel mehr der Officier zu lernen? Man verlangt jedoch nicht, daß der Zögling, der junge Krieger schon ein vollkommner Officier seyn solle; er sey nur darauf bedacht, sich dazu vorzubereiten. Es ist aber ausgemacht, daß es ihm leichter werden kann als andern. Der Lehrbegierigste bleibt indessen in einem Labyrinth ohne Leitfaden, ohne Wegweiser. Wo soll er aber das, was wir gefodert haben, lernen? zu Hause, mittelst der Privaterziehung, die in einigen Stüken bedeutende Vorzüge vor der öffentlichen hat? Das ist unmöglich, wenigstens im Allgemeinen unmöglich. Nur eine ächte Kriegsschule bietet im Ganzen die Gelegenheit hiezu an; aber eine völlig soldatische Erziehung der Jugend, Kriegsschulen nach dem Beyspiele der Griechen und den Forderungen eines Puysegur sind selten.

Wenn es schwer ist, ein System von der Erziehung einzelner Kinder zu machen, so ist es gewiß weit schwerer, gewisse Regeln aufzusezen, die unwandelbar für eine Einrichtung dienen sollen, wo viele erzogen werden. Es ist, könnte man beynahe sagen, unmöglich dahin zu gelangen. Wir haben in der That eine Menge Schriften über diese Materie; sie geben vortreffliche und dienliche Vorschriften an, wie man einen einzelnen jungen Menschen erziehen, und unterrichten müsse: wir kennen aber wenige, welche zum Zwek haben, zu zeigen, wie viele Leute zugleich gebildet werden können?

Die Liebe zum allgemeinen Besten würde ohne Zweifel viele Zungen hievon beredt gemacht haben, wenn es möglich gewesen, feste und für alle Stände annehmliche Grundregeln über die Erziehungsweise festzusezen. Alle Wissenschaften haben gewisse Regeln, alles was geschrieben wird, gehet auf die Vollkommenheit hinaus, die man den Menschen darin schaffen will. Diesen Endzwek haben alle Lehrbegierige. Aber da man nicht alle Vorwürfe des Fleißes zusammen vor sich nehmen kann, so erfordert die Klugheit, sich insbesondere auf diejenigen zu legen, welche zu der Handthierung, die man gewählt hat, wesentlich gehören. Es ist demnach, da der Stand, welchen die Kinder haben sollen, nicht vorhergesehen werden kann, schwer, festzusezen, wie weit sie diese oder jene Wissenschaft treiben sollen. Der Eigenwille eines Vaters kann in einem Augenblike die sehr gut eingerichteten Stunden in Unordnung sezen, er kann aus einem Meßkünstler einen Arzt machen.

Diese Ungemächlichkeit ist allen Erziehungen eigen, aber sie hat nichts mit der eigentlichen Kriegsschule zu thun, deren alleiniger Zwek ist, Soldaten und Bürger des Staats zu bilden. Eine solche Anstalt ist der Achtsamkeit eines je-

den würdig, und auch jeder Patriot ist schuldig, ihr seine Kenntnisse mitzutheilen. Sein erster Wunsch würde seyn, daß man in der Erziehung junger Leute überhaupt, geflissentlicher durch lebhafte Schilderungen der größten Männer und der Wunder, die sie verrichtet, zum Gefühl ihrer Würde und ihrer Stärke weken, überall reine Begriffe der wahren Ehre geltend machen, und mit Nachdruk die Bewegungs-Gründe einer freywilligen und uneigennüzigen Tugend ausbreiten möchte? Versteht man die jungen Herzen durch die Erzählung seltener und außerordentlicher Thaten zu rühren, so wird man bey den Wohlgearteten, das Feuer in den Augen blizen und die brennende Begierde sehen, mit aller Anstrengung auch dergleichen auszuführen. Gut geschriebene Biographien sind hiezu mit vorzüglichem Nuzen zu gebrauchen, und ein Lehrer der Geschichte kann sich hier ungemein um die Jugend verdient machen.

Man muß die Seele junger Krieger zur Nacheiferung, zu Nachahmung großer Thaten, zu erheben suchen. Dieß geschah bey den Römern, Griechen und unsern Voraltern, den alten Deutschen, die von nichts als von den Thaten ihrer Väter hörten. Der Grieche brachte den größten Theil seines Lebens auf den öffentlichen Plätzen zu, wo er von nichts als von Denkmälern der Tugenden und der großen Thaten derjenigen umringt war, welche für das Vaterland gestorben waren.

Wer die Vollkommenheit seines Standes redlich wünschet, und sich dabey nicht scheuet, die Wahrheit zu bekennen, wird sich nicht blenden lassen; nicht die Pedanterey für Tiefsinn, das Getändel für erhaben und die mancherley Vernachläßigungen für groß halten; er wird vielmehr eingestehen, daß sich bey den meisten Erziehungs-Anstalten hin und wieder viel Pedantisches durch die, welche

die Wissenschaften lehren sollen; viel Faselndes durch die, welche den Leib ausarbeiten sollten; und viel Mönchhaftes oder Freygeisterisches durch die meistens laue und gleichgültige Art, wie die Religion gelehret wird, in diese Heiligthümer einschleicht. Hier sollte vielmehr die heranwachsende Jugend Wahrheit und Tugend lebhaft lieben lernen. Ihre Körper sollten zu dem beschwerlichen Wege, den sie betreten wollen, zweckmäßiger abgehärtet werden. *)

Ich glaube, daß es nicht genug sey, wenn einer ein wenig rechnen, messen, zeichnen, und über die verschiedenen Festungs-Arten auswendig gelernte Machtsprüche seines Meisters herzusagen weiß. Eilfertiges Lesen militärischer Schriften ist nicht hinlänglich, und der Fleiß, die Fehler der Befehlshaber zu bemerken, †) noch ehe man die einsehen lernen, welche der Posen vor dem Gewehr macht, bildet die Soldaten-Jugend noch nicht zu geschikten Officieren. Es gehöret mehr dazu, als einen Montecuculi auswendig zu wissen, um ihm auch nur einen Marsch nachzumachen. Ein ganzes Wörterbuch von zum Theil ungewöhnlichen Kunstwörtern auswendig wissen, prägt uns die Kunst, die sie bezeichnen sollen, noch nicht ein.

Der Zögling muß ohne Zweifel die ersten Grundsätze erlernen und dadurch in den Stand gesezt werden, Erfahrungen zu machen, und nicht allein, auf dem Papier, son-

*) Daß ich hier nicht ohne alle Ausnahme spreche, und jede rühmliche Anstalt zu respektiren, für Pflicht halte, werde ich wohl nicht zu erinnern nöthig haben.

†) Man sollte es nicht leiden und Mittel anwenden, dergleichen ungeziemendes Raisonniren zu unterdrüken. Ich habe bemerkt, daß die mehresten, welche sich mehr mit den Fehlern ihrer Befehlshaber als mit ihrem Dienste beschäftiget, beydes nicht verstanden haben.

dern einst auch im Felde zu kriegen. Diesen Zwek würden die eigentlichen Kriegs-Gelehrten bey der Soldaten-Jugend am ersten erreichen. Freylich ein neuer Name, der sich von den militärischen Sophisten unterscheidet, die wenig gesehen und doch alles wissen wollen, die auf ihrem militärischen Dreyfuß Orakelsprüche thun, und doch in dem gemeinen Feld-Leben blind wie Tiresias sind. Wer Feldzüge gethan hat, erkennet den Stuben-Helden auf der ersten Seite.

Es sind Dinge in der Welt, die man durchaus sehen und empfinden muß, um sich eine wahre Idee davon zu machen. Eine gemalte Colonne, eine gezeichnete Gegend, sind nicht die wirklichen. Erst muß ich hier wissen, was die Zeichen bedeuten; und wer sich einen Begriff von einer Gegend nach dem Plane machen will, muß die Kunst schon verstehen, sie darauf zu finden. Wer aus einer gezeichneten Colonne, besonders da der Zeichner sie nur in ihrer vollkommensten Beschaffenheit malet, sich einen Begriff von ihr selbst machen soll, ohne sie in einer Ebene, im Defiliren, im Marsche, mit andern zugleich, in Gegenden, wo sie in verschiedener Richtung sind, wirklich gesehen zu haben, wird damit ungefähr so gut fortkommen, als der ihren Marsch nach einer theoretischen Grundlinie ausrechnen wollte. Es wird jeder einsehen, daß ich auf die nöthige Erfahrung ziele, ohne die keine wahren Vorstellungen möglich sind, nnd daß ich kühn genug bin, zu behaupten, daß, ohne den Krieg gesehen zu haben, niemand davon anders, als ich von einer Gegend urtheilen kann, die ich mir beschreiben lassen, wo ich anders nicht in dieser Kunst erfahren bin. Es ist nicht möglich, alles selbst zu sehen. Es ist also nicht möglich, daß alle Begriffe vollständig seyn können; und sie sind es auch nicht einmal alsdann, wann wir

sie selbst gefaßt haben. Dessen ungeachtet nehmen wir gar oft die Ueberredung für Ueberzeugung, das Wahrscheinliche für wahr, ja das Falsche für erwiesen an. Wir irren und folgern aus willkührlichen Irrthümern, neue Irrthümer. Man sezet gar zu gern Dinge voraus, die nicht gewiß sind. Wie oft glauben wir, der Feind mache einen Fehler, weil wir wünschen, daß er es thäte? Fand Feland seine Colonne nicht allenthalben, weil er sie überall suchte? Dieses unglükliche Voraussezen zieht uns einen Flohr vor die Augen, und macht uns zur genauen Untersuchung unfähig. Der Theoretiker sezet also auch zuweilen in der Theorie Grundsäze voraus, die nicht allgemein wahr sind, verwenget Begriffe wegen einer Beziehung, die sie nur in Rükssicht fremder Umstände mit einander haben, und trennet andre, weil sich Dinge entgegen stellen, die eigentlich nicht dazu gehören.

So klar auch die unumgängliche Nothwendigkeit einer gründlichen Theorie und ihre Nuzbarkeit erwiesen ist; mit so vieler Ueberzeugung ich sie auch bisher jedem jungen Officier, der sich geschwinder und leichter höherer Stufen der Ehre würdig machen will, empfohlen habe: so glaube ich doch nicht, daß sie einen Officier ganz allein vollkommen machen könne. Bey dem fleißigsten Studiren unsrer Kunst, bleiben noch Vorfälle übrig, die wir nicht voraussehen können, und die sich doch in der Ausübung finden. Nur im Krieg lernet man wahrhaftig den Krieg. Der Feind ist der beste Lehrmeister. Man muß sich zum Anblik der Ambronen gewöhnen, wenn man mit ihnen, wie Marius, siegshaft fechten will. Erstrekt sich zum Exempel, die Verrichtung des schweren Reiters nicht über die Linie und das Schlachtfeld, und die Einsicht des Officiers nicht über die Feldwache hinaus: so geht die Geschiklichkeit des einen und

die Erfahrung des andern auch nicht weiter. Er erschrikt, wenn er fünfzig Pferde allein führen soll, da ihm in der Linie, wo er lediglich zu fechten gewohnt ist, jeder Schritt vorgemessen ist.

Wenn man den Officier der schweren Reiterey auf einige Zeit, (wie es zum öftern im preußischen Dienste geschieht) in die wahre Schule seines Handwerks, zu der leichten, schikte; *) wenn er öfter den Feind sähe; wenn er öfter zu Gefechten käme, da er die Hurtigkeit im Befehlen erhalten, Ordnung beobachten und wiederherstellen lernete: so könnte er sich durch die Erfahrung bilden und geschwinder die Fähigkeit erhalten, einst große Korps zu commandiren, und das Vorurtheil würde sich verlieren, daß ein Kavallerie-Officier weiter nichts als brav seyn und beherzt, den Huth in die Stirne gedrukt, voran reiten dürfe.

Die Unwissenheit der niedern Officiere, sobald sie nur von sich abhangen, sezt sogar die Armee oft in Verlegenheit. Sie erfahren alsdann, daß man den schönsten Plan zu zeichnen verstehen, und doch auf dem Felde fremde, und zum Beyspiel eine Redoute an einem ungeschikten Ort, anlegen kann; daß man Schlachtordnungen, Märsche der Colonnen und andre große Manövres sehr niedlich zeichnen, und doch sehr verlegen seyn könne, einen Auftrag mit fünfzig

*) Meine Erfahrung erinnert mich schon an Beyspiele, die deswegen den erwünschten Erfolg nicht hatten, weil man Officieren der schweren Reiterey, die zwar mit vieler Ehre vorher gedient hätten, gleich ansehnliche Korps leichter Truppen zu commandiren gab, noch ehe sie in selbigen gedient und Gelegenheit gehabt hatten, sich diesen Dienst bekannt zu machen. Doch auch hier hat das glükliche Genie eines trefflichen Mannes, der wenigstens vorher die Theorie des leichten Dienstes studiret hatte, Ausnahmen gemacht.

Pferden zu übernehmen, oder auch nur in gewissen Umständen eine Patrouille geschikt zu führen, und einen deutlichen, zuverläßigen Rapport zu machen.

Officiere, welche die Vorposten nicht gesehen, nie ein Detaschement geführt, oder sich mit des Feindes Vorlaufer geschlagen, machen sich gemeiniglich eine falsche Idee von diesem wichtigen Theile der Kriegskunst. Manche von ihnen, die hiezu keine Gelegenheit gehabt, oder es nicht gewagt haben, selbst Parteyen anzuführen, stellen sich als wenn sie den kleinen Krieg für sich zu gering hielten, sprechen eben so unwissend als verächtlich davon, und sehen den Parteygänger als einen bloßen Freybeuter an. Sie wollen, weil sie meistens keine vollständige Idee davon haben, nicht glauben, daß mehr als Muth, mehr als einige taktische Begriffe und die gewöhnliche Kenntniß der großen Theile des Krieges zu der nöthigen Eigenschaft eines Parteygängers, nämlich eines Chefs leichter Truppen, gehöre. Sie wollen sich nicht erinnern, daß in dieser Schule schon viele große Generäle ihre erste Bildung erhalten haben. Gute Parteygänger sind ohnstreitig das, was man in allen Armeen am seltensten findet; diese müssen so wie die Dichter geboren werden, sagt ein verdienstvoller Mann in seinem Sophron, und der Dienst der leichten Kavallerie hat unzählige Beschwerlichkeiten, die, um sie auszuhalten, oft mehr als menschliche Kräfte verlangen. *)

Der kleine Krieg ist dessen ungeachtet noch nicht genug theoretisch ausgearbeitet. Man lehret insgemein eben so wenig, wie

*) Ob ich gleich mehrere Campagnes in einem Corps leichter Truppen gemacht habe, so glaube man doch ja nicht, daß ich dieses aus Vorliebe oder Partenlichkeit behaupte. Meine Absicht ist nur, anzehenden Officieren die irrigen Begriffe, die sie sich von diesem Dienste machen könnten, zu benehmen.

man sich gegen die Anfälle vertheidigen, als wie man selbst Anfälle mit Nachdruk und Verstand unternehmen könne? Diejenigen, welche den Krieg abhandeln, übergehen oft die ganze Lehre, oder sie tragen sie nur zerstreut und stükweise vor. Man beschäftiget gemeiniglich die jungen Leute zu frühzeitig mit den großen Bewegungen der Armeen und dem Sublimen der Kunst. Daher mag es auch kommen, daß man einen großen Theil von ihnen, mehr und zuverläßiger von dem sprechen hört, was ein General wissen muß, als von dem, was einem Officier von niedrigerm Grade zu wissen unumgänglich nöthig ist. Und doch zeigt sich ihm schon hier ein weites Feld, wo er seinen Fleiß und Nachdenken üben kann. Ich will nur Einen Beweis anführen: So wahr es ist, daß man ohne Nachrichten vom Feinde, wie Ajax ohne Licht, gegen den Gegner bleibt, so nöthig ist es, Kundschaft zu holen.

Die Beunruhigung der Feinde, die Aufhebung der Quartiere, die Entdekung der Gegenden, wo man marschiren und schlagen wird, die Einsperrung der südlichen Besazung im Winter, welche fast immer Bewacht halten und sich abmatten müssen, die unsicher gemachten Zufuhren, die beschwerlichen Gefechte zur Vertheidigung der Futter-Holenden ꝛc. sind lauter Verrichtungen der Parteyen; und wahrlich, diese wollen auch studiret und gelernt werden! Man überdenke nur selbst diese Umstände, und frage sich: ob man nicht als Chef oder Untergeordneter zu solchen Verrichtungen gebraucht werden könne? und ob man ohne Vorbereitung seine Schuldigkeit erfüllen werde. Sind nicht noch hundert andere Fälle möglich, ereignen sich dergleichen nicht alle Augenblike? Jene Verrichtungen gränzen zwar an das Große der Kunst, oder sind vielmehr Theile von ihr: aber, wer siehet nicht, daß sich jeder, der als Officier dienet, auch um das Große in der Kunst zu bemühen habe?

Der weite Umfang der Kriegskunst läßt sich nicht auf einmal übersehen, man muß zeitig anfangen, ihre Maximen zu lernen. Sie sind so genau miteinander verbunden, daß jeder in seinem Grade, den Zusammenhang des Ganzen einsehen muß, wenn er vernünftig und nach der Vorschrift der Kunst verfahren will. Dringet also nur, meine jungen Freunde, in die Geheimnisse der Kunst, auch alsdann noch ein, wann man euch mißkennet, im Staube schmachten läßt, wann euch keine äußere Vorzüge zu Theil werden, und wann ihr wenig Hoffnung habt, euch auf hohe Stellen empor arbeiten zu können? O lasset euch dieses nicht irre machen, gehet auf der rühmlichen Bahn, die ihr einmal betreten habt, getröst fort; verfolget den Weg der Pflicht und der Ehre. Begnüget euch in dieser Lage an dem innern Gefühle, höhere Stellen zu verdienen, und beweiset durch fleißige und gewissenhafte Erfüllung eurer Pflichten, daß ihr wirklich von dem Glük einen günstigern Blik verdient hättet.

Das Urtheil aller Thoren der Welt muß einen Mann nicht hindern, seinen Werth zu empfinden. Er schäzet sich hoch, aber er ist dabey bescheiden. Erinnert euch also, daß wenn es schwer ist, durch die Gunstbezeugungen des Glüks nicht stolz zu werden, es nicht weniger schwer ist, die Ungerechtigkeiten desselben mit Würde zu ertragen.

Das Schikſal kann verursachen, daß das gemeinste Verdienst uns blendet; aber bey der geringsten Widerwärtigkeit kommt der Held wieder zum Vorschein. Und welche Lehre für die Welt ist der Held, der mit dem Glüke kämpfen muß!

IV. Abſchnitt.

Auf welche Art und durch welche Mittel die Duelle, wo nicht gänzlich vertilgt, wenigſtens doch ſeltener gemacht werden könnten.

Reizend töne des Ruhms lokender Silberklang
An das klopfende Herz!! — denn die Unſterblichkeit
Iſt ein großer Gedanke —
Iſt des Schweiſes der Edlern werth.

Die Wichtigkeit des Gegenſtandes und die Gelegenheit, welche ſich von ſelbſt dargeboten, meinen jungen Freunden meine Gedanken über die militäriſche Erziehung, nämlich über dasjenige zu eröffnen, was ein junger Menſch, der den Waffen gewidmet iſt, zu lernen habe, und auf welche Art er vorbereitet werden müſſe, hat mich im leztern Abſchnitt zu einer Art von Ausſchweifung verleitet, die meine Leſer um ſo eher entſchuldigen werden, wenn ſie ſich des Geſichtspunkts erinnern wollen, von dem ich in Rükſicht auf die Entſtehung der meiſten Duelle, ausgegangen bin. Sie werden dann finden, daß das, was ich geſagt habe, und woraus ſie vielleicht einigen Nuzen ſchöpfen können, unſerm eigentlichen Gegenſtand nicht ſo gar fremd war.

In der guten Erziehung und in der daraus folgenden Sittlichkeit, ſuche ich nun auch vorzüglich die Mittel auf,

die Quelle zu vermeiden, und dieses Vorurtheil zu schwächen. Die wahre Schöpferin der Sitten ist unstreitig die Erziehung; durch sie muß das Gefühl des Schönen, die Gewohnheit der Ordnung, der Geschmak an Tugend, durch sie muß edle Verachtung der Weichlichkeit und alles Geschminkten, Gekünstelten und Kleinfügigen; dagegen Liebe der Einfalt und des Natürlichen, mit jeder andern menschenfreundlichen, geselligen und Gott gefälligen Tugend von dem Herzen Besiz nehmen. Durch sie muß jedes Geschlecht, jeder Stand seine Privattugenden erhalten; der Student zum Gelehrten, der junge Krieger zum Befehlshaber und überhaupt jeder zu dem, was er seyn soll, gebildet werden.

Umsonst werden wir mit glüklichen Neigungen gebohren: ohne die Erziehung, welche die Züge entfaltet, und ihnen Majestät einprägt, würde man den Menschen vom vernunftlosen Thiere kaum unterscheiden.

Da nun eine gute Erziehung, das heißt, eine Erziehung, welche das ist, was sie seyn soll, vorzüglich beflissen seyn wird, gute, redliche Herzen zu bilden und dem Verstande aufzuhelfen; überhaupt aber dahin abzweket, die wahre Glükseligkeit des Menschen zu gründen, ihn auf seine künftige Bestimmung vorzubereiten; ihm Liebe zur Tugend und Abscheu gegen das Laster einzuflößen; ihn seine Pflichten kennen zu lernen und seinem Gemüth jene heilige Regel einzuprägen: Andern beständig das zu thun, was man will, daß sie uns thun sollen; so wird sie die Frömmigkeit am ersten empfehlen und mit dieser Tugend anfangen, weil sie sowohl der Grund guter Sitten, als auch eine besondere Zierde der Jugend, ihr auch vorzüglich, so wie allen Menschen, anständig und nöthig ist. Die gute Erziehung arbeitet ferner dahin, die Begriffe der Tugend, das Gefühl der wahren Ehre, und mit ihnen die Empfindungen von Treue,

Rechtschaffenheit und vom Gehorsam zu entwikeln; die Aussichten des Geistes zu erweitern, und so die Triebfedern des Herzens zu veredeln. Sie wird durchaus bemühet seyn, zu verhüten, daß nicht üble Gewohnheiten ihre Herrschaft gründen, und schädliche Vorurtheile sich des Verstandes bemächtigen; sie wird endlich auch zu einer nüzlichen Thätigkeit zu gewöhnen suchen.

Zwar nicht alle haben das Glük, eine solche Erziehung zu genießen: leider wird sie nur den wenigsten in diesem Maase zu Theil. Einige vernachlässigen sie aus eigener Schuld; bey andern wird sie durch Verführung oder lasterhafte Neigungen ausgelöscht; viele werden durch häusliche Beyspiele verdorben. Die Wahrheit wird aber allemal durch die Erfahrung bestätiget, daß Unsittlichkeit und mancherley Unarten, Unwissenheit, und mit ihr die so schädliche Langeweile, Folgen einer schlechten Erziehung sind. In der Vermeidung dieser Folgen, liegen meines Erachtens auch die Mittel, die Duelle zu vermeiden. Wenn wir nun diese Mittel in nähere Betrachtung ziehen wollen, so müssen wir einiges wiederholen, das schon gesagt worden, und nicht genug eingeschärft werden kann.

Das erste, was man zu thun hat, und worauf das meiste ankommt, ist: daß man sich bemühe, die Gelegenheiten zu entfernen, woraus gewöhnlich die Duelle entstehen; nach und nach die Fehler der Erziehung zu verbessern und edle Gesinnungen anzunehmen.

Freundschaftlicher Umgang; nüzliche Beschäftigung; genaue und sorgfältige Aufsicht auf das sittliche Betragen der Officiere; Mißbilligung und Verachtung aller Art von Ausschweifungen, und wenn es nicht anders seyn könnte, Wegschaffung eines verlornen unverbesserlichen Subjects, wür-

den das Uebel ungemein hindern. Es ist besser, sagt uns die kluge Kriegszucht, wenn man die Fehler hindert, als sie strafen muß.

Die Eigenliebe, die treue Gefährtin der Unwissenheit, verderbt viele junge Leute. Sie ist ein Unart, die gewiß nicht empfiehlt, und zu mancherley Zänkereyen Anlaß zu geben pflegt. Unter allen Thorheiten, denen die Jugend unterworfen ist, gibt es keine, welche die Gestalt derselben mehr verunzieren, und ihre Aussichten auf künftiges Glük mehr verdunkeln, als Selbst-Vertrauen, Eigendünkel und Hartnäkigkeit. Zu weise, um noch zu lernen, zu ungeduldig, um erst Ueberlegungen anzustellen, stürzet sie sich mit hinreissender Unvorsichtigkeit mitten unter alle die Gefahren hin, von denen das Leben so voll ist. Die Disputirsucht, der Widerspruchs-Geist, die Rechthaberey entspringen aus jenem Fehler. Er kommt zuweilen aus einer blos verdrießlichen Angewohnheit her, die aber verhaßt und den Umgang solcher Menschen sehr beschwerlich macht. Es gibt so unartige Leute, und zwar in jedem Stande und Alter, die alles zu bestreiten suchen, die niemals der Meynung andrer seyn können, die alles besser wissen wollen. Kaum öffnet jemand den Mund, um etwas vorzubringen, so öffnen sie auch schon den ihrigen, um zu widersprechen; man sieht es ihnen an, wie sie sich aus bloßem Widerspruchs-Geist anstrengen, Widersprüche zu ersinnen, um dasjenige zu bestreiten, was sie sehr oft selbst nicht verstehen. Daher kommt es auch, daß ihre Behauptungen eben so oft albern als lächerlich sind; und wenn sie dieses merken, oder davon überzeugt werden, so schämen sie sich zwar: aber es ist eine falsche Schaam, die sie in Behauptung ihrer Säze nur desto hartnäkiger, und, weil sie sich durch Widerspruch für beleidigt halten, sie endlich selbst zu Beleidigern macht. Wie oft

schon ein ungeziemender hartnäkiger Widerspruch, besonders, wenn er mit einem hizigen und auffahrendem Wesen begleitet ist, selbst dem besten Freunde den Degen in die Hand gegeben, ist leider bekannt genug; es ist ein Fehler, der zu eben so viel Händeln Anlaß gibt, als die Spottsucht, der beissende Scherz, die Gewohnheit höhnisch zu lächeln, zu neken und zu sticheln, und dabey sich das Recht anzumassen, alles dieses zu thun, ohne dagegen Scherze annehmen zu dürfen. Ein gefährlicher Zunder, der nur einen Funken braucht, um die Empfindlichkeit bis zur Wuth zu entzünden. Die Kunst fein und angenehm zu scherzen, ist eine Kunst, die nicht jedermann versteht, und mit der sich doch so viele abzugeben pflegen. Die Eigenliebe, welche ihren Wiz darin zeigen will, verachtet die Gefahren, die hieraus entstehen können; eher waget sie es, einen Freund zu beleidigen, als ein bon mot in sich zu erstiken. Der Wiz ist eine schimmernde aber zugleich auch gefährliche Eigenschaft; ein scharf schneidendes Messer, das in der Hand des Vorsichtigsten leicht verwunden, und in der des Boshaften gar tödten kann. Nichts ist verhaßter und gefährlicher als wenn der Wiz sich mit einem bösen Herzen vereiniget findet. Grobe Scherze, so treffend sie auch seyn mögen, bleiben immer Merkmale einer schlechten Erziehung, und allzugroße Empfindlichkeit, die in allem etwas Anzügliches oder Beleidigendes suchet, und dann auch findet, zeiget gemeiniglich Unverstand, oder Mangel an Lebensart an. Außerdem daß die Rolle den Spaßmacher und die lustige Person zu spielen, an sich verächtlich ist, und keinem Stande weniger ansteht als dem Soldaten-Stande, so entstehen unausbleiblich Zänkereyen und Händel daraus, die man vermeiden könnte, und die gewiß niemals Ehre machen. Der junge Officier hüte sich, selbst in der größten Vertraulichkeit mit seinen Kameraden sich niedrige Arten von Nekereyen,

oder gar Balgereyen zu erlauben, die man kaum den Musketieren gestatten sollte. Sobald eine solche Art von Unterhaltung unter ihnen einreißt, so höret alle Achtung, die man sich auch bey der innigsten Freundschaft immer schuldig ist, gleich auf: denn es ist gewiß, daß die Freundschaft ohne wechselsweise Achtung, welche die Grundfeste ist, worauf sie gebauet seyn muß, ohne welche sie oft geschwinder sinket als sie entstanden, niemals von langer Dauer seyn kann. Freunde also müssen Achtung für sich selbst haben, und dieses ihr erstes Gesez seyn lassen. Man kann sich zärtlich lieben, allen steifen Zwang aus seinem Umgang verbannen, und sich dabey doch immer mit Anstand und Höflichkeit begegnen. Alles Balgen mit Händen und Stöken unterlasse man daher gänzlich, dieß ist höchstens ein Spaß, den man der niedrigsten Klasse von Menschen verzeiht, und aus dem zulezt Unannehmlichkeiten und Händel entstehen, und — wer weiß es nicht? — unzählige Male entstanden sind. *)

Der Müssiggang gleichet einem Schlunde, der allerley Laster aussprudelt. Die Stunden, die man in denselben zubringt, verlaufen gemeiniglich bey Spiel, Liebe, Wein und Frivolitäten, denen das Duell immer verborgen zur Seite gehet. Wir wollen hören, wie ein alter Soldat, der in den Waffen grau geworden, hierüber gedacht hat. Montluc sagt in seinem lehrreichen Buche: „Geiz, Spiel, Liebe und Wein, sind die Klippen, vor welchen man einen Offizier nicht genug warnen kann. Gewinnet ihr, so suchet ihr nur immer Leute auf, denen ihr etwas abnehmen könnet. Verlieret ihr, so suchet ihr Leute, die euch etwas borgen, oder Mittel, Geld zu erhalten. Anstatt, daß ihr darauf

*) Man lese über dergleichen Gegenstände: den militärischen Sophron, ein herrliches Buch, das ich angehenden Offizieren dringend empfehle.

sinnen sollet, den Feind zu hintergehen, so denket ihr nur darauf, wie ihr die Karten mengen und die Würfel kneifen sollet. Der Wein bringt uns um unsre gute Nachrede. Wie wollen Sie, wird man zum Befehlshaber sagen, wie wollen Sie diesem Menschen etwas auftragen, er wird ja gewiß, wenn er alle Sinnen nöthig haben wird, besoffen seyn. Der Geiz bringt millionenweise üble Folgen. Eure Soldaten werden euch hassen, sie werden euch in den Gefahren verlassen, weil ihr einen Thaler mehr als einen ehrlichen Kerl liebet. — Die Liebe vermeidet, oder führet euch behutsam dabey auf. Wie unanständig ist es, wenn die Liebe für eine * * * uns um die Ehre bringt, oder gar das Leben kostet! Hänget sie an den Nagel, wenn ihr zu Felde gehet. Leute, die nur verliebt sind, müssen eine Spindel und keinen Degen führen; und außer dem Zeitverluste und den Schwelgereyen, welche eine unsinnige Liebe veranlaßt, verwikelt sie uns auch in unendliche Streitigkeiten und entzweyet uns zuweilen mit unsern Freunden. Ich habe deren mehr der Liebe wegen, als aus Ehrbegierde fechten sehen."

Die Verachtung, die das schöne Geschlecht gegen Feige heget; die besondere Hochachtung, die es für tapfre Krieger trägt; die Ehre, die es ehedem genoß, als Schiedsrichter in Kämpfen angenommen zu werden; so viele aus Ergebenheit für dasselbe zerbrochene Lanzen: so viele Lorbeern, die man brach, um sie diesem Geschlechte anzubieten, sind Beweise, daß man dem edelsten Theile von ihm, nur durch Bravheit, Tapferkeit und Großmuth am sichersten gefallen könne.

Wenn ihr dieser mächtigen Leidenschaft nicht ausweichen könnet, so wünsche ich, daß sie euch wenigstens Antrieb zu großen Thaten seyn möge. Ein Montmorency, ein **Gui de Malvoisin**, ein **Josserand de Bourgogne**, und viele

andere, dienten ihrem Vaterlande nur, um ihren Gebieterinnen zu gefallen. Ha! wenn meine Geliebte mich sähe! rief der junge Leuranges, indem er Sturm lief. Was für ein Verhalten soll man aber gegen das schöne Geschlecht beobachten? Es verehren und fürchten.

Ein Augenblik von Schwachheit bey einem Manne, wie Turenne, ist hinreichend, die reinste Tugend zu ermuntern, daß sie gegen die Ueberraschungen des Herzens auf ihrer Huth sey.

Wer die Liebe nicht kennet, ist glüklich: Wer sie besieget, erwirbt sich Ruhm. Ihre Pfeile erreichen nicht diejenigen, die sich in einer gehörigen Entfernung halten: sie ist gemeiniglich schwach, wann sie entsteht, und wer sie alsdann bekämpft, wird sie meistens besiegen. Muthige Seelen werden allemal in vernünftigen Vergnügungen, in anständigen Uebungen, und in einer ernstlichen Beobachtung der Pflichten ihres Standes Waffen antreffen, womit sie sich gegen die Anfälle der Liebe glüklich vertheidigen können.

Es ist freylich schwer, Herr über die Leidenschaften zu werden. Aber was für ein Ruhm wäre es, tugendhaft zu seyn, wenn der Weg zur Weisheit ohne Dornen, bequem und gebahnt wäre. Ich verdamme das Vergnügen durch strenge Regeln nicht; ich gestehe, daß es ein Gut sey: aber nur dasjenige Vergnügen ist ein Gut, welches keine Reue bringen kann. Man muß sich dem Vergnügen nicht ganz überlassen, man kann ihm vernünftig zur Seite bleiben. Wollen Sie also, meine jungen Freunde, glüklich seyn, so schleichen sie nur über jenes Vergnügen hin. Was soll man aber, sagen sie, vor langer Weile in einem Winterquartier auf einem Vorposten, auf der Wache, im Besazungs-Ort anfangen? Soll ich es Ihnen sagen? Unterhalten Sie

ſich mit den geſchikten Köpfen, leſen Sie Bücher, welche die Größenlehre, die Geſchichte, die Naturlehre, die Wohlredenheit und die ſchönen Wiſſenſchaften abhandeln. Lernen Sie die Mutterſprache, deren Grundſäze Sie oft nicht kennen und deren Schönheiten faſt immer unbekannt ſind. Beſtreben Sie ſich auf alle Art und Weiſe, mit dem Sophocles, der die Irrthümer der Jugend abgelegt hatte, endlich ſagen zu können: Ich freue mich, der Gewalt eines verdrießlichen und ſtrengen Meiſters entgangen zu ſeyn. Fliehen Sie deßwegen den Müßiggang, als die unfehlbare Quelle ſowohl der Verſchuldung als des Verderbens. Unter Müßiggang aber verſtehe ich nicht allein Unthätigkeit ſelbſt, ſondern auch den ganzen Zirkel läppiſcher Beſchäftigungen, in welchen ſo viele ihre Jugend verſchleudern.

Der Kriegsſtand hindert nicht an Bearbeitung der Wiſſenſchaften. Die Zeit, die ein junger Menſch darauf wendet, entzieht er ſeinen Leidenſchaften zum Beſten ſeiner Geſundheit. Die Wiſſenſchaften, ſagt Cicero zu ihrem Lobe, nähren die Jugend, und vergnügen das Alter; ſie verſchönern das Glük, und gewähren Troſt im Unglük; ſie ſind ein angenehmer Zeitvertreib auf unſern Zimmern, ohne uns ein Hinderniß in unſern Geſchäften zu ſeyn; ſie übernachten mit uns und fliehen mit uns vom Geräuſche der Stadt zur Stille des Landlebens. Und wären wir auch nicht fähig, ſie zu erreichen, noch ihre Schönheiten zu empfinden: ſo müßten wir ſie doch immer bewundern, wenn wir ſie bey andern ſähen.

Das Verlangen, Kenntniſſe und Einſichten zu erwerben, iſt alſo bey einer Militärperſon höchſtlöblich, ſo bald ſie dabey nicht vergißt, daß das Studium des Krieges für ſie das Weſentlichſte iſt, und daß ſie nur ihre Muße den andern Wiſſenſchaften widmen darf.

Jeder lerne sein Handwerk, und wir werden geschikte Leute in allen Arten haben. Oft ist man nur darum unwissend, weil man allzuviel gelernt hat: denn nichts ist gewöhnlicher, als Leute zu sehen, die alles wissen, ausgenommen das, was sie schlechterdings wissen müssen; die sich aus ihren Zeitverkürzungen eine Beschäftigung machen, und nur die Zeit bedauern, die sie den Pflichten ihrer Lebensart zu widmen verbunden sind.

Ich habe, sagte **Marius** (im Sallust) zu den Römern, nicht alles gelernt, was die Griechen lehren: ich hatte niemals Geschmak an einer Wissenschaft, deren Lehrer selbst aus derselben keinen Vortheil für die Tugend gezogen haben: aber ich habe mich zu Uebungen gebildet, die für die Republik weit nüzlicher sind. Die Feinde schlagen; feste Pläze erobern oder vertheidigen; nichts als die Infamie fürchten; Kälte und Hize ertragen; auf der Erde schlafen; Hunger und zugleich Beschwerlichkeiten ausstehen: dieß sind die Lehren, durch deren Ausübung ich eure Truppen beleben werde. Niemals sollen sie mich strenge gegen sich, noch nachsehend gegen mich selbst antreffen und niemals werde ich mir den Ruhm von ihren Arbeiten zueignen."

Turenne liebte die Geschichte, und wußte sie zu benuzen. Ihm war nichts unbekannt, was ein großer Mann wissen muß; aber er lernte nichts von dem, was er nicht wissen darf. Der Umgang mit vernünftigen Leuten und die Lektüre gründlicher Bücher beschäftigten allein seine Muße. Und — wie viel Beyspiele aus unserm Zeitalter, von Prinzen und großen Männern könnte man noch anführen, wenn man nicht fürchten müßte, allzuweitläufig zu werden.

Ein nüzlich beschäftigtes Leben ist der größte Segen. Dadurch werden wir vor vielen Reizungen zum Bösen be-

wahrt. Arbeit über die Kräfte der Seele. Müßiggang ist überall die Quelle des Lasters. Reinigkeit der Sitten herrscht nur da, wo Ordnung und eine nüzliche Geschäftigkeit jede Stunde des Tages ausfüllt. Arbeit veredelt jede sinnliche Freude und macht sie schmakhafter. Der Leichtsinn, von Wohlleben und Müßiggang, Irreligion und Sinnlichkeit erzeuget, kann nicht empor kommen, wenn man den Fleiß in allen nüzlichen Geschäften liebet. Immer hatte das erhabenste Genie den regsten Fleiß zu seiner Begleitung, wenn es sich in seinem wohlthätigsten Glanze zeigen und von der Sinnlichkeit nicht niederdrüken lassen wollte. Ein Jüngling, der einmal Geschmak an nüzlichen Geschäften gefunden hat, und um den für ihn so gewaltigen Reizungen des Leichtsinns sich zu entwinden, und um dieses zu können, sich selbst erlaubte Vergnügungen bisweilen versagt, wird mit Verachtung auf den Tändler und Schwärmer herabschauen, und weisere Erhohlungen wählen, als bloße Vergnügungen der Sinne.

Die frühe und beständige Uebung des Körpers gibt jedem seiner Nerven Kraft und Stärke; sollte die tägliche Uebung des Verstandes in nüzlichen Arbeiten nicht auch diesen stärken, die Sinnlichkeit schwächen und den Geist erhöhen? Würden jene Männer und Helden, welche wegen ihrer großen Thaten und der Werke ihres Geistes die Ehrfurcht und die Bewunderung aller Zeiten haben, so groß geworden seyn, wenn sie ihren erhabenen Geist nicht beständig gebildet, gestärket und geübt, wenn sie nicht mit der größten Verstandsanlage auch den größten Fleiß verknüpft hätten?

Die Sitten nehmen leicht die Gestalt derer an, mit welchen man zusammen lebet. Daher ist die Vorsichtigkeit in dem Umgang und die Wahl der Freunde für jeden Stand

und für jedes Alter ein so wichtiger Punkt, der unsre ganze Aufmerksamkeit verdient. Der gesellschaftliche Umgang könnte ein vortreffliches Mittel der Weisheit und Tugend werden. Aber was die Pest für die Gesundheit ist, das ist der schlechte Umgang für die Seele. Ich kenne auch in der That keine gefährlichere Pest, welche junge Seelen so herabwürdigen, verderben und vernichten könnte, als ein anhaltender vertrauter Umgang mit solchen verwahrloseten Geschöpfen, die für Ehre, Tugend und Edelmuth fühllos geworden sind.

Eine heilsame Gewohnheit bey den Alten, deren Einführung auch unter uns zu wünschen ist, war diese, daß junge Leute, die nach Würden und Ehrenstellen strebten, sich besonders zu den Greißen hielten, die sich in denselben vorzüglich ausgezeichnet hatten, und durch ihren Umgang, noch mehr aber durch ihr Beyspiel, die Kunst lernten, sich klug und rühmlich zu verhalten. So hielt sich, wie Plutarch sagt, Aristides zum Clisthenes, Cimon zum Aristides, und Polybius zum Philopömen.

Nichts ist auch Verachtungs- und Mitleidenswürdiger als eine Gemüthsart, die keine Unterhaltung in sich selbst, keine in ihrem Hause, keine in Büchern, keine in einer vernünftigen Gesellschaft, keine in der Vertraulichkeit der wahren Freundschaft, keine in den schönen edlen Werken des Verstandes und Witzes finden kann, und unaufhörlich bemüht ist, das Nachdenken in dem Getümmel der Ergözlichkeiten zu ersticken, und seine Trägheit durch Lärmen aufzuweken. Unter diesen wird sich die Behutsamkeit keine Freunde wählen. Man lasse sich bey der wichtigen Wahl eines Freundes durch Weisheit und Tugend leiten, und nicht durch äussere Reize, nicht durch freundliche lächelnde Mienen, nicht durch schmeichelnde Reden, nicht durch zuvor-

kommende Gefälligkeit, nicht durch den ersten Eindruk des Wohlgefallens, nicht durch jede Aehnlichkeit des Sinnes sich täuschen. Man vertraue sich keinem Unbesonnenen, keinem Spötter, keinem Witzlinge, keinem Verächter der Religion und der Sittlichkeit an. Man ziehe bey der Wahl der Freunde, Verstand und Rechtschaffenheit allem Glanze des Reichthums und des Standes vor. Man wähle den Wahrheitsfreund, den Tugendfreund, den Menschenfreund, den Freund Gottes. Man entbehre lieber das Glük der Freundschaft um so viel länger, als daß man sich der Gefahr blos sezen sollte, da Kummer und Elend zu finden, wo man die reinste menschliche Glükseligkeit suchte.

Staabs-Officiere können sehr vieles zur Bildung und Erhaltung der Sitten ihrer jungen Officiere beytragen. und sich hierinn um diese so wohl als der heilsamen Folgen wegen, um den Dienst des Fürsten ungemein verdient machen, wenn sie sich um ihre Conduite eben so eifrig als um die Pünktlichkeit des täglichen Dienstes bekümmern, und sich gefallen lassen und Vergnügen darinn finden, ihre Subalternen so viel möglich um sich zu haben und mit ihnen umzugehen. Die Folge davon wäre, daß leztere dadurch von mancher ungeziemenden Gesellschaft abgehalten, sich ein bescheidenes und anständiges Betragen theils angewöhnen, theils beybehalten, auch viel Gelegenheit haben würden, etwas nüzliches zu hören und zu lernen. Jene hingegen hätten Gelegenheit, ihren Subalternen immer mehr den Grundsaz einzuprägen, daß seine Pflicht gewissenhaft zu erfüllen, wahre Ehre und Tugend sey; daß der Soldatenstand so wenig als ein jeder andrer Unarten erlaube, und daß diese ihrem Glük nothwendig nachtheilig seyn müssen; daß dieser Stand nicht allein unzertrennliche Beschwerlichkeit, sondern auch wirklich noch verschiedene Unannehm-

lichkeiten mehr als alle übrigen habe, und daß man sich mit männlichem Muthe ausrüsten müsse, diese mit Gedult und ohne Murren zu ertragen; daß der Officier lernen müsse, sich mit sich selbst nüzlich zu beschäfftigen, und sich zugleich vor dem so schädlichen als gewöhnlichen Gedanken zu hüten, als sey das, was man besonders als Subalternofficier zu thun habe, nichts als Pedanterie oder nichts bedeutende Kleinigkeit.

Die Staabsofficiere würden ferner Gelegenheit haben, ihnen von dem nothwendigen Kriegsgehorsam richtige Begriffe einzuflößen, und sie zu belehren, daß Freyheit nicht darinnen bestehe, sich dem gegebenen Gesez entziehen zu dürfen, sondern daß gerade da der äusserste Grad von Freyheit herrsche, wo kein Stand zu Uebertretung des Gesezes berechtiget ist; daß gerechte Strenge beym Verbrecher, und hohe Güte beym Edeln das Gesez seyn müsse, welches die wahre Subordination leitet.

Mit einem Wort, die Staabsofficiere würden durch einen öftern oder täglichen freundschaftlichen Umgang mit ihren Subalternen viele Gelegenheit haben, ihnen einzuschärfen, daß edler Anstand, nicht stuzermäßige, doch auch nicht platte Sitten, immer gleich bleibende Würde in den Handlungen, beständige Erinnerung des edlen Standes, Einigkeit, hoher Gemeingeist von Ehre, Tapferkeit ohne prahlenden Wort-Aufwand, Gegenwart des Geistes in Gefahr und genaue Kenntniß der Pflichten und Obliegenheiten, eigentlich den wahrhaft rechtschaffenen und brauchbaren Officier auszeichnen. Ueberhaupt würden sie den Charakter ihrer Officiere besser und genauer kennen, und sie nach ihren Gaben, Fähigkeiten und Verdiensten schäzen lernen; sie würden schikliche Augenblike finden, auf eine feine Art Lob

und Tadel auszutheilen und durch mehrere schikliche Mittel einen wahren edlen Gemeingeist ins Regiment zu bringen.

Man sollte glauben, daß durch einen solchen anständigen mit Klugheit begleiteten Umgang auch mehr Eintracht und Harmonie unter dem Corps der Officiere erhalten und den Ausbrüchen persönlicher Feindseligkeiten am besten vorgebeuget werden könnte: besonders wenn die Staabsofficiere durchaus und bey jeder Gelegenheit zu verstehen geben, wie hoch sie die Anständigkeit der Sitten, edle Gesinnungen und Grundsäze wahrer Ehre schäzen; wie sehr sie hingegen alle unnöthige, besonders aus kleinen niedern Ursachen entspringende, Schlägereyen verachten, und alle diejenigen in Mißcredit sezen, welche sie angefangen oder durch boshafte Aufhezereyen dazu verleitet haben.

Ich weiß zwar wohl, wie viele Schwierigkeiten diesem, auf mehr als eine Art nüzlichem Vorbeugungsmittel, zur Seite stehen; ich weiß, wie viel Kenntnisse dazu gehören, Menschen mit Weisheit zu regieren. Freylich müßen die Staabsofficiere selbst unter sich in ihren Grundsäzen über gewisse Dinge harmoniren; aller Parteygeist müßte verbannet und die Absicht allein herrschend bleiben, ein Corps gesitteter, braver und geschikter Officiere zu bilden. Mehrere müßten sich vorerst von der in der That falschen Meynung loß machen, daß ein familiärer Umgang mit Subalternen, der Subordination schade. Eine unziemliche Familiarität erlaubt sich der Gesittete ohnehin nicht; denn er weiß zu gut, daß in jedem Stand, in jeder Würde, in jedem Verhältniß, ja in der innigsten Freundschaft selbst, wenn diese dauerhaft bleiben soll, gegenseitige Hochachtung den gesellschaftlichen Umgang begleiten müsse. So ist auch die Subordination nie zuverläßiger, und der Gehorsam nie sicherer, als wenn sich beyde auf Hochachtung und Liebe gründen,

Ein Soldat soll dem Officier, dieser seinem Vorgesetzten Gehorsam leisten: muß er nicht für ihn Hochachtung haben, ihm sein Zutrauen nie versagen? Dieses, den Grund des guten Willens, müssen die Befehlenden zu erhalten suchen, und ihre Officiere als die Werkzeuge ihres Amtes gut bilden, sie mit wahrer Ehrliebe, Treu- und Eifer beleben und solche Eigenschaften in ihnen hervorzubringen trachten, welche sie vom Pöbel unterscheiden, damit sie sich hinwiederum die Hochachtung des Soldaten verschaffen. Sie müssen ihnen aber auch selbst anständig begegnen. Ihr eigener Nuzen erfordert es. Sie schmälern ihr eigenes Ansehen, wenn sie das Ansehen jener schmälern. Im Regiment muß zwar durchaus Subordination und unbedingter Gehorsam herrschen, aber nichts despotisches gelten. So lange die Ehre des Soldaten Tugend ist, muß der Officier sich gegen den andern, auch wann er ihm befiehlt, anders als gegen den Gemeinen verhalten, wo er nicht schädlich, verhaßt oder gar lächerlich werden will. Der Ungestümm und die Unhöflichkeit sind Merkmale eines kleinen und eingeschränkten Verstandes. Es gibt eine weise und eindringende Sanftmuth, welcher man eher als einer heftigen Bewegung Gehorsam leistet.

Die Achtsamkeit der Befehlenden auf sich selbst in dem Umgang mit den Untergeordneten; die Beflissenheit dieser, sich durch allerley militärische und moralische Tugenden den Obern zu empfehlen, sind Maschinen, die so wie in der Mechanik, durch ihre Wirkungen auf einander, ihre Kräfte vermehren, mit denen man viel, gewiß sehr viel möglich machen kann: denn den Herzhaften und Ehrbegierigen scheint nichts unmöglich, wenn nur Vertrauen zu dem Führer und Freundschaft sie aufmuntert. Ich berufe mich auf

alle

alle Blätter der Kriegsgeschichte, auf die Geschichte des Menschen und seiner Leidenschaften.

Ein Zänker, ein Schläger und ein Trunkenbold, dem es zur Gewohnheit geworden ist, seinen Verstand zu betäuben oder gar sich zum Vieh herab zu würdigen, und überhaupt alle einem gesitteten Menschen unanständige Ausschweifungen, sollten billig mit einer allgemeinen Verachtung bestraft werden. Man sollte mit einander über inkommen, Händel, welche bey einer solchen Gelegenheit entstehen, nicht als eine Ehrensache anzusehen, die einer Genugthuung würdig wäre. Vielmehr sollte man mit demjenigen keine Dienste mehr thun wollen, der solche Händel angefangen und sich nicht bessern will, als mit demjenigen, der beleidiget worden ist und Anstand nimmt, diese Beleidigung durch Uebertretung der Gesetze wieder gut zu machen. Das ganze Corps der Officiere sollte dergleichen Beleidigungen, die einem Glied von ihm widerfahren sind, gemeinschaftlich ahnden, und den Beleidiger nöthigen, dem Beleidigten eine der Sache angemessene Entschuldigung zu machen, oder sonst auf eine Art Genugthuung zu geben. Würde er aber auf eine niederträchtige boshafte Art Mißbrauch davon machen wollen, so müßte man ihn nöthigen, das Corps zu quittiren. Aufwiegler, welche den Zunder der Zwietracht anblasen, und durch ihre Schadenfreude ihre niedere und bösartige Denkungsart genug an Tag legen, sollten eben so wenig gelitten werden.

Ein alter Officier, der schon da Proben seiner Herzhaftigkeit gegeben, wo sie nur allein diesen Namen verdient, und also Tugend ist, müßte mit einem jungen Officier, der noch keine Gelegenheit gehabt, diese Tugend auszuüben, kein Duell eingehen dürfen. Er sollte ihm dagegen nur sei-

ne Wunden und Narben zeigen dürfen, die er im Dienste des Vaterlandes empfangen; jedoch mit der Einschränkung, daß dieser alte Krieger eine solche Freyheit nicht mißbrauche, und mit der Voraussezung, daß er dem jungen an Sittlichkeit, Mäßigung und Ehrliebe, zum Muster dienen könnte. Seine im Dienste bewiesene Herzhaftigkeit und Tapferkeit berechtiget ihn deßwegen nicht, einen andern, dem nur Gelegenheit gefehlt hat, sich so, wie er, tapfer zu zeigen, unanständig zu begegnen, und ihn ungeahndet zu beleidigen. Wir haben Beyspiele, daß selbst die größten Männer, wenn sie das Unglük gehabt haben, Beleidiger zu seyn, nicht das geringste Bedenken getragen, sich selbst zum Duell zu erbieten. Von dem großen Prinzen von Condé, auch von dem Prinzen Eugen ist diese Wahrheit bekannt. Der erstere wollte nicht, daß seine vielen erfochtenen Lorbeeren, seine Geburt, sein Ansehen einem unschuldigen Officier, welchen er in der Hize beleidiget hatte, die Ehre abschneiden sollten. Er hielt die Ehre eines jeden Officiers für seine eigene. Ausserdem halte ich dafür, daß derjenige, der Gelegenheit gehabt hat, sich hervor zu thun, und im Regiment ohne alle Zweydeutigkeit als ein wahrhaft beherzter Mann bekannt zu werden, gar wohl die Ausforderung eines rohen unbesonnenen oder dem Trunk ergebenen, seiner Ehre unbeschadet ausschlagen könne: denn da man keine Feigherzigkeit bey ihm vermuthen kann, so würde wahrscheinlich jeder Wohldenkende es billigen, und ihn nur noch höher schäzen.

Das schädliche und wirklich widersinnige Vorurtheil, daß dem Soldaten manches wohl anstehe, was in einem andern Stande für ungeziemend gehalten werden müsse; daß dieser oder jener, ungeachtet seiner Ausschweifungen, dennoch ein würdiger, achtungswerther Officier seyn könne,

wenn er nur den täglichen Dienst-Schlendrian verstehe, und sich in demselben eifrig bezeuge, ist ausgebreiteter als man glaubt. Wie viele wollen sich nicht genug von dem schädlichen Einfluß überzeugen, den das Sittenverderbniß nothwendig auf den Dienst haben muß! Es geschiehet in unsern Zeiten gar vieles, das schon in den ältesten geschehen ist. Scipio hatte bey der Numantischen Belagerung mehr mit den Lastern der Römer als mit der Tapferkeit der Feinde zu streiten. Wie bitter beschwerte sich der Graf von Sachsen bey dem Kriegsminister über die Unordnungen und Schwelgereyen, die er bey der Armee angetroffen, welche er commandiren sollte! Die Ungestrafeten thun sich in Schlachten nicht vorzüglich hervor, das Kriegsglük richtet sich nach den Sitten, sagt ein alter Schriftsteller.

Oft gibt eine tiefe, bramarbasirte Unwissenheit, wenn ich mich so ausdrüken darf, ein tatarmäßiges Ansehen; aber ich weiß nicht, wie es kömmt, daß man den Muth und die Herzhaftigkeit bey der Grobheit und Unsittlichkeit suchen will.

In Friedenszeiten ist der Poltron, oder der eigentliche Bramarbas, von dem wahrhaft Herzhaften schwer zu unterscheiden: das äusserliche Ansehen ist betrüglich. Oft schließt eine fürchterliche Hülle, die der eines Kriegsgottes gleichet, eine feige, niederträchtige Seele in sich; ein Herz, das durch starke Getränke, Zank, Rach- oder Eifersucht erst erwärmt werden muß, wenn es zu Handlungen, die den Wirkungen der Herzhaftigkeit gleichen, hingezogen werden soll. Diese Art Leute können sich oft lange in dem Rufe der Herzhaftigkeit erhalten, lange mit ihren Thaten, mit ihrer Unerschrokenheit und Verachtung der Gefahren prahlen; viel von dem Feind in seiner Abwesenheit schwazen, aber in der Gelegenheit verläßt sie gemeiniglich der Heldenmuth. Es gibt

in Wolfspelz versteckte Lämmlein, deren äusserliches Aussehen in bewunderungswürdigem Contrast mit ihrem Inwendigem steht. Sie sind aber leicht zu erkennen. Bey einiger Menschenkenntniß und öfters auch bey vieler Gewandheit des Geistes, sind sie etwas unverschämt und dreiste. Sie besizen eine Gefälligkeit, andere auf die Probe zu stellen. Treffen sie auf den Unrechten, so nehmen sie mit der Abfertigung fürlieb; kommen wohl so lange mit Versuchen wieder, bis man ihnen den Appetit dazu verderbt. Ein gedienter Soldat wird den Unterschied beobachtet haben, der sich zwischen einer überlegten, gesezten und klugen Tapferkeit zeiget, die sich pünktliche Erfüllung der Pflichten, folglich wahre Ehre zum Ziel sezet, und einer solchen, die nur durch hizige Getränke und Zanksucht gereizet, zur Wuth, Tollkühnheit oder Unbesonnenheit wird. Soll ich es sagen? ich selbst habe Leute erblassen, und alle ruhige Ueberlegung, bey dem Anblik von Gefahren verlieren gesehen, die weit unbedeutender waren als jene, denen sie sich oft so verwegen in heftigen Leidenschaften, bey Wein und Spiel ausgesezt haben. Mit einem Wort, ich habe berühmte Schläger in den Momenten zaghaft gesehen, in welchen freylich nur eine überwiegende lebhafte Empfindung von Pflicht und Ehre vermögend ist, die nicht minder starken Gefühle der Natur und den Schauer, welchen Tod und Verstümmlung drohende Gefahren erregen, zu besiegen.

Es gibt gewisse Dinge, die man im Kriegsstande nicht geradezu befehlen, und gewisse Fehler, die man nicht allemal bestrafen kann. Man muß lebendige Gesezе in den Regimentern haben; Führer, die durch ihr Beyspiel und Fleiß die Befehle und Vorschriften erhalten. Der Grund aller Befehle ist die Wohlfahrt des Regiments und des Dienstes überhaupt, und diese wird durch gut gewählte, gut er-

zogene und in der Kriegszucht gehaltene Officiere erzeugen. Dieser Grundsaz sollte mit mehr Fleiß in die Seelen aller Soldaten geprägt werden.

Junge Leute, welche zu Officieren bestimmt werden, sollten, wo möglich, vorher alle die Fechtkunst und mit Pistolen geschikt zu schiessen lernen, auch sich immer von einer Zeit zur andern darin üben. Denn ausserdem, daß es überhaupt anständig und nothwendig ist, die Waffen, die man trägt, geschikt führen zu können, so sehe ich es so gar auch noch für ein Mittel an, die Duelle seltner zu machen. Man könnte zwar dagegen einwenden, daß dies gerade eine Veranlassung geben könnte, sie frequenter zu machen; allein dieß würde sicherlich nicht geschehen, sondern vielmehr würde eine Klinge die andre in der Scheide halten. Die meisten Schläger sind im Grunde Poltron *) oder muthwillige Neker, die sich ein heroisches Geschäft daraus machen, diesen und jenen, sonderlich einen jungen Officier auf die Probe zu stellen. Gefürchtet zu seyn, macht manchem ein Vergnügen. Kommt nun ein junger Mensch zum Regiment oder ein Student auf die Universität, so suchet man gemeiniglich das wirkliche oder erdichtete Lächerliche an ihm auf eine scharfsinnige Art durchzuziehen, und man ist niemals fertiger, als wenn man einen solchen Gegenstand findet, woran man seinen Wiz ohne Gefahr üben kann. Wie sich nun der neue Ankömmling dabey verhält, davon hängt gar oft seine künftige Ruhe ab. Merket man, daß er sich weder

*) Das Wort Poltron, welches einen feigen Menschen ohne Herz bedeutet, kommt von Pollex truncatus der (abgehauener, zerstümmelter Daumen) weil bey den Alten diejenigen, die nicht zu den Waffen gezwungen werden wollten, sich die Daumen abhauten, um dadurch einen Vorwand zu haben, nicht in den Krieg gehen zu dürfen.

auf seinen Muth, noch auf Degen und Pistolen verlassen kann, daß er ungeschikt ist, beydes zu gebrauchen: so ist er alsobald der Gegenstand des Spottes, des Witzes und allerley Neckereyen, endlich der Verachtung, wobey ein jeder Uebeldenkender seinen Muth und seine Ueberlegenheit zeigen will. Weiß man aber, daß er den Degen zu führen versteht, und mit der Pistole ein Kartenblatt treffen kann, und dabey Muth genug hat, diese Fertigkeiten im Nothfall zu gebrauchen: so werden die andern gewiß in ihrem Betragen behutsamer werden, und manche elende Raufereyen würden deßwegen unterbleiben. So wie selbst der von Natur Herzhafte schüchtern werden, seine Besinnung und das edle Zutrauen zu sich selbst (woraus eigentlich der Muth entsteht) verlieren muß, wenn er seine Ungeschiklichkeit sich zu vertheidigen in sich empfindet: so wird ihm dagegen der Muth wachsen, wenn er die Vertheidigungsmittel versteht. Nur muß er sich hüten, daß sie ihm nicht Ursache und Antrieb werden, seinen Muth ohne höchste Noth zu zeigen. Niemals muß er sich seiner Kunst und seiner Thaten rühmen, noch glauben, daß man sich darauf gänzlich verlassen dürfe. Er muß sich überall so aufführen, als wenn er den Degen nicht verstünde, und seine äusserliche Ruhe durch die Anständigkeit der Sitten allein erhalten müßte. Er lerne also mit Fleiß die Kunst zu fechten und zu schiessen, aber bey leibe nicht in der Absicht, zu beleidigen und Händel zu suchen, noch weniger durch diese Fertigkeit eine Herrschaft über die Schwächern zu erlangen; sondern vielmehr alle elende Schlägereyen zu verhüten und zu entfernen. Er lerne sie zu keinem andern Ende, als seiner eigenen Sicherheit und Ruhe wegen. Die Fertigkeit den Degen und das Pistol geschikt zu gebrauchen, ist nicht allein bey allerley Arten von An- und Ueberfällen zur Vertheidigung nothwendig, sondern vorzüglich auch im Kriege. Gediente Officiere werden Beyspiele genug

davon zu erzählen wissen. Es ist sonderbar, wie sehr die Mündung einer Pistole, oder auch die Spize des Degens, den verwögensten Arm eines Hussaren oder Reiters im Respekt hält: denn wenn sein ungewisser Hieb mißlingt, so weiß er, daß er sicherlich eine tödtliche Wunde bekömmt. Man frage nur einen Soldaten, der gegen die Türken gedient hat, wie oft ein Pistolenschuß den vom türkischen Säbel bedroheten Kopf erhalten?

Die Fechtkunst kann auch mit Recht deßwegen empfohlen werden, weil man bemerkt hat, daß die Duelle unter sogenannten Naturalisten immer gefährlicher waren und mehr Unglük anstellten als unter andern, welche verstunden den Degen zu führen. Schon viele, und ich erinnere mich selbst eines Beyspiels, sind ganz ohne allen Vorsaz getödtet worden. Man wollte die Sache durch einige Tropfen Blut ausmachen, und es blieb einer auf dem Plaz. Der unerfahrne Naturalist weiß weder sich zu vertheidigen, noch seinen Gegner zu schonen, er stößt blind darauf zu, und man muß sich wundern, daß bey einer solchen Schlägerey nicht allemal beyde auf der Stelle bleiben.

Aus allen diesen Gründen halte ich es für eine große Nothwendigkeit, daß junge Krieger die Waffen, die sie führen, auch geschikt gebrauchen lernen, und daß sich der Cavallerie-Officier besonders darin übe. Denn, ohne der Nothwehr und der häufigen Gelegenheiten im Krieg zu gedenken, wer ist sicher, oder wer kann mit Zuverläßigkeit sagen, ob er nicht bey aller Vorsicht, Klugheit und Mäßigung, bey allem Abscheu, den er gegen die Gesezwidrige Selbstgenugthuung hat, nicht einmal in seinem Leben zu einem Duell genöthiget werden könne? Wer kann allen Schicanen, allen kleinen, aber oft wiederholten Beleidigungen des Boshaften entgehen, allen Nekereyen des Händelsüchtigen, die Nie-

mand, wenigstens in die Länge nicht, wird ertragen können? Es gibt Beleidigungen, denen man keinen Namen geben kann und die doch unausstehlich werden. Die Klugheit und die Mäßigung sie zu verachten, sich zu stellen, als bemerkte und fühlte man sie nicht, ihnen auszuweichen; alles dies wird von jenen als ein Zeichen der Blödigkeit und der Feigheit angesehen, welche Geringschäzung und Verachtung verdient; eine Meynung, welche die Zänker und Händelsüchtigen nur dreister und verwägener im Beleidigen macht. Und was kann überdieß elender und bellagungswürdiger für einen Officier oder Cavalier seyn, als für eine feige Memme, einen Mann ohne Herz, und, welches einerley ist, für einen Menschen ohne Ehre gehalten zu werden? Einem Mann von Ehre, sonderlich dem feurigen jungen Menschen, fällt es schwer, ja fast unmöglich, die Bezweifelung seiner Herzhaftigkeit zu ertragen; er vergibt lieber eine jede andere Beleidigung. Selbst bey dem vernünftigeren und gesitteterem Theil der Officiere kann die Verachtung und Unempfindlichkeit des stets geneckten endlich Mißtrauen erregen: aber schon der Verdacht ist hier für einen ehrlichen Mann kränkend, der besonders in Friedenszeiten nicht Gelegenheit hat, das Große und Edle der Grundsize zu zeigen, nach welchen er hierin handelt. Wie leicht kann es da geschehen, daß ein junger Mensch von feiner Empfindung der Ehre, der in sich Kraft und Muth fühlt, sich für einen Augenblik vergißt und in Feuer geräth? Welcher Mensch, von welchem Alter er auch seyn mag, ist stets in einerley Gemüthsstimmung, stets in einer solchen stoischen Fassung, die Angriffe eines unbesonnenen oder tollkühnen bösartigen Menschen zu verachten und angenommene Vorurtheile mit Weisheit zu bekämpfen? Wer hält zu aller Zeit und unter allen Umständen den Zügel der Vernunft und der Leidenschaft so fest in seiner Hand, daß er ihm nicht durch Zufall oder Ueberra-

ſchung aus der Hand gewunden werden könnte? Jeder Menſch hat Augenblike der Schwachheit. Welche Vorſicht kann ſich ſtets in gleichem Grad erhalten? Weſſen Empfindlichkeit könnte nicht endlich einmal zum Unmuth gereizet werden? Wer hätte nicht einmal in Augenbliken des Nichtbeſinnens und der Ueberraſchung vergeſſen, ſeinen Grundſäzen getreu zu bleiben? Ein verdrießliches Wort, das uns entfahren, eine Miene, eine Bewegung, ſind hinlänglich uns in ein Unglük zu ſtürzen, dem wir vielleicht lange mit vieler Klugheit ausgewichen ſind. In Kriegszeiten verhält es ſich ganz anders. Hier kann man rechtsmäßige ruhmvolle Beweiſe der Herzhaftigkeit geben, und mit allem Recht, ohne Argwohn zu erregen, die unächten verachten. Hier kann ſich die Herzhaftigkeit einer ehrliebendern und edlern Ausforderung bedienen. So wie es ehemals d'Oſſun und la Mothe machten, zwiſchen denen eine Art Wetteifer in Anſehung der Herzhaftigkeit herrſchte, der unter ihnen unaufhörliche Streitigkeiten erregte. Als ſie einſt im Angeſichte des Feindes ſtanden, und ſich entzweyet hatten, ſagte d'Oſſun zum la Mothe: weil wir beyde Muth zu beweiſen uns beſtreben, wäre es nicht beſſer, daß wir denſelben zum Dienſte des Königs unſers Herrn anwenden, als daß wir uns alle Tage zanken und den Truppen, die davon Zeugen ſind, ein großes Aergerniß geben? Hierauf ſtürzt er ſich ſogleich auf den Feind: la Mothe folgt ihm: beyde geben wetteifernd Proben der gröſten Tapferkeit: und nunmehr hörte aller Zwiſt unter ihnen auf. Auf ſolche Art ſollte ein jeder Streit beygelegt werden können!

Die Mitwirkung der Regiments-Chefs und Commandeurs könnte manches Uebel dieſer Art verhüten, wenn ſie den Zänkern und Schlägern ihre Mißbilligung ernſtlicher empfinden lieſſen, junge Officiere in beſondere Protektion nähmen,

und mit vorzüglicher Aufmerksamkeit über ihre gesittete Aufführung wacheten. In Corps, Regimentern und Bataillonen, wo dieses mit rühmlichem Fleiß geschieht, werden die heilsamen Folgen davon jedem auffallend seyn.

Unstreitig kommt es den Staabsofficieren zu, ihre Officiere gründlich kennen zu lernen, ihren Charakter zu studiren und zu bilden. Große Vortheile würden für den Dienst und für sie selbst hieraus erwachsen. Ich glaube daher auch, daß die Aufsicht auf den täglichen Dienst, die man sich mehrentheils zum einzigen Geschäfte macht, nicht hinlänglich seyn mag, einen gewissen kriegerischen Geist, der demjenigen ähnlich wäre, welcher ehemals in den Römischen Legionen herrschte, in ein Corps von Officieren zu bringen. Diesen Geist jener Legionen kann man aber nicht genug nachahmen. Diesen sollte man angelegentlicher zu erweken suchen. Hieraus würden wir tausendmal mehr Nuzen haben, als wenn wir die Einrichtung ihrer verschiedenen Corps erwählen.

Der vernünftige Mensch handelt nach Beweggründen. Er muß ein Ziel vor sich sehen, das ihn reizet, und dessen Erreichung er der mühsamsten Arbeit werth hält. Römer und Griechen geben uns auch hierin nachahmungswürdige Beyspiele, die uns lehren, was wir thun sollen, um jenen kriegerischen Geist, jene unvergleichliche Zucht bey uns zu erweken.

So wie die Furcht der Strafe Anführer und Soldaten in der Zucht erhielt, so reizte die Griechen der Glanz der Belohnungen auf der andern Seite, die Ehre dem Leben willig vorzuziehen, und sich in der Hoffnung Ruhm zu erwerben, jeder Lebensgefahr auszusezen. Diese Belohnungen waren für dieses Volk angemessen, welches kein anderes

Gut als Freyheit, und keine andere Größe als die Erhabenheit der Seele kannte. Oeffentliches Begräbniß, Pracht, Lobreden, Bildsäulen, Kronen, machten sie aus. Als Athen in vollem Glanze war, bestand die Belohnung des Miltiades, des Siegers bey Marathon, darin, daß man ihn in dem Gemälde, worauf diese Schlacht vorgestellt ward, unter den zehen Generalen oben an sezte, und ihn in der Stellung, wie er die Truppen anredete, und vor ihnen hergieng, malen ließ.

Alle Pläze und öffentliche Gebäude waren mit Schilderungen und Denkmählern angefüllet, die das Andenken der großen Thaten verewigten, und die Gegenden um die Städte waren mit Denkmählern besezt, welche den mit den Waffen in der Hand für das Vaterland gestorbenen Bürgern errichtet worden waren. Nach einem Gefechte wurde jedesmal eine Untersuchung wegen löblicher und tadelnswerther Aufführung angestellet, die erworbenen Lobsprüche wurden sogleich zugesprochen, die verdiente Strafen sogleich vollzogen. Hierauf wurde den Winter über das Begräbniß der auf dem Schlachtfelde gebliebenen feyerlich begangen, und die Ceremonien durch eine Trauerrede geendiget. So lange so weise Maximen den Muth der Griechen belebten, und die Unterwerfung in den Armeen erhielten, so lange die Zucht und die Uebungen fleißig getrieben und geliebt wurden, so lange blieb dies Volk frey, und siegte über die Gewalt oder Eifersucht der Nachbarn. Aber als ein blindes Nachsehen, Faulheit, Liebe zum Reichthum, Frivolität und Schauspiele in die Stelle traten, und die größten Städte vergiftet hatten, so wurden sie, eine nach der andern, unterjocht, und jeder Freystaat fiel früher oder später, nachdem sich die Kriegszucht eher oder später verloren hatte. —

Können wir nun gleich in unsern Zeiten diese trefflichen Anordnungen und Gebräuche nicht in allen Stüken vollkommen nachahmen, so ist doch der Zwek unserer Kriegszucht, solche Soldaten zu bilden.

Eben so wenig als die Religion kann die Tugend geboten oder erzwungen werden. Sie ist eine Frucht der Aufmunterung, des Beyspiels, der Erziehung, des Unterrichts.

Adel, Ehrenstellen, Gnadengelder sind sehr mächtige Mittel, Verdienste aufzumuntern, welche der Tugend ähnlich sind. Der scharfsinnige Doktor Swift hat seiner Königin einen vortrefflichen Vorschlag gethan, indem er zu ihr sagte: Theilet die Ehrenstellen, die Gnadengelder, die Ordensbänder und alle eure übrigen Gunstbezeugungen unter euern Hofleuten und unter euern Unterthanen nicht anders aus, als nach dem Maaße ihrer Tugend, ihrer Geschiklichkeit und ihrer Verdienste. Ihr werdet alsobald alle Tugenden und alle Künste in euern Staaten blühen sehen. Der wegen seiner Tugenden und seiner Weisheit von einem Weisen *) so sehr gelobte Spartanische König Agesilaus hat mit dem glüklichsten Erfolge nach diesem so vernünftigen Grundsaze gehandelt.

Die wahre Tugend aber ist über alle menschlichen Belohnungen unendlich weit erhoben. Ordensbänder, Würden, Gnadengelder sind viel zu gering, als daß sie in den Augen des Weisen die göttlichen Reize derselben im geringsten erhöhen könnten. Gleich groß im Staube wie auf dem Throne, siehet er alles Puppenspiel der menschlichen Eitelkeit, in Rüksicht auf sich selbst, mit sehr gleichgültigen Augen an. Aber für die Gesellschaft ist es unendlich wichtig, daß auch Glanz und Ansehen die Tugend dem Volke

*) S. Xenophons Ehrengedächtniß dieses Königs.

verehrungswürdig machen, und daß sie Vortheile gewähre, durch welche sie auch dem ihren wahren Werth noch mißkennenden Bürger erwünschlich werden kann. *)

So mächtig aber die Belohnung und das Beyspiel zu Ausbreitung der Tugend und der Verdienste seyn mögen: so werden sie doch immer unzureichend seyn, ohne die Erziehung. Es ist keine wahre Tugend, kein wahres Bestreben nach Verdiensten zu erwarten, wo nicht eine weise Erziehung den Menschen gewöhnet, die größte Belohnung der Tugend in ihr selbst zu finden, und wenn nicht ein leuchtender Unterricht ihn lehret, daß Ordnung in seiner Seele, Ordnung in seinem Hause, Ordnung in dem Staate, Ordnung in allen Dingen und in der ganzen menschlichen Gesellschaft, die einzigen Quellen der Glükseligkeit sind, und daß alles Unglük, welches die Menschen drükket, von dem Unverstande und von den Leidenschaften herkommt, welche die verblendeten Sterblichen verleiten, diese wohlthätigen Quellen zu vernachläßigen.

Bedienet man sich strenger Strafen gegen die Nachläßigen, verwendet man reichliche Belohnungen auf die, welche mehr als ihre Schuldigkeit thun: so wird man gewiß das

*) Weder der Reichthum, noch der Adel, noch die Stärke, noch die schöne Gestalt, noch irgend ein andrer äusserlicher Vortheil, sollen ein Recht zu den Ehrenstellen in unserm Staate geben; sondern nur der Gehorsam gegen die Gesetze. Die erste Würde, welche nichts anders ist, als eine unmittelbarere Abhängigkeit von den Göttern, soll demjenigen anvertrauet werden, der sich durch seinen Gehorsam am meisten hervor gethan haben wird; und die zweyte demjenigen, der den zweyten Preis wird verdient haben; und so soll es mit allen übrigen Stellen in der gleichen Ordnung und in dem gleichen Verhältnisse gehalten werden. Plato von den Gesetzen B. IV. Das nennen die Idioten eine Platonische Republik, und lachen darüber.

Corps mit Ehrgeiz erfüllen. Die Bestrafung des Schlechten macht, daß der Gelobte desto mehr werth zu seyn glaubet. Nichts kann aber einen ehrlichen Mann mehr schmerzen, als wenn er einen Unwürdigen belohnt sieht.

Die wahre Ehre, die mit sich selbst zufrieden, sich auch an unbelohnten erhabenen Thaten und vorzüglicher Aufführung vergnügt, ist meistens nur noch nach den prächtigen Beschreibungen der Sittenlehre bekannt, oder so selten, daß man sie bisweilen gar nur für eine Erfindung hält. Der Glanz der Tugend rührt uns nicht, sagt Ovid, wenn keine Belohnung auf sie gesezt ist, und umsonst rechtschaffen zu seyn, reuet uns.

Der bestmoralische Mensch bleibt doch immer ein sinnlicher Mensch, und der edelste besizt einigen Eigennuz, wenn auch nur den Wunsch der Anerkennung seines Werths; und man muß den Geist einer Nation genau kennen, um die Mittel zu bestimmen, durch welche Patriotismus zu verbreiten und zu erheben ist. Aber wie oft unsere alten Krieger statt des Ruhms dürftiger Lebensunterhalt; statt den Tapfern auszuzeichnen, genießt der Flüchtling mit dem Sieger gleiche Rechte; und wenn auch Verachtung den Feigen trifft, so blüht doch gar selten Belohnung dem Tapfern. *)

In unsern Zeiten haben wir eigentlich nur zweyerley Arten der Belohnungen, die gewöhnlich sind, wenn man nicht noch die Gnadengehalte hiezu rechnen will: die Beförderungen und die militärischen Orden. Hiezu können wir noch die Monumente rechnen, welche zum Angedenken der fürs Vaterland gebliebenen Prinzen und Generale zuweilen errichtet

*) Ueber die eigenthümlichen Vollkommenheiten des Preußischen Heers. Eine treffliche Abhandlung, die dem edlen Verfasser viele Ehre macht.

werden. Wer erinnert sich hiebey nicht gleich des neuerlich zu Rheinsberg errichteten militarischen Monuments, welches in seiner Art einzig ist! Welcher Kriegsmann kann ohne Enthusiasmus die Beschreibung von der Einweihung des Obelisks lesen, den der große Held, Prinz Heinrich von Preussen, dem Andenken seines Höchstseligen Bruders, des Prinzen August Wilhelm und der großen Krieger des siebenjährigen Krieges, gewidmet hat? In eben diesem Kriege pflegten die großmüthigen und glorreichen Anführer der alliirten Armee, die Herzoge von Braunschweig, nach einer Schlacht oder jeder andern wichtigen Begebenheit, sich mit einer seltenen Unpartheylichkeit, bey der Armee oder dem Corps für den bezeugten Muth, Tapferkeit und Klugheit bey der Ordre schriftlich bedanken zu lassen, und sie vergaßen nicht diejenigen Generäle, Chefs und Officiere namentlich zu nennen, welche sich ausgezeichnet hatten, und jedem insbesondere auf die gnädigste und feinste Art etwas ausnehmend schmeichelhaftes zu sagen. Diejenigen, welche das Glük gehabt, damals unter diesen erhabenen Anführern zu dienen, werden sich des großen Eindruks und der verschiedenen Wirkungen erinnern, welche nicht nur jenes öffentliche Lob, sondern auch noch die mancherley Aufmunterungen hervorgebracht haben, die Sie mit einer besondern, Ihnen ganz eigenen liebenswürdigen, Herz und Muth erhebenden Art, auszutheilen wußten; und wer hätte sich da können mit kaltem Geblüte rühmen hören! Wenige Worte des Befehlenden, die Beyfall und Zufriedenheit zeigen, siehet ein Ruhmbegieriger ohnehin als eine Belohnung an. *)

*) Einige Zeit nach dem Treffen bey Salamin erschien Themistocles bey den Olympischen Spielen, und Jedermann stand auf, um ihm seine Hochachtung zu bezeugen. Niemand war mehr auf die Spiele und Kämpfe aufmerksam: Themistocles allein machte das Schauspiel aus. Er gestand nach-

Hingegen iſt das vernachläßigte Verdienſt einer Lampe gleich, die aus Mangel an Oel verlöſchet. Glüklich iſt der Officier, der unter einem Befehlshaber dient, der nicht die Ehre derjenigen verhehlet, welche merkwürdige Thaten thun! Denn den, der ſein Leben in Gefahr ſezt, um gute Thaten zu thun, um durch die Waffen und durch Tugend ſich empor zu ſchwingen, muß es empfindlich ſchmerzen, wenn man ſeinen Namen ſeinem General oder ſeinem Fürſten verſchweigt, von dem alle abhängen müſſen. Kein Raub übertrift den, welchen man an der Ehre und dem Ruhme eines andern begeht.

Die Belohnung mit baarem Gelde iſt eine neue, aber faſt die beliebteſte Reizung, wohl zu thun, weil es wirklich eine Schande zu ſeyn ſcheint, arm zu ſeyn; man muß ſich ihrer alſo billig bedienen.

Beförderungen allein ſind in der That, wenn man ſie genäuer betrachtet, nicht hinlänglich, nicht geſchikt, Belohnungen auſſerordentlicher Thaten abzugeben. Man muß kleinere haben, Preiſe von einem geringen Werthe, die den Muth beleben und das vortheilhafte Vorurtheil der Ehrliebe verſchönern.

Man kann nicht alle, die ſich hervor gethan, ohne gewiſſe Schwierigkeiten und ohne etwa hin und wieder einem andern rechtſchaffenen Mann, dem nur zu gleicher Auszeichnung die Gelegenheit gefehlt, Tort zu thun, durch Beförderung belohnen. Schöne Thaten verdienen Belohnungen,

her ſeinen Freunden, er hätte niemals eine ſüßere und lebhaftere Freude empfunden, und dieſe Belohnung, die geerndte Frucht ſeiner Arbeiten, überträfe alle ſeine Wünſche.

Das wahre Verdienſt ſtrebt nicht ſo wohl nach der Ehre des Lobes, als nach der Ehre, löbliche Thaten gethan zu haben.

gen: aber da sie sich nicht alle am Werthe durchaus gleich sind, so sollten die Belohnungen ihre Grade haben. Denn sollen die Beförderungen mit zu den Belohnungen gehören, so müßte die Einrichtung so gemacht werden, daß z. E. eine That, welche einige Thaler verdiente, nicht mit einer ansehnlichen Ehrenstelle bezahlt werde. Unternehmungen, welche die Gelegenheit gleichsam selbst hervorgebracht, ausüben, verdienet eine billige Belohnung, noch mehr aber, wenn die Gelegenheit selbst gesuchet worden ist. Aber einen glücklich Verwägenen, dem Verdienten und Geprüften in der Beförderung gleich zu halten, ist unbillig. Ein Mensch kann in einer Stelle der Armee nüzlich seyn, und Ruhm erwerben, den er in einer erhöhetern wieder verlieren würde. Man belohne die Herzhaftigkeit reichlich, aber den Gehorsam eben so gut; und man erhebe den, dessen Eigenschaften es verdienen, der seine Sitten, Moralität, und dabey Einsicht, Fleiß, Muth und Gehorsam zeiget, und zu befehlen im Gehorchen gelernet hat. Derjenige, dem die Sorge des Vorschlags zu Officierstellen überlassen ist, muß seine Candidaten kennen, er muß sie geprüft, ihre Fähigkeiten aus den Unterredungen, in die er sich mit den steigenden einläßt, gelernet haben, welches, wie schon gesagt, nicht besser als durch einen öftern leutseligen Umgang geschehen kann. Jene Fähigkeiten aber nicht kennen, ist ein Zeichen, daß man sie vernachläßige; sie so gar verschweigen, eine Untreue gegen den Staat, dem es daran gelegen ist, diejenigen Jünglinge, überhaupt diejenigen Officiere zu kennen, welche etwas versprechen; und da die Ehrliebe durch den Beyfall der Obern angefeuert wird, so ist es billig, daß einem jeden, der einen Befehl hat, aufgegeben werde, zwischen dem guten und Hoffnungsvollen Soldaten, dem Trägen und dem Taugenichts einen Unterschied zu machen. Sie müssen die Fähigkeiten und den Fleiß kennen lernen, und nicht verschweigen, Geschehet die-

ses aber doch, so entzieht man dem Verdienste seinen edelsten Lohn, und sezet den Geist der Ehrliebe zu tief herab. So versieget eine Quelle, woraus für das gemeine Wesen Vortheil und für die Tugend Ermunterung entspringt. Indessen geschiehet es leider nur zu oft, daß Hofkünste, die freylich nie den Weg in die Zelten finden, und dem Kriegsstande ganz fremde seyn sollten, dem Verdienst Hindernisse in den Weg legen, welche zu übersteigen, der eine zu schwach, und der andere zu edel denkend ist.

Ein jeder, der Ehre erwerben, jeder, der sich angeerbter oder erworbener Ehrenzeichen noch mehr werth machen will, sollte bestimmt wissen, auf welchem Wege er in dem Soldatenstande zu dem rechten Zweke gelangen könne. Da, wie ich schon vorhin sagte, die Lobenswerthen Handlungen deßwegen nicht alle einerley Werth haben, so sollten auch die Belohnungen nach diesem ertheilt werden. *)

*) Einige militärische Gesetze der Griechen, welche die Belohnungen und Strafen bestimmten, werden hier einen Platz verdienen. „Wer in der Schlacht bleibt, dessen Leichenbegängniß soll auf öffentliche Kosten gehalten werden. — Der Vater, dessen Sohn muthig fechtend stirbt, soll das Vorrecht haben, ihm eine Leichenrede halten lassen zu dürfen. Der soll des Todes sterben, der eine Besazung, ein Schiff, oder eine Armee verrathen hat. — Eben diese Strafe soll der leiden, der zum Feinde übergegangen ist. — Alle, die ihren Posten muthig vertheidiget haben, sollen höhere Stellen erlangen; die das Gegentheil thun, sollen degradirt werden. — Alle, die sich weigern, zur Armee zu gehen, alle Feiglinge und Ausreisser sollen vom Markte gejagt und niemal gekrönt werden, und nicht in die öffentlichen Tempel kommen. — Wer seine Waffen wegwirft, soll mit öffentlicher Schande belegt werden. Alle im Kriege zum Dienste unfähig gewordene und verwundete Soldaten sollen aus dem öffentlichen Schatze unterhalten werden. Für die Aeltern und Kinder derer soll Sorge getragen werden, die im Kriege geblieben sind. Sind die Aeltern um-

Die meisten militärischen Orden, jedoch der Preussische, der Marie Theresische, ehemals der St. Louis und wenige andere davon ausgenommen, pflegen ohne Unterschied ausgetheilet zu werden, und sind auch, wie jedermann weiß, nicht allezeit das untrügliche Merkmal einer ausgezeichneten Kriegsthat. Die Leichtigkeit, dieses Ehrenzeichen auf eine andere Art als durch vorzügliches militärisches Verdienst zu erlangen, macht natürlich sehr oft, daß der Zweck des Ordens verfehlt wird. Daß alle und jede, gegen die gerade nichts einzuwenden ist, einen Militärorden erhalten können, so bald sie nur einen gewissen Grad im Dienst erlangt haben, vermindert seinen Werth. Daß ihn nicht alle tragen, die ihn offenbar verdient haben, und ihn nicht alle verlangen, die seiner würdig sind, vermindert nicht weniger den Werth desselben. So ehrwürdig auch die Orden sind, als Mittel betrachtet, die zur Vaterlands-Liebe und zu militärischen Tugenden anfeuern, so werden sie doch das gar nicht leisten, wozu sie eingeführt sind, wenn sie nicht mit Gerechtigkeit und Beurtheilung nur allein jenen Tugenden ertheilt werden, und wenn, wie leider nur zu oft geschiehet, der Mann von Verdienst nakt und unbelohnt gelassen wird,

gekommen, so sollen ihre Kinder auf öffentliche Unkosten ernährt, und zur Schule gehalten, und wann sie zu reifern Jahren gekommen sind, mit vollkommener Rüstung beschenkt, zu ihren Gewerben, denen sie sich gewidmet haben, ausgestattet, und mit dem ersten Size an allen öffentlichen Orten beehrt werden. — Niemand soll aus dem Treffen entfliehen, sondern entweder siegen oder sterben. Wer seinen Schild in der Schlacht wegwirft, soll mit öffentlicher Schande belegt werden. — Wer den Feind durch List überwindet, soll dem Mars einen Stier opfern: wer ihn aber mit Gewalt besiegt, einen Hasen. Ueber jedes dieser Gesetze könnte man einen Commentar schreiben. Der Leser wolle selbst Vergleichungen anstellen.

Sie ihren alsdann auf, Auszeichnung des Verdienstes zu seyn; sie verlieren ihren Reiz, ihren Werth, ihre Achtung, und man verläßt sich darauf, daß es sehr leicht ist, so etwas davon zu tragen.

Seelen, die groß denken, sind freylich über das Lob, das so oft der Preis nicht so wohl der Tugend als des Glüks oder gar niedriger Umstände ist, erhaben, und ihr Werth wird dadurch nicht erhöht, aber der andern Menschen wegen ists nöthig, daß Verdienste und Vorzüge des Geistes und Herzens gepriesen und durch etwas ausgezeichnet werden.

Ein jedes Zeichen, das die Tugenden und die besondern Verdienste auszeichnen soll, ist ein stiller Zeuge, der denjenigen, der es trägt, bey jedem Anblik unabläßig an seine Bedeutung erinnert. Er wird es als einen Wächter über seine Ehre ansehen, und es muß denjenigen beschämen, der mit einem solchen Zeichen an der Brust, eine Handlung begeht, die dessen unwürdig ist.

Die Statuten haben alle die Gesezе der Ehre und der Tapferkeit zum Grund (kostbare, gleichbedeutende Worte in den Ohren der Helden!) und man vermuthet billig, daß derjenige, der ihren Orden trägt, Beweise solcher militarischen Tugenden an den Tag geleget habe. Ausserdem sind sie wirklich nichts als magnifiques bagatelles: denn man kann leicht mit Sinnbildern der Tugend und des militarischen Verdienstes behängen, aber das Verdienst selbst kann man nicht zugleich mit geben. Ein Orden hat auch an sich keine magische Kraft, er kann den Verdienstarmen nicht zum Mann von Ehre, und den Feigen so wenig zum Helden umschaffen, als eine Reliquie vom heiligen Ludwig; so wenig Heldenmuth geben, wenn er nicht schon vorher davon begeistert ist, als das Grabmahl des Marschalls von Sachsen, wenn er die Spize seines Degens auf dasselbe sezen würde.

Wer Lob und Belohnungen erhalten will, muß natürlich alles dasjenige meiden, was Tadel verdient. Die Duelle können weder gelobt, noch belohnt werden. Ein sicheres Mittel also, die Duelle seltener zu machen, wäre ohne Zweifel, wenn man sich auf alle erdenkliche Art jenen rühmlichen Ehrgeiz, Lob und Belohnungen zu verdienen, in den Herzen junger Krieger weckte, erhielte und verstärkte, und ihre Gemüther durchaus dahin zu lenken trachtete. Keine Gelegenheit müßte versäumt, kein Mittel unversucht gelassen werden, dem jungen Krieger Antriebe zu edler Nacheiferung zu geben. Findet man in ihm den Keim des Heroismus, so höre man nicht auf, ihn zu erwärmen: nur nach dem Maaße unserer Fürsorge wird dieser Keim Wurzel schlagen, stark werden und zur gehörigen Zeit mehr oder weniger schätzbare Früchte tragen: aber das vortrefflichste Land wird, wenn es keine gute Bearbeitung empfängt, nur Dornen hervorbringen. Man wird nicht sicherer zu jenem Zwek gelangen können, als wenn man alles aufsucht und alles anwendet, was zum Nacheifer militärischer Tugenden anreizen, und durch Nachahmung grosser Muster Ehrgefühl erweken und patriotischen Sinn bilden kann. Erhabene Muster reizen zur Nachahmung, und Bewunderung erhebt die Seele, dehnt sie gleichsam aus, und macht sie geschikter zu allen guten und ruhmwürdigen Unternehmungen. Wer nicht ganz stumpf oder verderbt ist, muß durch das Lob und die Kenntniß schöner, großer vorzüglicher Eigenschaften selbst edler und besser werden. So betrachtete Plutarch die Vortrefflichkeiten grosser Männer in der Geschichte, wie in einem Spiegel, und suchte sich diesen gleich zu bilden. Welch ein Vergnügen, ruft er in der Lebensbeschreibung des Aemilius Paulus aus, könnte größer seyn! welches zur Verbesserung unsers Charakters wirksamer!

Griechenlands Weise verstanden den Vortheil, den sie daher zur Bildung der Jugend, zur Hervorbringung großer Männer, zum Wetteifer in der Laufbahn der Verdienste ums Vaterland, ziehen konnten. Die Geschichte der berühmten Männer wurde der Jugend von frühen Jahren an eingeprägt, und schon in den Schulen erzählte man den Lehrlingen einzelne merkwürdige Reden, Thaten, Sentiments, die griechischen Sinn und Geist bilden konnten.

Wie wichtig das Studium der Geschichte zur Erhebung des Geistes, zur Ermunterung der Ehrbegierde, zur Bildung der Tugend und des Patriotismus sey, hat uns ein erhabener Menschenfreund, der Preussische Staatsminister Freyherr von Zedlitz, vor etlichen Jahren in einer vortrefflichen Abhandlung, über die Nothwendigkeit, den Patriotismus zu einem Gegenstande der öffentlichen Erziehung zu machen, gezeiget. *) Er wünscht in derselben, daß die Tugend und Religion dem Patriotismus den Weg bahne, weil der, welcher an die Vorsehung glaubt und mit Ergebung sich ihren Leitungen unterwirft, sicherlich ein vortrefflicher Bürger seyn werde: denn ohne Religion gebe es keinen Patriotismus. Er empfiehlt, daß man das allgemeine Wohlwollen in den Herzen der jungen Bürger erwecke, und sie dann zur Dankbarkeit gegen den Regenten und das Vaterland hinlenke.

Die Griechen und Römer geben uns hierin, wie wir schon öfter angemerkt haben, das schönste Beyspiel zur Nachahmung. Kaum hatte die Nation einige hervorstechende

*) pag. 43. sagt er: Le devoir de l'instituteur c'est d'inspirer et d'entretenir le sentiment de l'honneur. Il montrera dans l'histoire à ses eleves les grands exploits de leurs Ayeux et les animera à suivre leurs exemples; il les instruira de l'histoire de leur patrie et leur en rendra chers les interets.

Thaten, so wurden sie durch das öffentliche Lob verherrlicht, und durch die Nacheiferung vermehrt. Im Staatsrath, in der Versammlung des gemeinen Volks pries man die Tugenden der Vorfahren und Zeitgenossen. Ueberall ertönte der Ruhm einer großmüthigen That fürs Vaterland, und der Name dessen, der sie vollbrachte, unter dem Beyfall der angesehensten und weisesten Männer, unter den Freudenbezeugungen der ganzen Nation. Kronen, Triumphe, Statuen an den heiligsten Oertern gesetzt, angeschaut und verehrt vom Volke, öffentliche Lobreden auf Verstorbene, Grabmäler auf Kosten des Staats errichtet, und mit jährlichen Festen geheiligt: wie sichtbar mußten sie nicht eine großmüthige Handlung machen, wie weit ihr Andenken ausbreiten?

Man muß zu gleichem Zweck schon frühe in zarte, junge Seelen die Liebe zum Guten, zum Schönen, zum Großen, treiben; man muß ihnen die Tugend in rührenden Beyspielen vorstellen, damit sie sie lieben: man muß ihnen große Begriffe von ihren Fähigkeiten geben, damit sie es wagen, tugendhaft zu seyn: immer durch Schilderungen mit ihnen reden: durch sprechende Gemälde großer Thaten zu ihren Herzen dringen, und durch sinnliche Gegenstände ihre Leidenschaften entzünden. In der Jugend ist man noch des schönen Feuers fähig, das in den Helden der alten Zeit brannte, und des edlen Wunsches, die Lorbeeren einst an eben dem Orte zu pflücken, wo die würdigen Urväter sie gebrochen haben. Die Malerey edler Sitten, die Erzählung einer großmüthigen That wirkt auf der Stelle, reißt die Seele zur Bewunderung und den Willen zur Nachahmung. Große patriotische Thaten in rührenden Schilderungen an die Herzen gedrängt, Leben ruhmwürdiger Männer sind darum bey der Jugend von erstaunender Wirkung. Mancher Jüngling wird ein großer Mann werden wollen, wenn er von dem Genie und den Tugenden eines großen Mannes gründlich

gerührt ist: eben dieselben Tugenden werden in einem jungen Herzen aufkeimen, er wird bey der Nachkommenschaft eben die Stelle vertreten wollen, die jene erhabene Männer für sie so prächtig ausgefüllt haben. Der Trieb zur Nachahmung äussert sich oft durch Thränen, die jeder Vater mit der zärtlichsten Umarmung vergelten sollte. Themistocles war noch sehr jung, als die Griechen bey Marathon über die Perser siegten. Man prieß täglich in seiner Gegenwart den Miltiades, dem man diesen Sieg zu danken hatte. Themistocles ward dabey ganz stille und eingezogen: er entfernte sich von allen jugendlichen Belustigungen: seine Freunde fragten ihn um die Ursache, und diese schöne Seele gab zur Antwort: Die Siegeszeichen des Miltiades nehmen mir den Schlaf. Der Geschichtschreiber Thucydides weinte, als er in seiner ersten Jugend den Herodotus seine Geschichte mit dem allgemeinen Beyfall von Griechenland öffentlich in der Stadt Olympia lesen hörte. Was wird denn für mich zu thun übrig bleiben? rief der junge Alexander aus, als man ihm die Nachricht brachte, daß sein Vater Philippus eine Schlacht gewonnen habe. Homer hat unter den Griechen eine Menge Helden erzeuget. Man weiß, wie gern Alexander die Worte dieses großen Dichters las. Solche, bey der Jugend oft wiederholte Eindrücke stärken die Seele, und drüken ihr diejenige edle Ruhmbegierde ein, die allemal gewiß große Dinge hervorbringt, und den edelsten Patriotismus erwekt, wenn ihr die Tugend zur Seite geht: da hingegen Gefühllosigkeit für dieß alles ein sicheres Merkmaal ist, daß ein Jüngling zu nichts Großem tauge.

Man kann von der Wahrheit, der Wichtigkeit und der unbezweifelten Nuzbarkeit dieser Betrachtungen nicht überzeugt seyn, ohne zugleich zu wünschen, daß auch in unsern Zeiten dieses Nacheifern wirksamer gemacht werden möchte, und ohne dabey auf Mittel zu denken, auf welche Art sol-

ches, bey unsrer Verfassung, am besten geschehen könnte. Würde man hiezu ein schickliches Mittel angeben können, so würde man zugleich auch das bewährteste gefunden haben, die Duelle seltner zu machen. Ich weiß nicht, ob ich dieses auf dem rechten Wege suche; aber mich dünkt, daß eine Regiments-Chronik, mit Wahrheit, ohne Vorurtheil und niedere Neben-Absichten, mit richtiger Beurtheilung und der strengsten Unpartheylichkeit entworfen und unterhalten, nämlich, eine detaillirte fortgesezte Geschichte des Regiments oder des Korps, dem Zwek, den wir suchen, wenigstens ziemlich nahe kommen würde. Zwar findet man hie und da die Geschichte aller Regimenter eines Kriegs-Etats aufgezeichnet; aber wir ersehen in diesen Geschichten weiter nichts als eine summarische Beschreibung der Schikfale des Regiments; die Namen der Chefs, die es nach und nach gehabt; wann es errichtet worden, welche Veränderungen es nach und nach erlitten, welchen Feldzügen es beygewohnt, wo es sich hervorgethan, wie viel Kanonen, Fahnen, Pauken und Standarten es erbeutet, und so weiter. Aber, so viel mir bekannt ist, so soll jezt noch der Mann gefunden werden, der die kleinern Helden der Armeen, die merkwürdigen einzelnen Vorfälle; die besonders rühmlichen Verrichtungen eines Regiments, eines Korps, eines Officiers, eines Soldaten beschrieben und auf die Nachwelt gebracht hätte. Wir müssen, wenn wir Beyspiele haben wollen, im Queney, im Folard, nachsuchen, da wir doch gewiß auch deutsche und einheimische genug haben.

Wie ersprießlich und heilsam könnte aber eine solche Einrichtung werden, welche allein zur Absicht hätte, junge Seelen bis zum Enthusiasmus der Ehrliebe zu erheben! Wie viel würde selbst der Nationalstolz durch sie gewinnen! Wie werden die Officiere, ohne einen erhöheten Grad des Edelmuths, der sich selbst um Ruhm verläugnet, die, den an-

dern Ständen unbekannten Beschwerlichkeiten und die rühmliche Unterwerfung, wie den Neid der Träger, den Stolz der glüklichen Unbescheidenheit, die Tüke eines widerwärtigen Schikſals, den Verluſt über verſagte und weggeworfene Vorzüge, ertragen, und edel, der Tugend, der Ehre treu, von Niederträchtigkeit, Argliſt entfernt bleiben, wenn nicht Vaterlandsliebe und die Muſter einheimiſcher Helden ſie unterſtüzen? Auch unter uns gibt es Leute, welche, wie der Grieche zu dem Kameraden, dem allgemeinen Beſten zu gefallen ſagen: Schlage, aber höre mich auch. Auch wir haben unſre Verwandten, unſere Vorgeſezten und Brüder auf dem Wahlplaz muthig, nicht nach der Beſchaffenheit ihrer Wunden, ſondern nach dem Beſinden des Heers fragen gehört. Auch wir haben Leute, die bey langem Dienſt und großen Gelegenheiten, auf fremde Koſten reich zu werden, nie die Hand nach fremdem Gute ausgeſtrekt haben. Wer kennet dieſe Leute, wer ſondert die Helden von den trägen Schlachtopfern aus, die da mitgehen, fechten und fallen, weil ſie müſſen? O wie viel ſchöne Thaten werden in dem Tumult und Gedränge einer Schlacht begraben! wie viel andre gehen verloren, weil man ſie nicht bemerkt, oder weil die, welche Zeugen davon ſind, denſelben nicht die gebührende Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Auch in Friedenszeiten wie viel ſchöne Thaten bleiben im Dunkeln und ewiger Vergeſſenheit! wie viel edle, großmüthige Handlungen unbemerkt, welche die Nachwelt zum Nacheifer ermuntern könnten! Sollte dann unſre Aufmerkſamkeit nicht auch dergleichen auf den niedern Stufen antreffen? gewiß viele und viel mehr, als man glaubt. Aber es ſcheint, als wolle man den Werth einer Handlung nach dem Anſehen der Perſon abmeſſen, die ſie gethan hat, obgleich dieſe ihren Werth einzig von ihren Handlungen erhalten ſollte. Werden auch gleich die merkwürdigſten Handlungen zuwei-

len aufgezeichnet, so werden doch meistentheils die Namen derer, die sie verrichtet, mit einer sonderbaren Nachlässigkeit verschwiegen, und dadurch dem Verdienste der größte Theil der billigen, nichts kostenden Belohnung ungerecht entrissen. Der edle, der tapfere, der patriotische Mann, hat oft wenig, oder doch nichts verhältnißmäßiges zu erwarten: was bleibt ihm, wenn man ihm auch noch die einzige Belohnung, den Nachruhm raubet, für den erhabene Seelen so vieles wagen. Die Thoren, welche sogar über die Ehre sinnreich spotten, und sich für Weise ausgeben, lachen hierüber und über vieles andere, das für ihre kleine Seelen zu erhaben ist: sie suchen in andern Dingen Ehre und Ruhm; aber der Rechtschaffene achtet — hört sie nicht, das Andenken ihres ehemaligen Daseyns verwischet sich bald, und man erinnert sich ihrer nicht anders mehr, als wie man sich schädliche Dinge erinnert.

Man muß bekennen, daß unsrer Jugend auf allen Seiten ein angenehmerer Weg zum Vorzuge, zum Vergnügen in dem gemeinen Leben gewiesen wird, als die Tugend auf dem rauhesten ihrer Pfade, den der Kriegsgott vorzeichnet, erlangen kann. Man sollte wirklich, wenn man anders noch glaubet, daß ein Officier mehr als eine Maschine sey, wenn man glaubet, daß Tapferkeit und guter Wille etwas ausrichten, sich bemühen, diese Tugend annehmlich zu machen. Man muß diejenigen, welche sich tapfer bewiesen haben, durch das verdiente Lob belohnen, und jene reizen, noch löblicher zu werden. Wir kennen oft die Tugenden nicht; man verbirgt sie durch Neid vor uns, und die ihrem Berufe nach am meisten Nachsehen mit denen, welche sie bessern sollen, haben sollten, machen wohl gar Laster daraus. Andere sagen, diese That ist nicht für mich, sie ist übertrieben, und der, welcher sie thut, ein Sonderling. Man hat zwar die Gewohnheit noch wohl, den Leuten von ho-

hen Posten einen Lobspruch aufzusezen: aber auch dieses ist nicht häufig, nicht für meine Forderung zureichend. Keinem Kriegsmann sollte man es versagen, seine Vorzüge auf die Nachwelt zu bringen, und so würde vielleicht mancher, der sonst von edeln Thaten nichts zum Lohn hoffet, und vielleicht nichts als Vorwürfe und Gelächter davon trägt, die süße Einbildung haben, sein Beyspiel könne einen Nachfolger reizen. So wie niemand große Titel erwarten muß, um in seinem Dienste alles zu thun, wozu er fähig ist: so muß man auch nicht allein den Titeln die Belohnung widerfahren lassen, welche das Verdienst auch ohne sie fodert.

Betrachtet der edle Ehrgeiz die großen Männer, so wünschet er sich eher ihre Rechtschaffenheit, ihre Tugenden als ihre Titel. Wie schwer erwirbt sich ihre Bescheidenheit, Geduld, Vaterlandsliebe und Entschlossenheit, die wir an ihnen finden! Ich will nichts mehr sagen, man darf meine Meynung nur zu überdenken würdigen, so wird man gestehen, daß Beyspiele mehr auf die Seele wirken, als ein ganzes Buch voll Sittenlehren, und daß die Entschlossenheit sich eher in dieser Schule, als aus der Taktik, erlernen lasse. Nichts kann also widersinniger seyn, als wenn wir unterlassen, die rühmlichen Beyspiele unsrer Kameraden uns einander mitzutheilen, sie immer im Munde zu führen, sie Jugend zu erzälen.

Die Regiments-Chronik, die ich vorschlage, müßte daher alles dasjenige bemerken, was das Andenken der Nachkommen verdient, und besonders junge Herzen zu rühmlichem Nacheifer entflammen kann. Sie müßte nicht allein der kriegerischen Thaten, sondern auch jeder andern ausgezeichnet rühmlichen Handlung gedenken, sie müßte sich nicht einzig bey denen aufhalten, durch welche die Officiere vom ersten bis zum lezten sich hervorgethan, sondern auch dieje-

nige besonders rühmliche, herzhafte, edle That aufbewahren, durch welche sich der gemeine Soldat, unter der Menge seiner Kameraden ausgezeichnet hat. Eben so wenig dürfte sie das Schändliche und das Verbrechen verschweigen, das sich ein Officier unglücklicherweise zu Schulden kommen lassen. Dieses muß zur Warnung, und jenes zur Aufmunterung aufbehalten werden. Damit aber der Endzweck von beyden desto gewisser erreicht werden möge, so müssen die Personen, die sich durch rühmliche oder schändliche Handlungen ausgezeichnet haben, ohne Ansehen der Person, mit freymüthiger, gewissenhafter Unparteilichkeit namentlich aufgezeichnet werden. Um allem Mißbrauch, der sich so leicht in die heilsamsten Einrichtungen einzuschleichen pflegt, so viel möglich vorzubeugen, so müßte zur Anordnung und Aufsicht dieser Veranstaltung eine eigene Commission aus dem Staab und jeder Classe von Officieren erwählt, und sie, wie auch der Auditor oder Regiments-Quartiermeister, von denen einer die Feder führt, eydlich verpflichtet werden, bey der Eintragung des Merkwürdigen in die Regiments-Chronik, die gewissenhafteste Unparteilichkeit zu beobachten; nichts wegzulassen, noch hinzuzusetzen, was dieser entgegen wäre. Und da auch der Unterofficier und der gemeine Soldat Antheil an dieser Einrichtung haben soll, so müßten von jeder Compagnie ein Unterofficier und drey Gemeine ausgezogen werden, welche vernünftige Leute, von anerkannter Tapferkeit und unbescholtnem Rufe sind, und unter dem Vorsitz eines Staabsofficiers, zweier Kapitäne, und zweyer Subalterne eine eigene Commission ausmachen, welche nach Mehrheit der Stimmen über den Werth der besonders rühmlichen und tapfern Handlungen, das Recht der Entscheidung haben müßte. Wollte man das anerkannte Verdienst noch durch eine Medaille oder ein anderes Ehrenzeichen belohnen, wie es schon wirklich in Kal-

ferlichen und Russischen Diensten vielfältig geschiehet, so würde dadurch der Nacheifer zu herzhaften Thaten nur desto mehr verstärkt werden.

Damit man sich aber der Geschichte der Regimenter desto besser erinnern könnte, und überhaupt als mitwirkendes Mittel zu jener großen Absicht benützt, wäre es nöthig seyn, die Regimenter zu numeriren, die Zahl auf die Rokknöpfe der Gemeinen zu sezen, und die Regimenter nach der Nummer zu benennen, ohne jedoch den Namen des jeweiligen Inhabers wegzulassen. Denn es muß doch jeden Chef freuen und ihm schmeicheln, wenn das Regiment, dessen Ruhm er erhalten und vermehrt hat, mit seinem der Unsterblichkeit hiedurch entrissenen Namen, benennet wird. *)

*) Diese Einrichtung, die Regimenter zu numeriren, ist bey den Engländern und Franzosen schon lange, und in dem Hannöverischen Corps, an dessen Vervollkommnung mit dem glücklichsten Erfolg unablässig gearbeitet wird, in neuern Zeiten gemacht werden. Vielleicht hat man diese nüzliche Gewohnheit von den Römern angenommen, welche, wie man weiß, ihre Legionen durch die Zahl zu unterscheiden pflegten. Man erinnere sich der zehalen und noch einiger andern Legionen, welche unglaubliche Kräfte angewendet haben, den durch hundert außerordentliche Thaten erlangten Ruhm durch noch glänzendere zu erhalten und zu vermehren.

Die Garde-Regimenter und diejenigen, welche nach Fürsten benannt werden, in deren Hause sie erblich sind, bleiben unter diesem Namen stets kenntbar. Der große König Friedrich II. verstund in einem hohen und fast unnachahmlichen Grade die Kunst, seine Krieger mit unauslöschlichem Muth, Wetteifer und jenem hohen militärischen Ehrgefühl zu beseelen, welche Wirkungen hervorbrachten, die das gewöhnliche Maas menschlicher Kräfte zu übersteigen schienen. So war es zum Beyspiel eine große Belohnung, wenn Er einem Dragoner-Regimente, das sich durch tapfere Thaten mehrmalen

Wer könnte bey einer solchen Einrichtung kalt und fühllos bleiben; wer würde so wenig edeln Ehrgeiz haben, daß er nicht dahin arbeitete, auch einen rühmlichen Platz in diesem Buche zu verdienen? Wem sollte es gleichgültig seyn können, auf welche Art, ob zum Lob oder Tadel, zum Ruhm oder zur Schande, man sich einst in künftigen Zeiten seiner erinnern werde!

Die Belohnungen der Gefallenen können keine andere seyn, als Nachruhm. „Dieser Krieger ist den schönen Tod für die Ehre und Vertheidigung seines Vaterlandes gestorben; hat seinem Posten Ehre gemacht, seinem Vaterlande nüzliche Dienste geleistet.“ Sollte dieses Lob der Nachwelt einem ehrliebenden Menschen gleich gültig seyn können? Zwar hörter es nimmer, aber er genießt es in der Einbildung, und weiß, daß es seinen Kindern, Anverwandten ꝛc. noch nüzlich seyn, andere zu ähnlichen Thaten ermuntern, und sein Andenken unsterblich machen wird. Was für Mühe hat sich mancher schon gegeben, diese Ehre nach seinem Tode zu erlangen? Aber niemand erhält sie gewisser als der Held!

Die Belohnung der übriggebliebenen ist der beruhigende Beyfall des Gewissens, daß sie ihre Schuldigkeit nach ihrem Vermögen gethan, und als braver Krieger das Ihrige zum Sieg redlich beygetragen haben; dieß muß sie mit einer stillen Zufriedenheit erfüllen, die ihnen ihr ganzes übri-

ausgezeichnet hatte, erlaubte, hinfür den Marsch seiner geheiligten Schaaren, der Grenadiers, zu schlagen. Man weiß aber auch, welcher strengen Mittel er sich zuweilen unerbittlich bediente, um ein Regiment das ihm misfallen, und von dem er mehr erwartete, (vielleicht auch wohl manchmal mehr forderte, als es leisten konnte) wieder auf die Stufe des Ruhms hinzudrängen, auf der es ihm zu wanken geschienen hatte.

ges Leben versüßt. Das Gefühl der überwundenen Schwierigkeiten, das Bewußtseyn, Nuzen gestiftet zu haben, und zum äußern oder innern Wohl seiner Mitgeschöpfe wirksam gewesen zu seyn. — O gewiß, keine Freude und kein Vergnügen, das die Welt darbeut, kann mit diesem an Innigkeit, Unvergänglichkeit, und beseligendem Geschmak in Vergleichung gestellt werden! Wenn die Tapferkeit, wenn die militärischen Tugenden insgesammt, auch sonst keine Belohnung zu gewarten hätten, so wäre diese wahrlich schon hinreichend, einen jeden Krieger zu denselben zu ermuntern. Denn die Erfüllung seiner Pflicht ist einem edeln Menschen eine unaussprechlich süße, eine unaussprechlich beruhigende Belohnung: wie im Gegentheil dem Feigen, der seine Schuldigkeit nicht thut, sein Gewissen die bittersten Vorwürfe macht, und ihn so quälet und peiniget, daß ihm oft das Leben selbst entleidet ist. Wer die Macht des Gewissens schon an sich selbst erfahren hat, wird das Gewicht dieses Grundes um so eher einsehen.

Wenn also jenes vorgeschlagene Mittel nicht mehr wirkt, so möchte wohl keines mehr wirken, auch das der Strafe nicht. Es ist vielleicht das angemessenste für den Soldatenstand, und würde, wie ich glaube, mehr als einen heilsamen Zwek erreichen. Doch halte ich es nicht für das Einzige; es können noch mehrere zu gleicher Absicht beygefügt werden.

Das nothwendigste und nächste Mittel aber, welches auch auf alle andern vorbereiten würde, wäre ein öfterer bescheidener, vertrauter und gefälliger Umgang mit den Staabs-Officieren, welche wenigstens über das Wesentlichste und mit Verbannung alles Parteigeists, mit einander harmonirten. Hieraus würden ungemein viel wichtige Vortheile entspringen. Nähere und zuverläßigere Kenntniß der

Cha-

Charaktere und Fähigkeiten der Subalternen; für diese Belehrung mittelst lehrreicher Gespräche über die verschiedenen Theile der Berufsangelegenheiten; Berichtigungen mancher falschen Grundsäze; Erhaltung und Werthschäzung guter Sitten und Anständigkeiten, u. dgl. Staabsofficiere, denen es aus patriotischem Eifer und für ihre Ehre darum zu thun ist, Soldaten und nicht Figuren von Soldaten zu bilden, den Soldatengeist in ihrem Regiment zu erzeugen; die es verstehen, Lust und Liebe zu den Bestimmungsgeschäften einzuflößen, und dieselben dem Gemeinen, wie dem Officier werth zu machen; auch ohne kleine Gegenstände zu verachten, sich immer mit großen zu beschäftigen, um einst große Dinge mit ihren Untergeordneten ausführen zu können; Diese würdigen Väter ihrer Regimenter werden, wenn sie die hiezu erforderliche Einsichten und Talente besizen, nicht befürchten dürfen, sich je das geringste von ihrem Ansehen dadurch zu vergeben, oder, wie man sagt, mit ihren Untergebenen sich gemein zu machen; sie werden nicht nöthig haben, wenn sie mit allen verhältnißmäßig freundschaftlich und immer gerade, offen und rechtschaffen zu Werke gehen, deswegen Nachläßigkeiten, Fehler und Unordnungen im Dienste jemals ungerügt hingehen zu lassen.

Diese gesellschaftlichen Unterhaltungen mit den Officieren müßten vorzüglich in Gesprächen von militärischen Dingen bestehen, wo man die Mittel untersuchen würde, durch welche dergleichen Dinge, sowohl auf dem Uebungsplaze als vor dem Feinde, am besten ausgeführt, und der einzelne Mann sowohl als der Dienst überhaupt vervollkommt werden könnte; wo man die Einrichtungen des Soldatenwesens zergliederte, die Gründe aufsuchte, warum sie so und nicht anders sind, die Zweke derselben untersuchte, und von

kriegerischen Vorfällen alter und neuer Zeit, spräche. u. d. m. Hiebey müßten sie aber nie als Vorgesezte erscheinen, nie diese Gespräche leiten, nie entscheiden, nie verlangen, daß ihre Untergebene blos zuhören, oder nie etwas anders, als Ja, sagen sollten. Sie müssen sich die eigenen Ideen derselben frei vortragen lassen, und zugeben, daß sie ihre eigene Gesichtspunkte dafür haben. Sie müssen öfters nur bloße Zuhörer seyn, öfters gleichsam nur einhelfen, und das was gesagt wurde, ausbessern. Noch minder müssen sie etwa, bey einer Dienstangelegenheit, an dem folgenden Tage, die ihnen entgegengesezten Meynungen, oder die Widersprüche und die bessern Einsichten des einen, oder des andern, ahnden. Denn durch ein solches Verfahren würden unstreitig dergleichen Gespräche dem Untergebenen sehr bald lästig und ekelhaft werden, er würde ihnen hernach, so oft er nur könnte, zu entgehen suchen, und weit entfernt die Gesellschaft seiner Vorgesezten zu lieben, sie sorgfältig vermeiden, und ihr jede andere vorziehen. Freilich aber gehört von Seiten dieser Vorgesezten, zu einem solchen Benehmen, wofern sie nicht ihr Ansehn dabey auf das Spiel sezen wollen, eine wirkliche Ueberlegenheit des Geistes, eine wahre innere Würde der Seele. Sie müssen das, was sie sind, nicht bloß der Zeit oder dem Glük zu verdanken haben, sie selbst müssen auf ihr Handwerk und die verschiedenen Zwege desselben, Nachdenken verwandt und ihre Begriffe davon auf das Reine gebracht haben; sie müssen wirklich bessere und richtigere Einsichten, als ihre Untergebenen besizen; den Dienst und sich selbst darin zu vervollkommnen, muß ihnen wirklich und ernstlich am Herzen liegen, und ihr Eifer dafür nicht bloß in Worten und Gebärden bestehen; es muß Eifer der Seele seyn und aus Anhänglichkeit an die Sache selbst, und nicht aus ihrem Verhältniß zu ihr, entspringen; sie müssen ihren ganzen Geisteszustand sehen

lassen dürfen und überhaupt von allen Seiten her unbescholtene Männer seyn. *)

Wenn aber alles dieses in dem Vorgesezten sich vereinigt findet, so sind dergleichen Zusammenkünfte und Unterhaltungen auch von entschiedenem Nuzen. Sie sind das beste Mittel, den jungen Officier, welcher nur zu oft glaubt, daß es über das Soldatenwesen nichts nachzudenken gebe, und daß kein Vernünfteln dabey Statt finde, zum Nachdenken darüber anzuführen, oder Lust dazu in ihm zu erweken, ihn gleichsam auf die Spur der verborgenen Organisation der verschiedenen dazu gehörigen Materien zu bringen und aus einer wirklich bloßen Maschine zu einem vollkommenen Theile der größern Maschine, zu welcher er gehört, zu machen. Und eben so gewiß kann vorzüglich nur durch sie, ihm der wahre Gemeingeist seines Standes und Anhänglichkeit an denselben eingeflößt, und er vor allerley Unsittlichkeiten, nachtheiligem Umgang oder schädlichen Beschäftigungen bewahrt werden, so wie sie zugleich seinem Vorgesezten die sicherste Gelegenheit gewähren, ihn vollkommen von allen Seiten, als Menschen und als Soldaten kennen zu lernen. Auch steht es auf keine Art zu befürchten, daß dadurch nur eitle Wortmacher (raisonneurs) über das Handwerk, nur Officiere, welche blos gut zu sprechen und nicht zu handeln, und noch minder zu gehorchen wissen, gebildet werden dürften.

*) So wird der, durch seine großen Kriegstalente, die früh zu den glänzendsten Thaten gereifet sind, berühmt gewordene Preuß. Gen. Lieut. von Seydlitz, von seinem Biographen geschildert. Dieser versichert, daß diejenigen, die seines Umgangs am längsten genossen, unter mehreren, die Herren von Lossow, Zetmar und Hohenstock, sich in der Folge der Zeit, mehr oder weniger, und auf die eine oder die andere Art, in der Preußischen Armee ausgezeichnet haben.

Wahres Studium des Soldatenwesens wird weder dem Gehorsam, noch der Unterordnung nachtheilig; es führt vielmehr zu der lebhaftesten Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dieser Dinge. Es geht hier, wie bey mehrern Arten von Kenntnissen; nur die oberflächliche Einsicht wird nachtheilig.

Bey einem solchen Freundschaft und Vertrauen unterhaltenden, lehrreichen Umgang könnte man noch monatliche oder vierteljährige Zusammenkünfte der sämmtlichen Officiere veranstalten, welche gleichfalls die Zeugung und Unterhaltung des Gemeingeistes, (esprit de Corps) wechselseitige Belehrung und Erwekung des Nacheifers, durch Vorlesungen über die Pflichten eines gesitteten und ehrliebenden Soldaten; Schilderungen vaterländischer Schlachten, und Biographien edler, im Kriege berühmt gewordener Männer, und durch Urtheile über interessante alte und neuere Kriegsbegebenheiten, zum Endzwek haben müssen.

Wie jedes Regiment dafür zu sorgen hätte, einen Fond ausfindig zu machen, mittelst dessen eine kleine auserlesene Bibliothek angeschaft und unterhalten werden könnte; so müßten noch überdieß in den größern Garnisonen besondere und größere Bibliotheken, die durch den Beytrag des ganzen Corps unterhalten würden, zum allgemeinen Gebrauch, anzutreffen seyn. Wäre es auch noch möglich die hiezu erforderlichen Mittel zu finden, um in dieser großen Garnison einen geschikten und geprüften Mann aufzustellen, der die Mathematik und alle in das Genieweesen einschlagende Wissenschaften lehrte, so könnte dieser zugleich auch die Stelle eines Bibliothekars versehen. Vielleicht würde einer oder der andere von den Officieren des Artillerie- oder Geniekorps, dieses so gemeinnüzige und ehrenvolle Geschäft über sich neh-

men wollen, und dafür mit einem monatlichen hinlänglichen Zuschuß belohnt werden können. *)

Jene Säle oder große Zimmer, welche zu den Bibliotheken und Zusammenkünften bestimmt sind, würde man theils mit Sinnbildern der Ehre, des Ruhms und andrer heroischen Tugenden, theils mit Gemälden und Zeichnungen von alten und neuen Heldenthaten, und vornehmlich mit solchen auszieren, welche die Thaten der Regimenter ins Gedächtniß zurükrufen und zu gleicher Laufbahn anreizen.

Noch ein mitwirkendes Mittel, zu Erreichung jenes großen Endzweks könnten ganz einfache militärische Monumente, mit einer treffenden Inschrift abgeben, welche aus würdigen Veranlassungen dem ausserordentlichen Verdienste errichtet würden.

Ferner zu gewissen Zeiten veranstaltete Gedächtniß-Feyerlichkeiten und Feste, zum Andenken großer Feldherrn und edler Krieger, die sich durch Tapferkeit und andre schöne Thaten ausgezeichnet, von dem Officier-Corps der Regimenter und, wenn es seyn könnte, auch von den gemeinen Soldaten gefeyert; bey welcher Gelegenheit zugleich in diesen Versammlungen das Merkwürdigste aus der Regiments-

*) Die Kavallerie-Officiere, von denen die wenigsten ihre Quartiere in großen Garnisonen haben, sondern die meist auf das Land und oft sehr weit aus einander gelegt sind, werden freylich wegen ihrer Entfernung, nicht oft und mit mehr Beschwerlichkeit, jene Anstalten insgesammt benuzen können. Doch, wem von ihnen darum zu thun ist, sich belehrende Geistes Unterhaltung zu verschaffen, der kann sich Bücher aus den Bibliotheken kommen lassen; und wer den edeln Trieb in sich fühlt, Theil an jenen Herz und Seele erhebenden Zusammenkünften zu nehmen, dem wird der Weg nie zuweit dahin seyn.

Chronik vorgelesen,*) und bei dem Beschluß der Feyerlichkeit, welchen eine frugale Mahlzeit machen könnte,**) mitunter zweckmäßige ausdrücklich hiezu verfertigte rührende Aufmunterungslieder, von der Regimentsmusik begleitet, angestimmt werden müßten. ***)

*) Oestreichischen und Preußischen, Hannöverischen, Braunschweigischen und Hessischen Kriegern werden die Tage, wo sie unter so viel und so, bey Collin, Hochkirchen, Prag, Leuthen und Torgau, bey Crevelt, Minden, Corfeld und Vellinghausen gesieget, unvergeßlich und heilig bleiben. Den übriggebliebenen Veteranen kann die Wahl unter der Menge großer Thaten, nicht schwer fallen, abwechselnde würdige Gegenstände zu solchen Gedächtniß-Feyerlichkeiten zu finden, und die jüngern Helden bereiten in unsern Tagen neue ruhmwürdige Beyspiele für die Nachkommen.

**) Alle Völker und Völkerschaften jedes Zeitalters, sowohl gesittete als ungesittete, haben die Tischgesellschaften für eine der vorzüglichsten Vergnügungen gehalten. Sie sind noch heut zu Tage eine charakteristische Sitte bey den Britten. In alten Zeiten findet man diese Gewohnheit sowohl bey den höchstcultivirten Griechen, als bey dem ganz rohen Deutschen, und Minos und Lykurg verordneten ausdrücklich solche brüderliche Gastmahle. Bey solchen Mahlzeiten würden die freundschaftlichen Ideen der Menschensöhne, sich als Brüder zu betrachten, näher entwickelt. Hier, wo sich die höhern mit den niedern Ständen vermischen, würde das Gefühl in den nämlichen Schranken der Ehre, nach einem Ziele zu laufen und gleiche Lorbeern erringen zu können, jede Brust beleben, und die Würze ihrer Tafeln seyn. Hier würde ein jeder seine militärische Ideen und Grundsätze auskramen und seinem kriegerischen Enthusiasmus Libationen machen können.

***) Gesang und Lieder hat man zu allen Zeiten als Mittel gebraucht, Leidenschaften zu erregen, zu großen Thaten aufzumuntern, und das Andenken derer, welche dergleichen gethan haben, auf die Nachkommen zu bringen. So machten es die

Um von allem demjenigen nichts aus der Acht zu lassen, was stark auf die Sinne wirken, und die Eindrüke auf das Herz vermehren könnte, so müßten bey dergleichen in Lustlager oder großen Garnisonen, etwa jährlich veranstalteten Feyerlichkeiten, die Fahnen und Standarten irgendwo aufgepflanzt und von den vorbey defilirenden Regimentern, Bataillonen oder Compagnien, Mann für Mann, mit äußerlichen Zeichen der Ehrfurcht, berührt werden.

Schön, rührend und herzerhebend müßte es seyn, wenn man die eroberten Fahnen und Standarten jedem Regiment zur Verwahrung anvertrauen und bey solchen Gelegenheiten, diese sichtbaren Zeichen des erworbenen Ruhms, einem

nordischen und fast alle andre Völker. Die Griechen pflegten vor dem Treffen einen Streitgesang anzustimmen, und während dem Handgemenge den Muth der Fechtenden dadurch anzufeuern. Die Deutschen hatten ihre Minneränger. Wilhelm, der Bastard, aus der Normandie, ließ, als er die Eroberung von England betrieb, vor seiner Armee die Thaten Reynalds von Montaubau und Rolands, seiner Vettern, singen. Dieß war eine Romanze, und wurde, ehe man Handgemein wurde, von starken und guten Stimmen abgesungen. Noch heut zu Tag haben fast alle wilde Völker den brauch, ehe sie ihren Feind angreiffen und Thätlichkeiten anfangen, den Kriegsgesang anzustimmen.

Bey allen unsern Brüderschaften, z. E. den Freymaurern, macht der Gesang in ihren Versammlungen einen Theil ihrer äußerlichen Ceremonien aus. Auch Pfeffel, der unvergeßliche Pfeffel, der ehemalige weise Vorsteher der in ihrer Art unvergleichen Kriegsschule zu Colmar, hat sich bey gewissen Gelegenheiten des Aufmunterungs-Gesangs bedienet.

Ich schweige von den Hymnen, die man zu allen Zeiten der Gottheit zu Ehren abgesungen hat, und den Erbauungsliedern, die noch in der ganzen Christenheit im Gebrauch sind.

jeden anschaulich machen, und dadurch auch in einem jeden ehrliebenden Gemüth, stolze Anhänglichkeit an sein Corps und eine brennende Begierde, einst gleiche Trophäen zu erfechten, anfachen wollte.

Auf solche und andere ähnliche Art würden die Officiere den größten Theil ihrer Zeit ausfüllen, die ihnen der gewöhnliche Dienst übrig läßt. Sie würden sie unter Griechen und Römern, unter alten und neuen Helden zubringen. Diese großen Muster müßten ihren Geist erweitern, das Glänzende in den Grundsätzen und Thaten jener Völker und jener Krieger würde in ihren Herzen die edelsten Leidenschaften anfeuern, und sie von einer gewissen Seelenhitze glühend machen, die gelegenheitlich ganz gewiß in Handlung ausbräche.

Das Bewußtseyn von dem wahren Werthe des Corps geblert einen Stolz, welcher zum Keim der erhabensten Denkungsart werden kann. Das Gefühl der Würde unsrer Vorväter und Vorgänger auf der Laufbahn der Ehre, ist eine Triebfeder, ihnen gleich werden zu wollen. Seelvolle Bilder kühner Unternehmung der Gefahren für die Rechte des Vaterlandes machen die spätesten Enkel auf ihre Verältern stolz, gewähren dem ererbten Heldenmuth eine ewige Dauer, und treiben in Weichlingen heroische Sitten. Das Andenken der Tapferkeit, die um die Scheiteln unsrer Ahnen immer grüne Loorbeern wand, ist eine stäte Erinnerung, nichts zu thun, das ihres Namens unwürdig sey; zu glauben, daß wir eben groß werden können, als sie. Man muß sich der Vorväter und jener Helden erinnern, um ihrem Ruhme gleich zu kommen; man muß sich ihrer erinnern, weil sie Beyspiele für uns sind; man muß jene Thaten in Bildern aufführen und sie durch alle Reizungen der Beredsamkeit und der Ima-

gmatien und sonst auf alle nur mögliche Art, erhöhen. Alsdann leben die Väter unter ihren Enkeln, die Helden der Vorzeit unter ihren Nachkommen wieder auf; dann winken uns die Schatten der Erschlagenen auf das Schlachtfeld hin; dann beseelen sich die öden Trümmer und die alten Trophäen. Durch diese angenehme Schwärmerey lodert, anstatt der Eitelkeit kleiner Seelen, die Sehnsucht nach großen Thaten in den Herzen empor, ein neuer Eifer für den Staat, und die wahre Liebe der vaterländischen Tugend.

Die alten Völker ermunterten einander in die Wette durch das Andenken des Heldenmuths ihrer Vor-Aeltern zur Wachsamkeit in sorglosen Tagen, und zur Unerschrokenheit in den Zeiten der Noth. Die Korinther sagen, bey dem Thucydides: eure Väter sind auf rauhen und ungebahnten Wegen zu der Tugend emporgestiegen, ihr Beyspiel soll euch vor Augen bleiben, ihr sollt durch Reichthum und Müßiggang nicht verlieren, was Armuth und Arbeit gewonnen hat.

Alles verband sich bey den Griechen durch das Andenken ihrer Vor-Aeltern den alten Heldenmuth in aller Herzen zu pflanzen; diese Grundsäze, diese Denkungsart wurden die Quellen ihrer größten Thaten. Sie stellten zur Ehre derer, die für das Vaterland gestorben waren, ein öffentliches Leichenbegängniß an; eine Bühne ward drey Tage vorher errichtet, und auf derselben die Ueberbleibsel der Erschlagenen öffentlich ausgesezt; die Republik sorgte für den Unterhalt der Kinder jener Helden, bis sie die Jünglingsjahre erreicht hatten. Die gemeinsten Griechen wurden durch einen rühmlichen Tod dem größten Heerführer an die Seite gesezt: man erneuerte ihr Andenken durch die feyerlichsten Opfer bey der spätesten Nachkommenschaft; ihre Bildsäulen stunden bey den Bildsäulen der Götter.

Mit diesen Gedanken zogen die Griechen vor den Feind. Sie stellten einander jene Thaten vor, die das Zeichen zum Treffen gegeben war, sie riefen die Seelen der Abgestorbenen zu Zeugen des Tages herauf, an welchem sie ihres Namens würdig, siegen oder sterben wollten. Diese Entschlossenheit machte, daß der Schrecken vor ihnen herging, und führte sie mit heiterer Stirne den ehrenvollen Gefahren entgegen. So merkte alles zur edelsten Nacheiferung; Alexander suchte dem Achilles nachzuahmen, seine Soldaten dem Alexander. Diese Vergleichungen erhitzten ihre Einbildungskraft und gaben ihren Seelen hohen Schwung.

Erinnert euch, daß ihr Römer seyd, sagten die Feldherrn des alten Roms ihren Legionen. Diese kurze Rede machte sie bey den schwersten Unternehmungen unermüdet, bey den blutigsten Schlachten unerschroken.

Die Araber sind durch ihre Tapferkeit noch in unsern Tagen frey. Sie hören von der ersten Jugend in ihren Gezelten die Thaten ihrer Väter erzählen. Arabien hallet die Gesänge wieder, in welchen diese Thaten dem Andenken der Nachwelt übergeben sind.

Die Anordnungen und Gewohnheiten der alten Scandinavier verbanden sich, ihren Söhnen das Andenken der alten Tapferkeit einzuprägen. Diese Tugend war unter ihnen in ungemeinem Ansehen, und die Liebe zum Kriege tief in ihrer Religion gegründet. Der vergötterte Odin wußte die Wolusps, das Gesezbuch der Scythischen Nation, nach den Begriffen dieser Leute einzurichten; sein Paradies und sein Hölle hatten blos Rüksicht auf Tapferkeit zur Grundlage.

Alle Tugenden wichen bey den Gothen der Tapferkeit. Die alten Deutschen nahmen den gleichen Geist an. Die

schönen Töchter der Franken beglükten nur die braysten Männer mit ihrer Zuneigung. Germanien erscholl von seiner rauhen Waffen Klang. Auf jedem Grabe wehete die Fahne des Nachruhms!

Bey den tapfersten Nationen war der Stolz auf den Kriegsruhm der Vorältern die grösste Triebfeder der Tapferkeit. Die Kinder der Hunnen geriethen in eine Art von Raserey, wann man ihnen die großen Thaten ihrer Vorfahren erzählte; die Väter selbst zerflossen in Thränen, so oft sie sahen, daß sie nicht mehr hoffen dürften, ihren Söhnen gleich zu seyn.

Die Japaneser, ehemals ein kriegerisches Volk, suchten durch die Auferziehung die Begriffe von Heldenmuth und Tapferkeit in die zarten Seelen ihrer Kinder zu pflanzen; Krieg und Kriegslieder waren die erste Harmonie, mit der man ihre Ohren rührte. In den Schulen mußten sie die Werke ihrer Helden und die Geschichte ihrer Vorfahren abschreiben, die durch einen selbsigewählten Tod gestorben sind.

Eben dieser Stolz hat vormals die Helvetische Nation durch lange Gefahren über die Naken ihrer zahlreichen Feinde empergehoben; eine Hand voll Hirten errang ihr die Freyheit. Das Andenken dieser Hirten glühte, und sprach in den Herzen der tapfern Schweizer bey Laupen, bey Sembach, in der Gegend bey Basel und bey Murten.

Der Stolz, der sich auf das rühmliche Andenken an die Tapferkeit der Vorfahren gründet, ist also für jede Nation

eine reiche Quelle von unblegsamer Größe der Seelen und das sicherste Anreizungsmittel aller militärischen Tugenden.

Nach dieser, wie mich dünkt, nicht unnöthigen Abschweifung, um das Heilsame meiner Vorschläge zu begründen, kehre ich zu ihnen selbst zurük. Bey jenen Zusammenkünften, Feyerlichkeiten, Festen und andern zwekmäßigen Veranstaltungen also würde man sich gemeinschaftlich und auf die feyerlichste Art, schon vollbrachter Heldenthaten und derer, die fürs Vaterland gekämpft, und zum Theil ihr Leben dabey verloren haben, erinnern.

Hier müßte das hohe Gefühl der Ehre und der allmächtige Drang nach Sieg und Ruhm bey den Veteranen erhalten werden, die jungen Krieger müßten starke Eindrüke empfangen und von einem edlen Enthusiasmus beseelt werden. Hier könnte ein heiliges Feuer unterhalten werden, das zur Nachahmung großer Thaten entflammt und kältere Herzen erwärmt. Hier wäre die Gelegenheit, wo in jedem Herzen neue Entschlüsse zum Fortschreiten in allen militärischen Tugenden gefaßt und in diesen gestärkt werden könnten. Hier die feyerliche Gelegenheit, wo die Würdigung sein Selbst und des Corps, worin man dient, die wechselseitige Hochachtung und Liebe, das heilige schöne Band der Freundschaft und der Subordination, welche die verschiedenen Glieder des Corps zur Ordnung und Einigkeit unter sich, und zur Treue, zum Gehorsam und Liebe für Herrn und Vaterland, vereiniget, immer fester zusammen gezogen und unverbrüchlich gemacht werden müßte.

*) Dieß sollen eigentlich nur die Hauptzüge von einer Idee seyn, die ich aus Liebe für den Soldatenstand zur Prüfung und Verbesserung darstelle. Sie leidet unstreitig Abänderun-

Solche, oder ähnliche Anstalten würden wahrscheinlich zur Folge haben, daß die Nothwendigkeit und der Werth guter Sitten immermehr anerkannt, und eben dadurch auch die Veranlassungen zu Streitigkeiten und Duellen zur Seltenheit würden.

Wenn Sie mich nun endlich, meine liebe junge Freunde, fragen: Wie werden Jünglinge, wie wir sind, unsern Weg, den gefährlichen Weg des Soldatenstandes, unsträflich wandeln? So kann ich Ihnen zum Beschluß mit den Worten des seeligen Gellerts das darauf antworten, was eigentlich den Innhalt dieses Buchs ausmacht; nämlich: „Wenn Sie sich halten nach Gottes Wort." Es ist wahr, daß die Gottesfurcht allein keinen Soldaten macht, so wie sie keinen Gelehrten und Künstler macht. Allein wie sie die Seele des ganzen Lebens und die Anführerin zu allen Pflichten ist, so ist sie es auch besonders zu den Pflichten des Soldatenstandes. Der Soldat, der Gott wahrhaftig fürchtet, wird die Wissenschaft, die sein Stand fordert, sorgfältiger erlernen, fortsezen und ausüben. Er wird muthiger und gesezter in Gefahren, geduldiger in Beschwerlichkeiten, folgsamer und gewissenhafter in Ausrichtung der empfangenen Befehle, in Vollziehung der härtern billiger und schonender, und also immer geschikter zu seiner Pflicht und glüklicher in Erfüllung derselben seyn. Er wird selbst dadurch mehr Ehre und Liebe bey den Rechtschaffenen, und bey denen, die es nicht sind, erlangen. Eben weil er Religion hat und Gott überall fürchtet und gegenwärtig sieht, wird er den Müßiggang, die Quelle so vieler bösen Neigen und Zuläze. Vielleicht erzeuget sie, zu demselben Zwek, den andern, bessere und mehr ausführbare Gedanken. Würde dieses geschehen, so würde ich meine Absicht für erreicht ten.

gungen und so vieler Laster meiden. Er wird vorsichtiger in dem gesellschaftlichen Leben seyn, und weil er den Umgang mit schlechten Menschen nie ganz fliehen kann, so wird er desto mehr über seine Tugend und sein Herz wachen, und sich durch schlimme Beyspiele nicht verführen lassen. Eben weil er Gott fürchtet und ein gutes Gewissen höher schäzt, als alles verbotene Vergnügen, wird er auch nicht in die so gewöhnlichen Ausschweifungen der Wollust oder des Trunkes verfallen, die seine Kräfte verzehren und ihn weichlich, muthlos und zum täglichen Feind seiner Selbst machen. Er wird natürlicher Weise mehr Gesundheit und Stärke des Körpers und des Geistes geniessen, und die tausendfache Last des Krieges eher ertragen können. Er wird im Kriege wie im Frieden, im Felde wie in der Garnison, überall die Wege der Rechtschaffenheit und der Tugend wandeln, und in jedem Falle das thun können, was Gott gefällt, wenn er seinen Beruf mit Treue erfüllt. Im Lager wie in der Garnison sind die Sitten gesichert, wenn man die Tugend ohne Unterlaß vor Augen hat. Ja, gewiß, der Soldat, der Gott fürchtet, darf sich vor Nichts fürchten, auch vor dem Tode nicht! denn der Fromme ist auch im Tode getrost, und sein Tod ist der Schritt in eine ganze glükselige Ewigkeit. Der Segen ihrer Aeltern und ihrer Verwandten folget ihnen, und der Engel des HErrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus. Das Gebet zu Gott müsse Ihr Schild und Ihre Stärke seyn, nicht allein in den Gefahren des Kriegs, sondern in allen Hindernissen der Tugend und in allen Versuchungen des Lasters!

Bald, mein Sohn, bald werde ich dir meinen Degen übergeben, den mir das Alter aus der Hand windet; gebrauche ihn alsdann würdig zum Dienste deines künftigen

Herrn und zu deiner Ehre. Gehe einst getrost und freudig ins Feld zur Ehre Gottes, zum Dienste des Vaterlandes und zu deinem eigenen Glüke, erinnere dich daben, wen du zurük lässt; Freunde, Geschwister und Aeltern die dich lieben, die dich segnen und für deine Ehre zittern. Einen alten Vater, dem jedesmal, so wie jenen Vätern der Hunnen, eine Thräne im Auge zittert, wenn er denkt, daß er nicht mehr hoffen dürfe, den jungen Kriegern gleich zu seyn. So streite dann einst mit Treue für die Wohlfahrt des Fürsten, dem du sie geschworen haben wirst. Ein Tropfen Blut ist wenig für den Lorbeer, der auf dem Felde der Ehre zu erfechten ist. Komm einst mit Ehre und ja nicht ohne Schild zurük, oder laß dein Leben für das Vaterland mit denen, welche den Tod für die Wohlfahrt desselben nicht scheuen. Ich werde nie vergessen, daß deine Mutter keinen Unsterblichen geboren. Und sollte ich deinen Fall unter dem Schwerte des Feindes, erleben müssen und mein Haupt tiefer zur Grube neigen: so hoffe ich, nachdem ich den Zoll entrichtet, den die Natur fordert, noch Kräfte zu haben, zwar von Schmerz gebeugt, in den Tempel zu schleichen, um da Gott für einen tapfern Sohn zu danken, den er würdig geachtet, mit Ehren den ruhmvollsten Tod, den Tod für das Vaterland, zu sterben.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Drukfehler.

Seite 35.	Lin.	15.	ihrer lies: ihre.
— 59.	—	32.	rächen l. ruhen.
— 94.	—	10.	bey der frühern Ritter: l. bey den frühern Rittern.
— 113.	—	15.	Reihen l. Seinen.
— 124.	—	17.	der l. den.